Richtung und Leben

von

Dr. A. Pierson.

Aus dem Holländischen in's Deutsche übersetzt.

Mit einem Vorwort begleitet

von

H. Lang,
Pfarrer.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1866.

Vorwort.

Das Buch des Dr. Pierson, bis vor Kurzem Pfarrers in Rotterdam, betitelt: „rigting en leven“, hat in seinem Heimathlande eine begeisterte Aufnahme gefunden und rasch eine Reihe von Auflagen erlebt. Eine holländische Dame, welche der deutschen Sprache kundig ist, hat sich Zeit und Mühe genommen, das Buch aus dem Holländischen in das Deutsche zu übersetzen, und ich wurde ersucht, für dasselbe einen Verleger zu gewinnen und es mit einem Vorworte in die deutsche Lesewelt einzuführen.

Ich gestehe es, der erhaltene Auftrag hat mir viel Mühe verursacht, und der Eindruck, den das Werk auf mich machte, war ein getheilter. Neben vielen Schönheiten und hervorragenden Vorzügen hat das Buch nach meinem Dafürhalten seine schwachen Seiten. Der Verfasser vereinigt in sich religiöse Glut und zartes, sittliches Gefühl mit einem ebenso

scharf ausgebildeten Sinn für Wissenschaft und Kritik. Aber die beiden Seiten fahren aus einander; er sucht mühsam die Brücke, aber nach jedem Versuch gähnt die Kluft wieder.

Nach der Ansicht des Verf. hat es die Wissenschaft nur mit endlichen Causalitäten zu thun; von einem Unendlichen weiß sie Nichts; ihre Begriffe sind für dasselbe nicht eingerichtet; es giebt keine Metaphysik. Aber da steht die Religion als eine Thatsache von solcher Allgemeinheit, daß sie nothwendig als eine wesentliche Seite der menschlichen Natur betrachtet werden muß. Sie bringt eine reiche Welt des Unendlichen mit sich. Die Wissenschaft stutzt bei dem Anblick dieser unerwarteten Erscheinung und mißt sie mit großen Augen. Was soll sie damit anfangen? Läugnen oder für ein bloßes Phantom erklären kann sie die Religion nicht, dafür ist diese zu allgemein, zu sehr ein Theil unseres besten Wesens. Folgen kann sie ihr auch nicht; denn es giebt für sie, die nur in der Empirie festen Grund unter den Füßen fühlt, keinen Weg in's Unendliche. Was soll sie thun? Sie wird die Aussagen des religiösen Gefühls über das Unendliche messen an den Erkenntnissen, die sich ihr auf ihrem Gebiete als sicher ergeben haben. Treten jene nicht in Widerspruch mit diesen, so wird sie keine Ursache haben, ihnen das Recht der Existenz abzusprechen; sie wird zu ihnen sagen: „ich kenne euch nicht, aber ihr möget auf einer Wirklichkeit beruhen, die mir unzugänglich ist; ihr dürft nicht erwarten, daß ich euch den Stempel der Gewißheit auf die Stirne drücke, aber möglich, wahr-

scheinlich, vielleicht bis nahe an die Gewißheit hin wahrscheinlich könnt ihr gleichwohl sein." Mit andern Worten: alle Aussagen unseres religiösen Gefühles über das Unendliche, über das Wesen Gottes und seine Beziehung zur Welt sind ohne wissenschaftliche Bedeutung, sie sind Allegorien, Symbole, dichterische Hüllen, um ein Unnennbares in menschlicher Rede annähernd deutlich zu machen.

Dieß ist der Grundgedanke des ersten theoretischen Theiles unserer Schrift. Sicher ein höchst unerquickliches Ergebniß für die Religion, wie die Wissenschaft, wie sehr auch der Verf. sich anstrengt, das Trostlose tröstlich zu machen. Man wird sagen: wenn es mit der Sache der Religion nicht besser steht, so steht es mit ihr schlecht genug. Man wird wohl ein großes Zutrauen haben zu einem Dinge, das auf so schwachen Füßen steht! Die Religion wird wohl stärken gegen die Versuchungen des Lebens, trösten in den Leiden der Erde, die Seele adeln, wenn der Verstand uns jeden Augenblick in's Ohr flüstert: es ist vielleicht doch Nichts mit ihr, sie ist vielleicht nur der Wahn des Kindes, das sich mit der Hoffnung auf ein Wunder tröstet, wenn es die kostbare Schale seiner Hand entfallen und in Stücke zerbrochen am Boden sieht!

Und mit der Wissenschaft steht es nicht besser. Eine schöne Wissenschaft, die eine so bedeutende Wirklichkeit, wie die Religion nach des Verf. Voraussetzung sein soll, nicht begreift! die für eine so breite Seite des Lebens kein Wort des Verständnisses hat! Der eine dunkle Punkt, den sie in der ihrer

Erkenntniß vorgelegten Welt für immer stehen lassen muß, verdunkelt ihr ganzes Reich. Wo liegt die Bürgschaft, daß ein so blödes, so schlecht organisirtes, Auge nicht Alles trübe und verkehrt anschaut? daß unser Loos etwas Anderes ist als Wahn? Der Standpunkt der Betrachtung, welchen unser Verf. einnimmt, führt folgerichtig zum grundsätzlichen Scepticismus.

Die Fehler, welche den Verf. zu diesem unerquicklichen Ergebniß geführt haben, liegen übrigens auf der Hand. Er geht von einer ebenso einseitigen Auffassung der Wissenschaft, wie der Religion aus. Oder ist denn wirklich die Wissenschaft nur die Erkenntniß endlicher Causalitäten? Begegnet ihr wirklich auf ihrem Wege kein Unendliches? Ich denke, man dürfe mit größerer Wahrheit umgekehrt sagen: der Wissenschaft ist es nur um das Unendliche zu thun. Sie sucht, wie auch Pierson annimmt, in allen Dingen den inneren Zusammenhang, in dem Mannigfaltigen die Einheit, in den Erscheinungen das Gesetz. Ist aber der innere Zusammenhang der Dinge etwas Endliches und Empirisches? Ist das Gesetz nicht der Ausdruck eines Gedankens, der Gedanke aber etwas Geistiges, der Geist aber etwas Unendliches? Selbst die Erkenntniß der Dinge ist nicht ein reines Erzeugniß endlicher Kräfte, nämlich des Eindrucks, den die Dinge auf unsere Empfindungen und Vorstellungen machen, sondern unendliche, aus dem menschlichen Geiste entspringende Kräfte wirken bei der Erzeugung jeder Erkenntniß mit. Oder

hat Kant umsonst gedacht? Will man von seiner „Kritik der reinen Vernunft“ wieder auf Bako und Hume zurückfallen?

Fasse man nur die Weltwissenschaft als Das, was sie ist: als die Erkenntniß des Unendlichen im Endlichen, so giebt es keine grundsätzliche Kluft zwischen Wissenschaft und Religion; die Welt, in welcher sich diese bewegt, ist auch jener von Anfang an vertraut.

Man erfasse aber auch das Wesen der Religion richtig! Die Religion Pierson's tritt sehr trotzig gegen die Wissenschaft auf den Kampfplatz. Sie verlangt für ihre Existenz einen anthropomorphischen (menschlich gedachten) Gott. Da wird natürlich auch die Wissenschaft ihrerseits trotzig und erklärt: „da gehe ich nicht mit; die absolute Macht der Welt und ein menschenähnlich gedachtes höchstes Wesen vertragen sich nicht mit einander.“ Der Dualismus zwischen Glauben und Wissen wird schroff, die Kluft scheint unausfüllbar. Aber siehe! die Gegner vertragen sich, nachdem sie lange genug mit einander geschmollt haben. Die Weltwissenschaft läßt sich den Gott, den sie auf ihrem Wege nicht gefunden hätte, von der Religion geben, wir dürfen wohl sagen, aufschwatzen, die Religion aber, die findet, daß ein Dienst des anderen werth sei, wird geschmeidig und nimmt von der Wissenschaft den ununterbrochenen Causalzusammenhang der Dinge an. Sie läßt sich von der Wissenschaft zu einem Gott bekehren, der nie in die Welt eingreift und unmittelbar handelt,

dessen Willen und Gedanken die Weltgesetze sind, dessen Wirksamkeit zusammenfällt mit der Thätigkeit der im Universum angelegten Ursachen und Wirkungen. So wird aber die Religion am Ende etwas Anderes, als sie am Anfang war. Der Verf. hatte also im Anfang seiner Untersuchung die Religion einseitig definirt und daher kam die Kluft zwischen ihr und der Wissenschaft; am Ende stellt es sich heraus, daß die Kluft in dieser Weise gar nicht vorhanden ist. Der Verf. hatte vergessen, daß Spinoza und Schleiermacher mit einem aller menschlichen Aehnlichkeit entkleideten Gottesbegriff sehr religiöse Menschen gewesen sind; er hatte außer Acht gelassen, daß der Anthropomorphismus sich allerdings im Gebiet der Religion sehr natürlich einstellt, aber darum noch keineswegs zu ihrem Wesen gehört.

Es sind demnach stellenweise unerquickliche Steppen, durch welche Pierson im ersten theoretischen Theile seines Buches uns führt. Und doch ist der Führer ein so geistvoller und unterhaltender Mann, er weiß so reizend zu erzählen, so klar und gefällig darzustellen, daß wir den Weg, den wir frühe als einen Irrweg erkennen, doch gerne mit ihm bis zu Ende gehen und zuletzt das Bekenntniß ablegen: mit einem geistvollen Mann durch öde Steppen zu wandern ist mehr werth als mit einem langweiligen Pedanten durch grüne Wiesen, und man lernt von ihm auf jedem Schritt, auch wo man von ihm abweicht.

Und die grünen Wiesen kommen. Der zweite praktische

Theil zeigt die sittliche Gesinnung, das kirchliche Leben, die socialen Aufgaben, die Kunst im Lichte der modernen Weltansicht. Und hier zerstört unser Führer so viele eingewurzelte Vorurtheile und sagt so viel Schönes und Wahres mit allem Reize einer leichten und gefälligen Darstellung, daß es Schade wäre, dieses Buch dem deutschen Publikum vorzuenthalten, das wahrhaftig in der Gegenwart keinen Ueberfluß an Schriften hat, welche religiös zugleich bilden und aufklären.

Was die Uebersetzung betrifft, so habe ich mich überall bestrebt, undeutsch Klingendes zu verbessern, aber gleichwohl wird es sich nirgends verbergen lassen, daß die Uebersetzerin eine Holländerin ist. Auch in der Sache selbst wird sich der Leser oft in specifisch holländische Zustände hineinversetzen müssen, die mit den unsrigen sehr verwandt, doch ihnen nicht immer gleich sind. So trifft die Schilderung der theologischen Partheien nicht durchaus mit unseren Bezeichnungen zusammen. Manches, was der Verf. zur liberalen Richtung rechnet, sind wir gewohnt, um des geringen Unterschiedes willen unter die Orthodoxie einzureihen. Auch der Ausdruck Positivismus im Sinne einer Wissenschaft, welche alles Uebersinnliche und Unendliche läugnet, ist bei uns nicht einheimisch, wir sagen eher dafür: Empirismus oder Materialismus. Doch wird der Leser solche Schwierigkeiten bald überwunden haben.

Indem ich dem Verf. für den reichen Genuß und die mannigfaltige Anregung, die seine geistvolle und lebensfrische Schrift mir gewährt hat, wie dem geehrten Herrn Verleger

für sein freundliches Entgegenkommen herzlich danke, erfüllt mich der Gedanke mit Freude, die Schrift bald auch in deutschen Landen in recht Vieler Händen zu wissen.

So trete denn dieses Buch seinen Lauf auch unter uns an: ein Stein mehr in den trägen Sumpf unserer Kirchenzustände, damit die Wellen sich kräuseln und die todten Wasser sich regen! Sie sind so nöthig, diese Steine!

Meilen am Zürichsee im Nov. 1865.

H. Lang, Pfarrer.

Inhalt.

Erster Theil.

Erstes Kapitel. S. 1—27.

Wer heißt liberal? — Der Liberalismus gewürdigt. — Drei Zweige an Einem Stamme. — Repudiamus traditiones humanas! — Willkürliche Unterscheidung zwischen canonisch und apocryf. — Was der Protestantismus der Tradition verdanke. — Seligkeit und Verdienst. — Einerlei Praxis. — Orthodox und liberal. — Neue Einbildung. — Versöhnte Feinde. — Der Supranaturalismus. — Enttäuschung. — Ein neuer Trieb. — Die Macht der Fiction — Die Macht der Fiction erklärt. — Unverstandenes Streben. — Zu früh geschlossene Wunden. — Uebertreibung

Zweites Kapitel. S. 28—78.

Unser Erkenntnißvermögen. — Religiöse Erkenntniß. Ihre Quelle. — Ihre Stellvertreterin. — Ihr mangelhafter Zustand. — Volksglauben. — Kritik des Volksglaubens. — Der Begriff der Persönlichkeit. — Gott unser Vater. — Gott unser Vorbild. — Kritik des rein speculativen Gottesbegriffs — Die Philosophie in ihrem Rechte behauptet. — Ruhe, auch Harmonie? — Das Recht der Logik. — Kritik der Gewißheit Vieler. — Mangel an Nachdenken. — Das Sichberufen auf die Geschlechter der Vorzeit. — Bücherdienst. — Bibelautorität. — Gefühlstheologie. — Rationalismus. — Kritik des Rationalismus. — Die ethische Richtung. — Kritik der ethischen Richtung. — Gottes Liebe und unser Ringen. — Der Positivismus. — Kritik des Positivismus. — Anfängliches Ergebniß. — Was nicht. — Was wohl. — Kritik des Skepticismus. — Der kritische Standpunkt und die Würdigung Jesu. — Was wissen wir von Jesus? — Was verdanken wir Jesu? — Jesus, von seiner Kirche verurtheilt. — Kritik der christlichen Kirche —

Drittes Kapitel. S. 78—148.

Zweiter Theil.

Viertes Kapitel. S. 151—180.

Fünftes Kapitel. S. 181—235.

Kirche, nicht geliebt. — Kirche und Kirchgenossenschaften. — Der Clericalismus und Jesus. — Nutzen der Kirchgenossenschaften. — Wie dieser Nutzen zu beurtheilen. — Beschwerden. — Die kirchliche Wiege. — Kirchliches Unvermögen der Heterodoxie gegenüber. — Kirchliche Zucht, eine Illusion. — Programm und Regulirung einer Kirche. — Der geistliche Stand. — Seine erste Pflicht. — Ueberflüssigkeit, seine letzte Bestimmung. — Allmählige Ueberflüssigkeit, seine Bestimmung. — Paris en Amérique. — „Von gleicher Bewegung". — Theologische Vorbereitung. — Der Clericalismus, einer der Henker Jesu. — Der Clericalismus, eine Thorheit. — „Die Brüderkrankheit." — Anders als Pio nono. — Der Prediger. — Der Nutzen der Predigt — Wie zu predigen. — Beredsamkeit, unsre Plage. — Die beleidigte Muse. — Deine Predigt gleich deiner Tochter. — Pas tant de familiarité. — Zulauf und Nutzen. — Verdienst des Methodismus um die Predigtform. — Die Persönlichkeit Jesu, das Object der Predigt. — Wie wir diese Persönlichkeit kennen lernen. — Die Predigt, anders aufgefaßt, eine undankbare Aufgabe. — Wärme und Unabhängigkeit der Predigt von Jesus gesichert. — Das innere Leben Jesu der Maßstab des unsrigen. — Die Religion der Versöhnung. — Katechisation, öfter Mystification. — Die Katechese, welche ein Traumbild ist. — Der Katecheet und Jesus. — Der Pastor. — Jesum zu lieben ist die Armen zu lieben. — Der Hirte, der Armen Zuflucht. — Galiläische Farbentöne. — Krankenbesuch. — Stärkung des Geistes, der beste Trost. — Ein Heiland rührt den Aussätzigen an. — Ruhe. — Allen Alles. — Des Predigers Freud und Leid.

Sechstes Kapitel. S. 236—284.

Der Geist des Fortschritts. — Der Geist des Conservatismus. — Die Kirche, die römische Kirche. — Die Siege der Kirche. — Ihr Verdienst. — Ihre nothwendigen Fehler. — Unumgängliche Mängel. — Höflicher Abschied. — Ein contradictio in adjecto. — Das sociale Leben tritt an die Stelle der Kirche. — Die Tochter an die Stelle der Mutter. — Lebensbedingung der Gesellschaft. — Der Zweck des Lebens, nicht jenseits — Der Lebenszweck hier unten — Das menschliche Ideal, nicht denkbar. — Unvermeidliche Beschränktheit. — Niemand überflüssig. — Eine großmüthige Lebensansicht. — Bestimmung, Maßstab der Pflicht. — Zwei Principien. — Das Problem der Moralität, philosophisch. — Alle Tugenden, sociale Tugenden. — Menschenliebe die erste Pflicht. — Ein Becher kalten Wassers, ein Dienst Christi. — Der Pulsschlag unsrer Philantropie. — Vaterländischer Particularismus. — Kein individueller Ehrgeiz. — Die öffentliche Meinung, Spiegel und Hebel des socialen Lebens. — Verantwortlichkeit Aller. — Profetische Charaktere. — Pflicht der profetischen Charaktere. — Die Geschichte und die öffentliche Meinung. — Die höchste Genialität. — Irrthum der Unkirchlichen. — Irrthum der Kirchlichen. — Rein und unrein. — Ausdehnung der Losung Cavour's. — Gefährliche Einseitigkeit. — Die Aufgabe des socialen Lebens, ein Ganzes und heilig. — Die Kunst

Richtung und Leben.

I.

Einem Ruf hab' ich gelauschet,
Den du mir in's Herz gesendet,
Ew'ger Vater, Quell des Lichts!
Mein Verderben ist gewendet,
Nicht mehr todverkündend rauschet
Mir der Sturm des Weltgerichts.
Doch, wie sie mir Schaden brächten,
Stets die Schaar der Feinde sinnt —
Rette du aus diesen Nächten,
Vater, dein geliebtes Kind!

Maßlos in der Welten Reiche
Strebt des Geistes kühne Schwinge
Hoch ob allen Klüften hin.
Doch zu mächtig sind die Dinge;
Nimmer zwing' ich sie in's Gleiche,
Ewig schwankt und fehlt mein Sinn.
Ach ich weiß nicht, ob zur Rechten,
Ob zur Linken Pfade sind —
Rette du aus Zweifelsnächten,
Vater, dein geliebtes Kind!

Mag in heil'gem Muth ich streben,
Ganz die Welt mir zu erkämpfen,
Daß sie diene deinem Reich:
Ach ich kann sie doch nicht dämpfen,
Oft noch muß ich mich ergeben
Ihrem Locken süß und weich.
Schau, wie sie mit Zauberflechten
Ihrer Schönheit mich umspinnt —
Rette du aus Sündennächten,
Vater, dein geliebtes Kind!

Ja, du nährst die Kraft! Gewaltig
Steh' ich in dem Streit als Sieger!
Aber weh, mich trifft ihr Zorn,
Und den kühnen Gotteskrieger
Trifft, verschmäht, sie vielgestaltig
Mit des bittern Todes Dorn.
Mit dem letzten Feind zu fechten
Hilf, Herr! meine Kraft verrinnt —
Rette du aus Todesnächten,
Vater, dein geliebtes Kind!

Gottfried Kinkel. Gebet.

Erstes Kapitel.

Ipse homo .... nullo modo perfectus
sed quaedam particula perfecti.
Cicero de Nat. Deor. XIV.

Mit Bescheidenheit glaube ich, der richtige Moment sei gekommen zur näheren Karakterisirung der „modernen Richtung", wie sie, ihren Grundsätzen treu, sich, meiner Auffassung nach, im Leben zu offenbaren habe. Ihre Grundsätze und die daraus hervorgehenden praktischen Folgen ins Licht zu stellen, das ist die mir mit dieser Schrift gestellte Aufgabe, wobei ich jedoch nicht vergessen will, daß einige Grundsätze der modernen Richtung nicht ihr ausschließlich angehören.

I.

Namen entstehen nicht willkürlich. Der Name modern ist populär geworden. Dieß beweist schon, daß die Richtung, welche in gegenwärtiger Zeit auf kirchlichem und außerkirchlichem Gebiet die Meinungen in zwei Lager theilt, eines neuen Namens bedurfte, um sich von den Richtungen zu unterscheiden, die bis dahin in der Kirche einen gewissen Ruf erlangt hatten.

An und für sich mag dieses Bedürfniß etwas befremdend erscheinen. Die Benennungen conservativ und liberal waren nun einmal da; die moderne Richtung ist ja, was man eine liberale Richtung zu nennen pflegt; warum nun an die Stelle der Benennung liberal die Benennung modern treten lassen?

Meiner Meinung nach liegt die Antwort zu Tage. Die moderne Richtung ist zwar liberal, doch nicht jede liberale Richtung ist durchdrungen von modernem Geiste.

Der Gebrauch bestimmt oft die Bedeutung der Worte. Und wenden wir uns hier gewissenhaft an den Gebrauch, so kommt mir vor, man nenne liberal einen Jeden, der in Kirche und Staat von der traditionellen oder allgemein angenommenen Meinung mehr oder weniger abweicht.

Sonderbar, daß dieß je liberal genannt worden. So ist es jedoch und nicht anders. Ein Katholik, der an Freitagen Fleisch ißt, heißt ein liberaler Katholik; einen Prediger der protestantischen Kirche, der den zweiten Brief Petri für unächt erklärt, oder Gott den Sohn Gott dem Vater unterordnet, oder auch zwar die Erbsünde, doch nicht die Erbschuld glaubt, einen Solchen nennt man einen liberalen Prediger.

So ist liberal ziemlich gleichbedeutend geworden mit heterodox. Ist Einer bedenklich heterodox, so heißt er auch sehr liberal. Veranlassung genug zu manchem nicht unverdienten Spott! Wer nur immer möglichst intolerant war dem orthodoxen System gegenüber, der prangte mit dem Ehrentitel eines Liberalen, bloß weil seines Bedünkens jenes System zu verwerfen war. Ein schöner Liberaler! so lautete es dann aus dem Munde der Gegenpartei, und es war ihr kaum zu verargen, daß sie, die ursprüngliche Bedeutung des Wortes liberal geschickt benutzend, unwillkürlich oder absichtlich vergaß, welche uneigentliche Bedeutung dieses Wort allmählig erhalten hatte.

Es wäre eitles Streben, diesen Sprachgebrauch ändern zu wollen. Man möge noch so oft und auf's Bestimmteste von den intoleranten Liberalen sich absondern, umsonst! Bist du einmal heterodox, deine Strafe wird lebenslänglich bleiben, daß man dir die nicht zu leugnende Intoleranz der Partei, der du zugezählt wirst, tagtäglich zum Vorwurf macht.

Wem nun liberale wie orthodoxe Intoleranz in gleichem Maße zuwider ist, ja erstere noch etwas mehr als letztere, der lasse einfach den Ehrentitel eines Liberalen fahren, und nöthige das Publicum, ihn anders zu taufen.

In noch anderm, nicht weniger sonderbarem Sinne wird das Wort liberal im gewöhnlichen Leben angewendet. Es bedeutet dann soviel als aufgeklärt. Die conservative Partei hat einen irrationellen, die liberale, so heißt es, einen aufgeklärten Glauben. Und untersucht

man nun, worin dieser aufgeklärte Glaube bestehe, so kostet es freilich einige Mühe dieses höhere Licht zu entdecken. Ganz willkürlich ist auch hier eine Grenzlinie gezogen worden. Glaubt Einer an die Dreieinigkeit, er wird Mystiker, Autoritätsgläubiger oder wie auch benannt, — nur nicht liberal. Behauptet ein Anderer dagegen unverrückt, eins sei nicht drei, und drei nicht eins, und bekennt er auf diesem Grunde, Jesus von Nazareth sei in seiner Präexistenz einfach (!) eine metaphysisch-göttliche Person, aus himmlischen Regionen (?) auf unsre Erdkugel hinab gestiegen, so wird er den liberalen und aufgeklärten Theologen zugezählt. Die Prädestinationslehre überläßt man am liebsten den Separatisten; wäre es aber unvereinbar mit einer liberalen oder aufgeklärten Theologie, anzunehmen der Mensch habe zwar einen freien Willen, dennoch aber werde Gott zuletzt Alles zurechte bringen? Durchaus nicht. So scheint die liberale Theologie ihre höhere Vernünftigkeit in einer Art von Vergleich zu suchen, den sie mit dem irrationellen Dogma schließt, ein Vergleich, wodurch dieses zwar noch immer über die Vernunft hinausgeht, die der Vernunft gar zu anstößigen Seiten jedoch mehr oder weniger in den Hintergrund treten.

Offen gesprochen: Anmaßung einer gewissen auf eigene Autorität hin umschriebenen Freiheit sowohl in Hinsicht der Tradition der eigenen Confession, als dem kirchlichen System gegenüber, in so fern es die menschliche Fassungskraft übersteigt, ist nicht dieses das eigentliche Merkmal der liberalen Partei?

Es ist durchaus nicht meine Absicht, den relativen Werth dieser Partei in Abrede zu stellen. Wäre sie auch Gegenpartei, Niemand kann seine Gegenpartei entbehren. Zudem haben wir in solchen Fällen den moralischen Karakter einer Ueberzeugung nicht zu beurtheilen. Und gewiß war es bei sehr Vielen nichts anderes als ernste Gemüthsüberzeugung, ja sogar der Wunsch ein möglichst biblisches Christenthum zu bekennen, was sie vermochte sich der sogenannten liberalen Partei in der Kirche anzuschließen. Es hat Manchen unter ihnen großen Kampf, viel Selbstverleugnen gekostet. Manchen hat es Schmach in dieser Welt gebracht, eine Schmach, die sie sich für berechtigt hielten die Schmach Christi zu nennen. Auch ist es das bleibende Verdienst der liberalen Partei in der Kirche, daß sie die

Fahne der freien Forschung muthig emporgehalten, ob auch diese Fahne sie kaum je zu entscheidendem Kampfe geführt. Mag sie kein Heer zu glänzenden Siegen angeführt haben, sie hat doch die Regimenter in Stand erhalten, die für Aufklärung und Fortschritt das Schwert zu gürten bereit sind.

Die Freunde der modernen Richtung haben dieß offen und dankbar anzuerkennen. Ist aber dieser Zoll ihrer Dankbarkeit entrichtet, so dürfen sie unbedenklich erklären, die moderne Richtung sei dem sogenannten Liberalismus nunmehr nicht mehr oder nicht weniger verwandt als der sogenannten Orthodoxie. Einem schönen Ziele hat die Orthodoxie nachgestrebt; nicht weniger ist die Aufgabe des Liberalismus anzuerkennen; die moderne Richtung aber kann sich keiner von Beiden ganz anschließen, mag sie auch für ihre eigene Entwicklung der Orthodoxie, besonders in pietistischer Form, nicht Geringes danken. Glücklicher Weise wird ein solches Anschließen von keiner der beiden Parteien verlangt.

II.

Leicht wird es ihr, Beiden gegenüber die gleiche Unparteilichkeit zu behaupten; denn, soll sie unumwunden reden, so muß sie, meiner Meinung nach, leugnen, daß es in theologischem Sinne irgend einen wichtigen Unterschied zwischen orthodox — römisch-katholisch oder protestantisch — und kirchlich-liberal gebe. Zwar verkenne ich nicht den Unterschied dieser drei Richtungen in ihren respectiven Beziehungen zu dem socialen und sittlichen Leben. Von dogmatischem Standpunkt aber ist dieser Unterschied unwesentlich und wird auch fortwährend je nach den Umständen modificirt; zuweilen sogar verliert er seine Schärfe bis zur endlichen, vollkommnen Verwischung der Parteien. Soll es überhaupt für den Theologen einen Unterschied zwischen Religionsparteien geben, so muß dieser ein principieller sein. Was aber könnte sich hier als ein principieller Unterschied herausstellen?

Es gibt keine principielle Differenz zwischen der römisch-katholischen und der protestantischen Orthodoxie. Das mögen die Reformatoren sich freilich anders gedacht haben; doch war dieß eine Einbildung, die noch heut zu Tage auf leicht begreifliche Weise von

Vielen getheilt wird. Der Dogmatiker aber, dem es um Begriffe und nicht um persönliches Vorurtheil oder kirchliche Tradition zu thun ist, blickt tiefer. Wohl ehrt er die Kirchenreformation als eine muthige That, die reiche Früchte getragen; wohl erkennt er sie an als die unmittelbare Ursache des heilsamsten Erwachens der Geister, doch kann er unter keiner Bedingung die katholische und die protestantische Orthodoxie von verschiedenen Grundsätzen ausgehen lassen. Beider System ist verschieden, allein es sind Zweige, genährt aus einer Wurzel.

Ich will die zwischen den Grundsätzen der beiden Kirchen herrschende Uebereinstimmung in einigen Zügen andeuten. Die römische Orthodoxie beruft sich für ihre Doctrin auf ein unfehlbares Gotteswort, die reformirte ebenso; der Katholik empfängt dieses Gotteswort vermittelst der Tradition, der Protestant ebenso; denn wie sonst als vermittelst der Tradition wäre es ihm bekannt geworden, das von ihm sobenannte Neue Testament sei wirklich eine Sammlung kanonischer Schriften, unvermischt mit Apocryphen? In diesem Punkte ist die Selbsttäuschung der Protestanten wohl am erklärlichsten. Rom stützt sich auf die Tradition, wir stützen uns auf die Bibel, so lautet die Lieblingsbehauptung der Protestanten; nnd so formulirt scheint diese Behauptung sogleich einen Unterschied im Princip zwischen Rom und Genf zu offenbaren. So scheint es allerdings. Allein von Nahem besehen? Der Protestantismus stützt sich auf die Autorität der Bibel. Vortrefflich. Worauf stützt sich aber die Autorität der Bibel? Um diese Frage einigermaßen genau zu beantworten, überlege man unter Anderm, daß das hebräische alte Testament ursprünglich nur mit Consonanten geschrieben, wahrscheinlich erst um sieben hundert nach Chr. seine Vocale erhalten hat, und daß diese Vocale ihm beigefügt worden sind ausschließlich der Tradition, nämlich der in den Synagogen üblichen Aussprache der palästinischen Juden gemäß. Das Wort Gottes, im a. T. niedergelegt, bestände demnach für uns einfach aus einer höchst zweideutigen Reihenfolge von Consonanten, hätte nicht die Tradition zeitig dafür gesorgt, diesen Consonanten einen bestimmten Sinn zu geben. Sie hat dafür gesorgt vermittelst der Hilfe nicht christlicher, sondern jüdischer Gelehrten, die sich dabei wahrscheinlich den syri=

schen Grammatikern anschlossen. Ohne ein Wort hebräisch zu verstehen, kann man sich bei einiger Sprachkenntniß überhaupt leicht vorstellen, wie verschieden der Sinn sein werde, je nachdem man bestehenden Consonanten andere Vocale beifügt. Es war deßhalb ganz folgerichtig, daß die reformirte Kirchenlehre [1]) auch von den hebräischen Punkten oder Vocalen behauptete, sie seien unmittelbar von Gott eingegeben, mit dem ausdrücklichen Verbote in dem Text der heil. Schrift irgend welche Veränderung anzubringen; und es zeugt sicherlich von mehr Nachdenken, mit Voëtius diejenigen zu verurtheilen, welche die Authenticität der Punkte und Vocale des a. T. leugnen, als, ohne doch die göttliche Eingebung jener hebräischen Vocale anzuerkennen, nicht eingestehen zu wollen, daß man allein kraft der Autorität einer lange nach Chr. festgestellten Tradition behaupten dürfe, in dem nun sogenannten a. T. das Wort Gottes oder wenigstens die ursprüngliche Meinung der alttestamentlichen Schriftsteller wirklich vor sich zu haben. Bekannt ist ja, daß der Text des a. T., dem alle Uebersetzungen folgen, der masorethische Text heißt, nach einem im Hebräischen höchst wahrscheinlich Tradition bezeichnenden Worte.

Und nichtsdestoweniger schrieb man seiner Zeit mit großer Feierlichkeit: „Repudiamus traditiones humanas!“

Zudem stützt sich die Autorität der Bibel, und jetzt bestimmter des n. T. auf die Autorität eben der römisch-katholischen Kirche, der man den Rücken zugekehrt, derselben Kirche, welche die Tradition dessen was in den ersten Jahren unsrer Zeitrechnung für kanonisch oder nichtkanonisch galt, für die Christenheit aufbewahrt hat.

Der Protestantismus räumt dieses zwar nicht ein, unsre reformirte Confession behauptet zwar, sie erkenne einem sogenannten Zeugniß des heiligen Geistes zufolge die Bibel als Gottes Wort und als kanonisch an, doch dies ist offenbar Uebertreibung, indem der Protestantismus nichts von solchem Zeugniß des heiligen Geistes wüßte, hätte er nicht schon zuvor die Bibel gläubig gelesen; indem weiter das innere Zeugniß uns zwar Gottes Wort in der Bibel so gut wie

---

[1]) Man vergleiche Prof. Scholten's: De leer der Herr. Kerk in hare grondbeginselen uit de broonen voorgesteld en beoordeeld, 4de Druk 1e Deel Bl. 100 volg.

zum Beispiel in einer christlichen Lehrrede erkennen läßt, doch niemals uns zu offenbaren vermag, ob wir in der Sammlung der Bücher des N. T. nun wirklich die authentischen Schriften der ersten Apostel Jesu besitzen, was uns doch zu wissen durchaus nöthig ist, sollen wir dieser Sammlung, kraft des Wortes: „wer euch hört, der hört mich", göttliche Autorität beilegen und unsern Glauben darauf gründen. Ueberhaupt ist es den Protestanten so wenig Ernst mit dem Zeugniß des heil. Geistes, daß es Niemand frei stände, auf dieses Zeugniß sich stützend, zu versichern, er finde z. B. in der Apocalypse Gottes Wort nicht. Wer selbstständig, d. h. ohne sich hier der Tradition anzuschließen, dieses Zeugniß anwendet, von dem wird gehalten, er stehe auf gefährlichem, subjectivem Standpunkt. Für den Kanon des N. T., oder für die Entscheidung, ob die neutestamentlichen Schriften dem Kanon angehören, kann der sich mit keiner Einleitungswissenschaft befassende Protestantismus der großen Menge sich demnach nur auf die römisch-katholische Tradition berufen. Und was nun den Kanon des A. T. betrifft, hier weicht, wie bekannt, die protestantische Kirche von Rom ab, doch nur um die gehorsame Dienerin der jüdischen Kirche zu werden. Denn auf welchem Grunde werden die apocryphischen Bücher von der großen protestantischen Mehrheit verworfen? Nur auf Autorität der jüdischen Kirche; denn die gewöhnlichen Gründe, die für das Verwerfen der sogenannten Apocryphen angeführt zu werden pflegen, finden meiner Ansicht nach gar keine Anwendung. Man will der Sache den Anschein geben, als hätte die unpartheiische Kritik der apocryphischen Bücher selbst zur Leugnung ihrer Authenticität geführt. Wer aber sähe nicht ein, daß man sich niemals an eine so voraussetzungslose Kritik der Apocryphen gewagt hätte, wäre man nicht schon davon überzeugt gewesen, sie verdienten keineswegs die Ehrfurcht, die man gewohnt war den kanonischen Büchern zu widmen, und hätte man im Gegegentheil angenommen, sie könnten wenigstens Gottes Wort enthalten? Weigert man sich dieß einzugestehen, so wird es ein Messen mit zweierlei Maß. So ist behauptet worden: 1) „die sogenannten apocryphischen Bücher seien wirklich apocryphisch, denn sie enthielten Sagen." — Das Buch Jona enthält deren wahrscheinlich keine! — 2) „Was die apocryphischen Bücher auf religiösem Ge-

biete Gutes liefern, sei keine höhere Entwickung der Religion." — Das Buch Esther hat wahrscheinlich viel zu dieser höheren religiösen Entwicklung beigetragen!" — 3) „Die Unsterblichkeitslehre der Apokryphen sei nicht ursprünglich alt-testamentisch, sondern ein fremder Bestandtheil." Wäre denn diese Unsterblichkeitslehre eine andere als diejenige, welche Dan. XII, 2 zu finden? — 4) „Die Sprüche der Apokryphen ständen auf dem Standpunkt einer äußeren Moral." — Und Ps. 119 nicht, mit seiner Lobpreisung der jüdischen Thora? — Und enthalten denn die sogenannten Schriften des Salomo überall eine so erhabene Moral? — 5) „Das Buch der Weisheit zeige schon Spuren der Vermischung der rein israelitischen mit der alexandrinischen Gnosis." — Wäre dieses ein Grund des Verwerfens, dann dürfte wohl auch das sogenannte Evangelium des Johannes aus dem Kanon verschwinden! — 6) „Jesus und die Apostel führten nirgends die apocryphischen Bücher an." — Haben sie denn alle Bücher des a. T. angeführt, und schöpft nicht der Brief Judä aus dem Buch Henoch?

So gibt es, meines Erachtens, außer der Tradition der jüdischen Kirche, auf gewöhnlichem kirchlichen Standpunkte, für die Protestanten keinen einzigen überwiegenden Grund, um zwischen den sogenannten Akpocryphen und den sogenannten kanonischen Büchern, worunter auch solche, wie das Buch Daniel, Jona und Esther, einen so unermeßlichen Unterschied zu machen, daß Erstere für Menschen-, Letztere für Gottes Wort gelten sollten.

Zum Andern erhellt auch aus der Praxis, daß die Lehre des Protestantismus: „die Schrift und nur die Schrift als Glaubens- und Lebensregel" in mancher Beziehung bloß eitle Losung, und der Protestantismus mithin so gut wie der Katholicismus auf Bibel und Tradition gegründet sei. Protestanten taufen ihre jungen Kinder ja nicht jener einzelnen aus ihrem Zusammenhang gerissenen Bibelstellen wegen, die mit rabbinischer Spitzfindigkeit in Taufformeln angebracht sind, sondern der christlichen Tradition zu Liebe. Verlangt man einen noch stärkeren Beweis? Wohl lehrt die Bibel: heilige den Sabbath; doch wo stünde geschrieben: heilige den Sonntag? Verlegen wir eigenmächtig des Herrn Sabbath von dem siebenten auf den ersten Wochentag, so ist es wiederum die christ-

liche Tradition, welche uns dazu ermuthigt. Und wo schriebe die Bibel eine stets wiederholte Abendmahlsfeier vor? Angenommen, Jesus habe das Abendmahl eingesetzt, wovon indessen das vierte Evangelium nichts weiß, so hat doch Jesus über das für alle Zeiten Verbindende dieser Feierlichkeit auf keinen Fall etwas gesagt. Oder nimmt man an, es sei dieß enthalten in dem Gebot: „Solches thut zu meinem Gedächtniß,“ so muß doch anerkannt werden, daß Jesu Absicht nach, der Kelch des Dankes im besondern Andenken an seine Person am jüdischen Osterfeste geleert werden sollte; und keinen Falls ist es die Bibel, die uns berechtigt aus diesem Mahle von Brot und Wein, abgesondert von dem jüdischen Feste, womit es, laut den drei ersten Evangelien, ursprünglich verbunden war, eine sacramentliche Handlung zu machen. Daß die Christen diese Feierlichkeit beibehalten, kann, falls sie nachdenken, nur sein aus Ehrfurcht vor der Tradition. Auf eben dem Grunde feiert auch die Kirche Weihnachten, Ostern, Pfingsten, wie auch Himmelfahrt; denn hielte man sich treu an das apostolische Wort Gal. IV, 10[1]), man würde diese jüdischen Bräuche ruhig bei Seite lassen. Und wollte man auch diese Bräuche mit der Autorität der Bibel vertheidigen, man hätte doch bestimmt kein Recht, den Himmelfahrtstag gerade 40 Tage nach Ostern zu legen: die Bibel läßt uns hier im Unklaren, denn der deutlichen Absicht des Ev. Lucä zufolge, wäre Jesus gen Himmel gefahren an demselben Tage, an welchem er aus dem Grabe erstanden. (Vergleiche Luc. XXIV, 13, im Zusammenhang mit V. 33, 50, 51).

Die Regel des Glaubens und Lebens ist also, recht besehen, für Protestanten und Katholiken dieselbe, nämlich: Bibel und Tradition vereinigt. Nur geht die Vereinigung in den beiden Kirchen nicht in gleicher Weise vor. Bei den Protestanten hat die Bibel, bei den Katholiken die Tradition den Vorrang; stellt sich aber dieß heraus als ein wesentlicher, ein principieller Unterschied?

Nein; eben so wenig wie ein solcher hervorgeht aus der verschiedenen Vorstellung, welche die beiden großen Abtheilungen der Christenheit von der Weise haben, wie der Sünder in den Himmel

---

1) „Ihr haltet Tage, und Monden, und Feste, und Jahreszeiten.“

komme. Christus hat die Seligkeit durch sein Leiden und Sterben erworben. Es sind die Verdienste Christi, welche uns den Himmel aufschließen. Diese Sätze werden gemeinschaftlich angenommen. Wie aber kommen Christi Verdienste uns zu Gute? Auf diese Frage ist die Antwort nicht gleichlautend. Rom will sich der Gabe Gottes in Christo durch gute Werke würdig machen; der Protestantismus will sich diese Gabe aneignen vermöge eines Glaubens, der jedoch für todt erklärt wird, zeigt er sich nicht fruchtbar in guten Werken. Wäre dieser Unterschied ein wesentlicher? Meines Erachtens ist er von geringer Bedeutung, sobald ich ihn neben die vollkommne Einheit des Grundprincips stelle. Glaubte ich mit Rom, die himmlische Glückseligkeit meiner Seele könne durch irgend welche fremde Vermittlung erworben werden, ich würde zu Gunsten der Anwendung oder näheren Erklärung dieses Princips, das Band mit Rom nicht zerreißen wollen. Und doch, so verhält sich die Sache. „Die Seligkeit Menschenwerk oder Gottesgabe," — ist wiederum eine jener trüglichen Losungen womit man sich einredet, es gäbe einen dogmatisch-principiellen Unterschied zwischen Katholicismus und Protestantismus. Daß das Opfer Christi die unentbehrliche Bedingung unsrer Seligkeit sei, hat Rom niemals geleugnet. Daß es die einzige und allgenugthuende Bedingung sei, darf der Protestantismus nicht behaupten, da er Niemand selig erklärt, es sei denn, er glaube.

So gelangen wir von allen Seiten zu dem nämlichen Resultate. Ueberall Verschiedenheit, nirgends gegensätzlicher Unterschied des Princips. Ueberdieß, einerlei Praxis. Suchen die Katholiken die Fürbitte der Heiligen, die Protestanten begehren diejenige ihrer Pfarrer. Lesen die Katholiken bloß diejenigen Theile der Bibel, die in ihren Kirchenbüchern stehen, die Protestanten lesen entweder die Bibel nicht, oder vorzüglich und gewiß nur mit Nutzen eben die Theile der Bibel, die in den genannten Kirchenbüchern zu finden sind. Trösten sich die Katholiken oft mit Latein, die Protestanten erbauen sich öfter an einer Kanzelsprache, welche der großen Menge lange sehr unverständlich geblieben. Berufen sich die Ersteren für die Ruhe ihrer Seele auf die Autorität eines Papstes, dessen Unfehlbarkeit sie nicht zu beurtheilen im Stande sind, die Letzteren schenken ihr Zutrauen einer Bibelübersetzung deren Treue sie eben so wenig

zu beweisen vermögen. Ist es dem Katholiken nicht sehr zu thun um den Besuch eines protestantischen Evangelisten, der rechtgläubige Protestant ist oft nicht weniger froh in dem Briefe des Johannes einen Text zu besitzen, mit dem er den unrechtgläubigen Lehrer sich aus dem Hause halten kann [1]).

So viel über die wesentliche Einheit, welche, nicht in Hinsicht auf das sociale oder sittliche Leben, ich gebe es sogleich zu, aber für den Dogmatiker zwischen der katholischen und der protestantischen Orthodoxie Statt findet. Wer als Denker keinen Anstoß an der einen nimmt, der darf es eben so wenig an der andern. Er vermag keinen principiellen Grund zu entdecken, der ihn nöthigen müßte, die eine der andern vorzuziehen. Wir sagten es: er sieht in Beiden Zweige eines Stammes.

III.

Doch, es muß offen anerkannt werden, auf diesem rein dogmatischen Standpunkt verschwindet ebenso der Unterschied zwischen protestantischer Orthodoxie und protestantischem Liberalismus, und wird zuletzt Alles auf eine Frage des Mehr oder Weniger, reducirt, womit der Denker sich nicht viel zu schaffen macht. Ob auch die Liberalen von einer wörtlichen Eingebung der Bibel nichts wissen wollen, sie nennen sie doch ein in ganz besonderm Sinne göttliches Buch, geschrieben mit Worten, die nun zufällig nicht besser sein könnten, wäre sie auch wörtlich eingegeben; denn auch ihnen ist die Bibel fehlerfrei, und was kann man billigerweise mehr verlangen? — In den biblischen Schriftstellern bloße Werkzeuge des heil. Geistes zu sehen, dazu können sich die Liberalen zwar nicht entschließen, identificiren indessen fortwährend jene Schriftsteller mit Gott, so daß es z. B. nicht leicht wäre, etwas wider die Bücher Mosis anzuführen, ohne sich damit dem höchsten Wesen zu widersetzen, was noch kürzlich einen Alt-Liberalen vermocht hat, vermittelst eines kräftigen Artikels in einer Kirchenzeitung Sorge zu tragen, daß man Mose „nicht seiner Krone beraube." — Jona von einem Fisch verschlucken und wieder zurückgeben zu lassen, kommt den Liberalen allerdings etwas hart an; das schriftmäßige Evangelium aber be-

[1]) 2. Joh. 10.

haupten sie Wort für Wort, in welchem doch Jesus mit diesem Aufenthalt und dieser Befreiung des Jona seine eigene Grablegung und Auferstehung vergleicht, welche Auferstehung von den Todten also auch gläubig von ihnen angenommen wird. — Ungereimt möchte es den Liberalen scheinen, Christum Gott zu nennen, dennoch aber erhält, ihrer Meinung nach, Christus seine Kirche im Dasein, nicht nur kraft des von ihm ausgegangenen Geistes, sondern auch vermöge persönlicher und unmittelbarer Einwirkung, und somit werden ihm die absolut göttlichen Attribute der Allgegenwart und Allwissenheit zugeschrieben. — Die Lehre von Christi Genugthuung mögen sie mit dem Namen Blut-Theologie qualificiren, doch bleibt „Frieden im Blute des Kreuzes" ihre unvergängliche Losung. Ob sie bereit seien die Rechte der freien Forschung und der theologischen Wissenschaften einem blinden Autoritätsglauben und einem mystischen Helldunkel gegenüber muthig zu behaupten, sie hegen nichts desto weniger theure Ueberzeugungen, tragen ein heiliges Bewußtsein in sich, empfinden tiefe Ehrfurcht vor der apostolischen Predigt und dem Glauben der Jahrhunderte, und sind fest entschlossen diese Güter keiner Wissenschaft zum Raube zu lassen. Von wunderbaren Gebetserhörungen und ultramontanen Mirakeln reden sie mit einer gewissen mitleidigen Herablassung, als wäre ein solcher Glaube nur bei sogenannten einfachen Christen zu dulden, indem ja der Aufgeklärte von dem regelmäßigen Gange der Naturgesetze überzeugt sei, allein dieß verhindert sie nicht, den Wundern des Evangeliums Glauben zu schenken, und den Determinismus, der auch die moralische Welt festen Gesetzen unterwirft, kurzweg verabscheuungswürdig zu schelten.

Wie gesagt, es ist Alles eine Frage des Mehr oder Weniger. Ein principieller Unterschied aber zwischen der protestantischen Orthodoxie und dem protestantischen Liberalismus ist nirgends zu entdecken; und war vorhin die innere Wesenseinheit der römisch-katholischen und der protestantischen Orthodoxie erwiesen, so erhellt nun, daß wir nicht länger von zwei, sondern von drei an *einem* Stamme gewachsenen, aus *einer* Wurzel getränkten Zweigen zu reden haben.

Im gewöhnlichen Leben übrigens verliert sich aller Unterschied. Ich kenne katholische Priester von der reinsten Humanität; ich kenne

Protestantisch-Rechtgläubige, die besessen sind vom Teufel der Inquisition; es gibt orthodox-reformirte Lippen, von denen noch nie ein hartes Wort gegen Andersdenkende geflossen ist, es gibt liberale Nasenlöcher, die noch „mit Drohen und Morden schnauben" wider Separatisten und Moderne. Es gibt Liberale, deren Gewissen sehr zart, es gibt Orthodoxe, deren Gewissen sehr weit ist; und nicht leicht in der That wird die Wahl zwischen der „evangelischen Kirchenzeitung" und dem französischen „Univers", — zwischen der Copie und dem Original. Wagt ein Pio Nono zu versichern, wie vor 18 Jahrhunderten die Jungfrau Maria empfangen und geboren wurde, es gibt hochgelehrte Protestanten, die zu behaupten sich herausnehmen, die geschichtlichen Urkunden der Hebräer, ob sie schon mehr denn 3000 Jahre zählen, seien fehlerfrei. Heischte ein Loyola Gehorsam wie von einem Stocke in der Hand eines Greisen, noch nicht gar lange hat ein reformirter Theologe unter uns [1]) unbedingte Unterwerfung unter das: „es steht geschrieben" gefordert, sei es auch sonnenklar, daß wir gewissen Befehlen, den Aposteln und Propheten gegeben, nicht nachkommen können. Ich erinnere dabei an einen Hosea oder einen Jesajah, an Lucas XII, 33 oder X, 4—7. Allein wozu Einzelnheiten, als redete ich von Ausnahmen und nicht von der Regel? Regel ist, daß Katholiken, Protestantisch-Orthodoxe und Protestantisch-Liberale ihre Verwandtschaft mit einander beständig verrathen; denn, sobald sie ausschließlich dem Einfluß ihres kirchlichen Systems anheimfallen, erlauben sich alle drei Abtheilungen dieselben Aeußerungen einer gewissen willkürlichen Halbheit, dasselbe Entscheiden über Gegenstände, von denen Keiner etwas wissen kann, dasselbe feierliche Reden im Namen Gottes, dasselbe Verschreien dessen was man selbst nicht glaubt, dasselbe Umgehen oder sogar Verketzern aller derjenigen, die sich der Tradition gegenüber mehr Freiheit gestatten, als man sich selber erlaubt.

So war es auch nur für eine Zeit, daß diese drei großen Abtheilungen der Christenheit sich feindlich gegenüber standen. Ihre natürliche Verwandtschaft führt zu ebenso natürlicher Annäherung, wobei indessen Erstaunliches sich zuträgt. Die evangelische Allianz,

---

[1]) Prof. van Oosterzee in Utrecht.

obgleich ein Kind, wenn nicht der Orthodoxie, jedoch der Orthodoxen, kümmert sich weder um Prädestination, noch um presbyterianische Kircheneinrichtung, jene ehemaligen Bollwerke der Orthodoxie. Guizot ist der feurige Advocat der päpstlichen Souveränität geworden. Stahl (über dessen mögliche Auferweckung aus den Todten gegenwärtig in Holland so viel disputirt wird) bezeugte, selber lutherisch, lieber mit Rom als mit Genf in Verbindung treten zu wollen. Bei uns zu Lande halten Antirevolutionäre und Katholiken hinsichtlich des Jugendunterrichts eine Seite; und wo ehedem von einer unübersteiglichen Scheidewand die Rede war, spricht man jetzt von weniger wichtigen Nebensachen.

Alles dieses lag in der natürlichen Entwicklung der Dinge. Doch, je näher die drei genannten Parteien kommen, und je freundschaftlicher sie einander die Schwesterhand reichen, desto deutlicher tritt hervor, daß die moderne Richtung ein Recht der Existenz habe; denn, gemeinschaftlich vergegenwärtigen jene Parteien eine und dieselbe Richtung, die jedenfalls schon sehr alt ist, und wovon erst die Zukunft lehren wird, ob sie in unsern Tagen schon veraltet heißen durfte.

IV.

Die Folgerichtigkeit dieser Abhandlung erheischt, daß ich nun zuerst die ältere Richtung näher zu karakterisiren versuche.

Die ältere Richtung [1]) — in unsern Tagen vertreten von Katholiken und sowohl orthodoxen als liberalen Protestanten, — hat ein Grundprincip, das man ein kosmologisches Princip nennen dürfte. Es ist dieses: Ueber der Erde, jedoch mit ihr in Verbindung, ist der Himmel, und im Himmel wohnt Gott mit seinem Sohne und mit den Heiligen. Diesem Princip entspringen fast alle übrigen jene Richtung bezeichnenden Ideen. Wohnt Gott dort oben, so kann Er auch aus dem Himmel zu uns sprechen, so kann der Heiland aus dem Himmel herabsteigen und dorthin zurückkehren, so ist es des Menschen höchstes Ziel, auch dermaleinst in diesen Him-

---

[1]) Ich werde tiefer unten von der Beziehung reden, in der die ethische Richtung zur supranaturalistischen sowohl als zur modernen Richtung steht.

mel einzugehen. Wohnt Gott dort oben, so kommt alles Vollkommne und Göttliche eben so von Oben, so ergibt sich ein scharfer Contrast zwischen dem was von Unten und dem was von Oben ist. Ferner ist Gottes fester Wohnsitz nicht das Universum, sondern ein Ort über dieser Welt erhaben, so kann man ruhig voraussetzen, was Gott aus seinem Himmel erschaffen, sei vollkommen gut; weßhalb die Geschichte der Menschheit, welche der Absicht Gottes offenbar so wenig entspricht, zu der Vorstellung eines Falles führt, der die Menschheit in vielerlei Elend gestürzt. Endlich, wohnt ein solcher Gott im Himmel, so hat Er dort einen Rathschluß entwerfen können, ganz und gar außerhalb der natürlichen Entwicklung der Menschheit liegend, in Folge dessen die göttliche Wahrheit den Menschen auf ganz außergewöhnlichem Wege geoffenbart, und ihnen ein Erlöser gesandt wird.

Vielleicht redet man hier weniger genau von einem Princip, als einem zu philosophischem Ausdruck. In dem Falle könnte man auch sagen, es sei die Vorstellung einer himmlischen Hofhaltung, welche alle Vorstellungen der ältern Richtung beherrsche. Gottes Macht, Weisheit und Herrlichkeit sind in der Natur; Gottes Geist und Liebe wohnen im frommen Herzen; Gott selbst aber sitzt auf seinem Himmelsthron und regiert von dort aus diese Erdkugel. Dort erläßt Er seine Gesetze, die Er ja, wenn es Ihm behagt, wieder aufheben kann; dort entwirft Er seinen Weltplan, den Er nach Wohlgefallen modificiren, ja sogar ändern kann. Dort vertraut Er einen Theil seines Reichsgebietes, ja, so zu sagen die ganze vollziehende Gewalt seiner Weltherrschaft seinem Sohne; von dort aus sendet oder sandte er Engel in alle Theile seiner Monarchie, um seine Befehle bekannt zu machen oder besondere Verheißungen mitzutheilen. Kein Wunder also, daß wer nicht aus dieser Himmelsresidenz zu uns kommt, eben so wenig als Abgesandter des Höchsten angesehen werden könne; und ganz im Sinne dieser Vorstellung erklärte noch vor Kurzem ein achtungswerther Prediger (Dr. N. Beets): „Aus dem Himmel zu uns herabkommen muß ein Heiland, der das Sünderherz zu befriedigen vermag" — ein Satz von dem ich meine er müßte eine Verspottung eben dieses Sünderherzens sein, wäre er nicht ernsthaft gemeint und also in wörtlichem Sinne zu verstehen.

Die Vorstellungen, welche sich jene Richtung über die Beziehung

zwischen Gott und dem Menschen bildet, werden durchaus von dieser Weltanschauung beherrscht. Ist der Himmel Gottes königliche Residenz, wie natürlich ist es dann nicht, daß Gott sich in dieser Residenz nicht ganz abgeschlossen habe, daß Er seine Wahrheit und seinen Willen von dort aus verkündigen lasse; daß er Menschen ausrüste mit den nöthigen Gaben, sich zu Predigern seines Wortes zu bilden! Ebenso wenig ist es zu verwundern, daß unsre Gebete und Lobgesänge auf Gott allein bekannten Wegen gen Himmel steigen und dort die Stimmung unsers Innern bekannt machen. An Gott glauben, ist somit zu wissen, daß in der Himmelsburg ein Herrscher thront, dem Alles unterthan. An Gott denken, ist nicht viel anderes, als sich in Gedanken in jene Himmelsburg versetzen. Verlangen nach dem ewigen Leben, ist Eingang zu begehren in jene Himmelsburg. Ruhig sterben, ist den Geist aufgeben in der Ueberzeugung, daß dieser Eingang uns versichert sei, so wie der Glaube an die Unsterblichkeit die Hoffnung in sich schließt, nach unserm irdischen Leben in jene Himmelsburg versetzt zu werden.

Ist dieses die Alles beherrschende Vorstellung der ältern Richtung, so karakterisirt sich die moderne Richtung zuerst dadurch, daß sie diese ganze Vorstellung als eine unerwiesene Hypothese, als eine poetische Fiction betrachtet.

Ich werde nun hier das gute Recht der modernen Richtung nicht beweisen; ich will nichts weiter als sie beschreiben, damit die große Differenz die sie von andern Richtungen scheidet, fühlbar werde. Und wird nicht Jeder zugeben müssen, daß es unendlich viel verändere, sobald man sich sagt: Von einem Himmel über mir, in dem Gott wohnen müßte, weiß ich nichts; von einer Stimme aus dem Himmel, von einem Herabsteigen aus, oder einem Hinaufsteigen in diesen Himmel mache ich mir nicht die geringste Vorstellung; ein Rathschluß im Himmel entworfen, eine Wahrheit von oben mitgetheilt, das Alles ist für mich leerer Schall. Sonderbar mag es scheinen, aber einen weit kräftigeren Einfluß als irgend ein philosophisches Princip hat die veränderte Vorstellung, betreffend unsere Erdkugel, auf unsre Gesammtanschauung ausgeübt; und wäre ich selbst ein Bekenner des Supranaturalismus, und hätte die dazu gehörige Gewalt, ich würde ohne Bedenken einem Jeden, der behaup-

tete, die Erde drehe sich, zu schweigen gebieten, da ich in einem Solchen den größten Feind meines Glaubens sehen würde; und wenn Anhänger des Supranaturalismus den modernen Satz, daß „die Erde sich bewegt", friedlich dulden, so wissen sie wahrlich nicht was sie thun. Denn mit diesem Satze wird die ganze beliebte Terminologie einer „von oben mitgetheilten Wahrheit," einer „von oben herabgekommenen Gottheit," „einer Stimme aus dem Himmel" und was dergleichen mehr ist, unwiderruflich auf das Gebiet der Phrasen verwiesen, mit denen nichts auszurichten; oder auch auf das Gebiet der mythologischen Vorstellungen, die, wie jede Mythologie, zu ihrer Zeit, unrettbar verloren gehen. Und höre ich zuweilen einen Prediger kräftig eifern für eine von Oben offenbarte Wahrheit, oder für einen von Oben herabgekommenen Erlöser, so verliert seine Beredsamkeit viel für mich, sobald ich überlege, daß er sich dreht und der Zuhörer sich dreht, daß die Kirche und die ganze Welt sich dreht, und es also äußerst schwierig für ihn wäre genau anzugeben, was oben und was unten sei.

Die Frage des Supranaturalismus ist also, genau erwogen, keineswegs eine (im engeren Sinne des Wortes) philosophische, sondern eine rein kosmologische Frage. Um behaupten zu können, es gebe eine übernatürliche Welt, eine Himmelsburg, erhaben über das sichtbare Universum, hätte man etwas von dieser übernatürlichen Welt erfahren müssen. Denn, hüten wir uns vor Selbsttäuschung. Entweder ist jene Himmelsburg nur eine poetische Vorstellung, — und dann ist alles Streitens ein Ende, dann ist auch zugegeben, daß wir in Wirklichkeit nur mit dem Universum zu thun haben, wie dieses allmählig unter den Gesichtskreis unsrer Beobachtung fallen muß — oder sie hat ein locales Dasein, als ein wirklich existirender Raum; in dem Falle aber kann diese Existenz auch einzig auf Grund unsrer sinnlichen Erfahrung oder höchstens einer auf sinnlicher Erfahrung gegründeten Berechnung behauptet werden. Es ist dem Menschen nicht möglich, in seinem Herzen unmittelbar zu fühlen, daß etwas local bestehe. Hat nun Jemand die Himmelsburg gesehen? Hat Einer berechnet, daß irgendwo eine Himmelsburg gefunden werden müßte? Die Antwort ist überflüssig; der Schluß aber zu dem wir berechtigt sind, liegt zu Tage. Dieser Schluß ist ent-

scheidend für unsre Gesammtvorstellungen. Unsre besondern Ansichten seien, welche sie wollen, wir stehen auf modernem Standpunkte, sobald wir von dieser Wahrheit durchdrungen sind: Die Welt ist ein Punkt im unermeßlichen Universum, ein fortwährend sich bewegender Punkt; und von etwas außerhalb dem Universum Existirenden ist es unmöglich, sich irgend eine Vorstellung zu machen.

Man nehme die Probe: man lasse sich von dieser Wahrheit durchdringen, man führe sie sich vor in ihrer ganzen Nacktheit, man halte sie strenge fest, und sehe dann was von mancher traditionellen Vorstellung übrig bleibt.

V.

Dieses jedoch führt vielleicht zu einer neuen Frage: warum denn die moderne Richtung nicht viel früher entstanden sein möge, da ja Galilei schon so lange her gelebt, und unnennbar Viele und darunter die Weisesten, seinen Satz übernommen haben, ohne zu dem negativen Standpunkte zu gelangen, der heut zu Tage von Vielen eingenommen wird.

Man hat Recht; und daraus folgt, daß noch etwas Anderes als die so eben besprochene kosmologische Ueberzeugung dazu gehöre, um ein Bekenner der modernen Richtung zu sein. Was aber?

Ich will es nicht Liebe zur Wahrheit nennen, denn dieser Ausdruck ist zweideutig geworden. Ich werde dem unbekannten Etwas einen andern Namen geben, der uns sogleich, neben der uns schon bekannten rationellen Basis der modernen Richtung, ihre sittliche Basis offenbart.

Ich nenne es also den ungebändigten Trieb der Realität.

Wer den Trieb des Geldes hat, jagt dem Gelde nach; wer vom Triebe der Realität erfaßt ist, ruhet nicht bis sein Geist Realität errungen hat; er kann sich nicht zufrieden geben mit Bild- und Namen; er fordert objective Wahrheit.

Diese Liebe zur Realität ist dem Menschen, wie es scheint, durchaus nicht angeboren. Im Gegentheil, so lange die Völker noch im Kindesalter verharren, stehen sie ganz unter der Herrschaft ihrer Phantasie. Sie haben Augen, doch sehen sie nicht; Ohren, doch hören sie nicht; d. h. ihre fünf Sinne wenden sie an, nicht zur

Untersuchung der Erfahrungswelt, sondern zur Aufnahme einiger Eindrücke, die, sogleich mit den willkürlichen Bildern ihrer Phantasie zusammengestellt, eine ganze Welt von Vorstellungen bilden, welche der Realität zwar fremd bleibt, woran aber das Herz mit gläubiger Zuversicht hängt.

Denn die Realität zu sehen, wie sie ist, muß man sie vor allen Dingen so zu sehen Willens sein; an diesem Willen jedoch hat es der Menschheit Jahrhunderte lang gefehlt. Nicht sich zu verlassen auf unmittelbare Empfindungen, sondern diese Empfindungen mit denen Anderer zu vergleichen, also Selbstkritik auszuüben, Kritik an eigenen Eindrücken und eigenen Vorstellungen, — es hat sehr lange gewährt, bis auch nur der Gedanke daran im Menschen aufgestiegen.

Es thut sogar wehe zu sehen, in welchen Illusionen Geschlechter auf Geschlechter gelebt, und wie der Fortschritt der Menschheit zum großen Theile von einer beständigen Abnahme unsrer vermeintlichen Wissenschaft bedingt ist. Was für Kenntniß hatte man von der Natur, der Geschichte, der menschlichen Seele, — ich sage nicht einmal unter halb-barbarischen Stämmen, sondern sogar zu Rom und Athen! Und dieser Unwissenheit war man sich nicht im Mindesten bewußt; man fand sich vielmehr im Besitze einer reichen Zahl von Theorien, weit absoluter als die der Gegenwart, — die jedoch mit der Realität wenig zu schaffen hatten. Die Welt- und Lebensanschauung der Alten war reine Fiction; Jahrhunderte zogen vorüber, allein die Augen gingen nicht auf; das Denken und Fühlen, das Streben und Leiden, die ganze Poesie des Mittelalters, das Alles beruhete eben so sehr auf Fiction; [1]) und sogar nach dem Anbrechen der neuern Zeiten, als das Sammeln von Kenntnissen einen Anfang genommen, welch trauriger Mangel offenbart sich noch immer, oft sogar bei den Klügsten und Gelehrtesten, an kritischem Tacte, an historischem Bewußtsein, mit einem Worte an Sinn für die Realität!

Es kann uns dies leider nicht befremden, wenn wir sehen, in welch' illusorischer und halbmythologischer Welt Viele sogar heute

---

[1]) Wir verweisen u. A. auf: l'histoire du Merveilleux von Louis Fiquier und la Sorcière von Michelet. Beides populär geschriebene Werke.

noch herumirren, sich beruhigend bei inhaltlosen Worten, die entzückt vernommen und folgsam übernommen werden aus dem Munde Solcher, die sich nicht scheuen, Allerlei zu bejahen, wovon sie nicht das Mindeste wissen. Revolutionen haben Statt gefunden, Einrichtungen sind ins Dasein getreten, kirchliche und sociale Gebräuche und Zustände eingeführt worden, welche deutlich zeigen, daß deren Urheber sich wenig um die Kenntniß der Realität und ihrer Forderungen kümmerten, sondern von einer Fiction ausgingen, deren gutes Recht sie offenbar niemals einer Prüfung unterwarfen. Nirgends aber tritt dieser Mangel an Bedürfniß der Realität stärker hervor als im religiösen Leben der Menschen. Kein Schwärmer, der nicht seinen Anhang fände, und je mehr er schwärmt, je kühner seine Behauptungen, um so größer wird die Anzahl seiner Jünger sein. Was für Einbildungen haben nicht Jahrhunderte lang auf allerlei Gebieten, besonders aber auf dem Gebiete der Religion geherrscht! Das ptolemäische System, der Polytheismus, die Unfehlbarkeit des Papstes, die apostolische Succession der Bischöfe, die Kraft der Kindertaufe zur Wiedergeburt der Seele, die Bedeutung überhaupt des Opus operatum, die Trans- oder Consubstantiationslehre beim Abendmahle, das göttliche Recht der Fürsten oder das Legitimitätsprincip, höhere Vortrefflichkeit adliger Geburt — doch ich halte ein, denn wo wäre das Ende der langen Reihe hier anzuführender Fictionen?

Es läßt sich dieses Sichgefallen in einer Welt von Illusionen mit leichter Mühe erklären. Das Studium der Geschichte lehrt uns täglich, daß die Entwicklung der Menschheit im Großen am Besten aus der Entwicklung des menschlichen Individuums verstanden werde. Und war denn nicht unser Aller Jugend eine Zeit des Träumens, und waren es nicht oft bloß schöne Klänge und tönende Worte, die uns in Verzückung versetzten, und waren wir nicht fertig mit allen unsren Ideen, ohne je ihren Ursprung oder ihr Recht in Frage zu stellen, und liegt uns nicht noch im Gemüthe so manche verklungene Strophe, so manche schwungvolle Periode, der wir jetzt kaum mehr einen vernünftigen Sinn abzugewinnen vermögen, die uns aber in des Lebens Frühling das Herz bald fröhlich stimmten, bald weich?

Es darf nicht geleugnet werden: von langer Dauer waren in

diesem Sinne die Kindheit und Jugend unsers Geschlechts, und noch sind sie nicht vorbei. Doch ein Geist ist erwacht in den civilisirtesten Ländern Europa's, ein Geist, den man freimüthig einen neuen, ja den neuen Geist nennen darf, und hat ein bis dahin unbekanntes Streben ins Dasein gerufen. Wer das Neue dieses Strebens erkennt, spricht sein eignes Urtheil aus; und doch, wer nicht davon erfaßt ist, vermag kaum dessen Karakter zu begreifen. Die sonderbarsten Urtheile muß es sich gefallen lassen. Der Eine nennt es Hochmuth, der Andere Rationalismus, ein Dritter sucht darin sogar das Verlangen des unbußfertigen Herzens, Gott gleich zu sein („Eritis sicut Deus"); wieder Andere nennen es, weniger feierlich, eine eitle Begierde, Aufsehen zu erregen, das gar bald spurlos verschwinden werde; ja, ein Professor der Theologie — so lautet die Erzählung — (dieser „Meister in Israel" hat schwerlich den rechten Begriff der Dinge, die um ihn vorgehen) habe neulich die von diesem Streben Ergriffenen einem Possenreißer der Volksbühne verglichen, der bei seinen halsbrechenden Künsten alle Glieder nach der Reihe einbüßt. Kurz man hat diesen Geist bannen wollen mit keckem Zauberwort, mit kraftvoller Sprache, mit rührendem Pathos, mit belustigendem Spaß. Umsonst! Auf geistigem Gebiete wird das Unverstandene niemals siegreich bekämpft.

Man hätte darin den erwachten Trieb der Realität erkennen sollen. Dieser Trieb, wie schon bemerkt, ist nicht zu verwechseln mit dem sogenannten Durst nach Wahrheit. Durst nach Wahrheit setzt in der Regel voraus, man habe schon viel, ja vielleicht das Wichtigste ungeprüft als Wahrheit angenommen. Eben so wenig ist dieser Trieb eins mit dem Bedürfniß nach Seelenruhe. Kein Bedürfniß in der Welt, das verführerischer wäre, keines was den Menschen zu größerer Uebereilung verleitete, als eben dieses. Es macht uns zu einem Loyola so gut wie zu einem Pascal; es ist das Bedürfniß, demzufolge der Geist Verzicht leistet auf sich selbst, ob er dem Herzen damit Ruhe gewinnen möchte; man begiebt sich unter geistliche Vormundschaft, um einer lästigen Sorge, der Administration unsers geistigen Vermögens, enthoben zu sein.

Wir kennen leider! jenen Durst nach Wahrheit, jenes Bedürfniß nach Seelenruhe: mit einer neuen Illusion haben wir es hier

zu thun; schon beim Beginne des Kampfes ist man gewiß, daß sich Pflaster finden werden für Wunden, denen es vielleicht heilsamer wäre, sie blieben einstweilen noch offen.

In unserm Leben aber und in dem Leben vieler unsrer Zeitgenossen ist eine Stunde eingetreten — ich werde später längere Zeit dabei verweilen — eine Stunde, in welcher der Geist, überdrüssig aller Bilder und figürlicher Ausdrücke, die, lästigen Fliegen gleich, Poesie und Phantasie auf dem Tische vor uns schwärmen lassen an der Stelle, wo wir nährendes Brod begehrt hätten, so zu sich selbst spricht: Was ist zu greifen und was zu halten? Was ist der Art, daß es vermöge seiner innern Evidenz die Möglichkeit jedes rationellen Zweifels wirklich ausschließt? Habe ich einmal alles dem Reiche der Phantasie und dem persönlichen Vorstellungsvermögen Angehörige bei Seite gestellt, was bleibt dann, wovon sich ohne Bedenken behaupten läßt: nun habe ich Realität, oder wenigstens, nun sind die allerletzten Mittel erschöpft, wodurch es in meiner Macht steht, mich vor Selbsttäuschung zu wahren?

Der Trieb der Realität waffnet nun zuerst unsre Kritik wider die oben besprochene kosmologische Vorstellung. Jene alte Vorstellung einer stillstehenden Erde mit einem Himmel darüber, ist wahrlich nicht so unschuldig als sie aussieht. Sie hat dem menschlichen Stolze kräftigen Vorschub geleistet, indem sie uns das Bewußtsein der unser irdisches Dasein auf reelle Weise bedingenden Proportionen genommen hat. Was in der Wirklichkeit äußerst klein ist, ist in unsrer Vorstellung sehr groß geworden, ohne daß man sich der sehr relativen Größe dessen, was wir groß nennen, ernstlich bewußt geblieben. Wir reden von unsrer weiten Welt, von dem großen Schauplatz der Weltgeschichte, von dem unendlichen Wechsel der menschlichen Zustände. So ist unsre Sprache zum großen Theil arge Uebertreibung. Und umgekehrt wird keine Aussage der Bibel weniger wahrhaft geglaubt als jene bekannte: „Gott ist groß und wir begreifen Ihn nicht.“ Man thut vielmehr, als sei Gott keineswegs so groß, daß Er die menschliche Fassungskraft überstiege; als sei es uns Menschen verliehen, gar viel von Ihm zu begreifen; als stehe es uns frei, Ihm eine dreifaltige Existenz beizulegen und ziemlich genau anzugeben, was Gott wolle oder nicht wolle, was Er

für alle Ewigkeit beschlossen, und aus was für weisen Absichten Er so und nicht anders handle.

In solcher behaglichen Selbsttäuschung, die ihm diese Erde und was auf ihr vorgeht, außer aller Proportion, groß vorkommen läßt, verharrt der Mensch natürlich so wohlgefällig, da sie ihm sein eigenes Ansehen erhöhen muß. Bei gar Vielen ist diese Selbsttäuschung auf einen Punkt gelangt, der unser gerechtes Befremden weckt. Nicht nur ist Solchen unsre Erdkugel groß, sondern auch die Stadt, in der man wohnt, das Dorf, wo man sich niedergelassen, der Kreis, in dem man sich bewegt, — Alles ist gleich groß und wichtig. Das Geringste was dort vorgeht, zumal das sich auf uns selbst Beziehende, unsre Leiden und unsre Freuden, unser unbefriedigter oder befriedigter Ehrgeiz, das Alles scheint der tiefsten Theilnahme werth. Auf modernem Standpunkte aber, wo es uns Ernst ist mit den jetzigen Resultaten der Naturwissenschaft, muß diese Selbsttäuschung ein Ende nehmen und die Anschauung der Welt und der Menschheit eine andere werden. Begierig, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist, halte ich mir auf diesem Standpunkte vor, daß ich ein Wesen bin unter Millionen jeder Art, nicht länger als einige Augenblicke mich bewegend auf einem kleinen Theile der Oberfläche, d. h. auf dem Festlande einer sehr kleinen, im unermeßlichen Weltall mit fast undenkbarer Schnelligkeit um ihre eigene Achse so wie um die Sonne, sich drehenden Kugel.

Diese Anschauungsweise ist nicht die Entdeckung unsrer Zeit; allein, dem Triebe der Realität zufolge, es so ernst mit ihr zu nehmen, daß man sie festhält, auch bei seinen religiösen Vorstellungen, dieß ist mit eines jener karakteristischen Merkmale der, im Gegensatz zu kirchlich-orthodox und kirchlich-liberal nunmehr sogenannten modernen Richtung.

Zweites Kapitel.

> Nescire velle quae Magister optimus docere non vult, erudita inscitia est.
>
> J. Scaliger.

Führte uns der Trieb der Realität zuerst zur genauen Bestimmung der Proportion, in der wir uns zum Weltall befinden, nicht minder drängt er uns sodann, über den Karakter unsrer Erkenntniß, und mithin über den Grad der uns, vornehmlich auf religiösem Gebiete, beschiedenen Gewißheit ins Reine zu kommen.

I.

„Unser Wissen ist Stückwerk"; geberden sich zwar Einige, als wäre das Entgegengesetzte wahr, so wagen sie doch keine öffentliche Widerrede.

Daß unser Wissen Stückwerk sei, ist zum Gemeinplatz geworden; wenn wir also den Karakter unserer Erkenntniß untersuchen, so forschen wir damit etwas Anderem, etwas Tieferem nach, als was mit dem angeführten Spruche eingestanden wird.

Dann fragen wir: in welchem Sinne gibt es für uns Objectivität?

Von der Antwort auf diese Frage hängt für uns ab, welcher Art der Gewißheit wir theilhaftig werden können.

Nun, die Realität gelangt zu unsrer Kenntniß einzig und allein vermittelst der Eindrücke, die wir von ihr erhalten. Die Quelle alles unsers Wissens liegt in unserm Wahrnehmungsvermögen. Unser ganzes Wissen ist zuletzt ein Wissen um uns selbst im allgemeinsten Sinne, ein Wissen um unsre eignen Empfindungen und Vorstellungen und um deren Modificationen.

Die übliche Kürze unsrer Ausdrucksweise, wo wir von unserm Wissen reden, kann uns gar leicht irre führen in Betreff seines Ursprunges und seiner Grenzen.

So z. B. wird Einer, der eben schreibt, ohne Bedenken sagen: ich weiß, daß in diesem Augenblick ein Stück Papier vor mir liegt. Und er hat Recht. Was aber schließt diese Behauptung ein? Zuerst, ich habe die Vorstellung eines vor mir liegenden Stückes Papier, und diese Vorstellung macht meinem Selbstbewußtsein den Eindruck, als stammte sie aus der Außenwelt und sei derselben gemäß.

Was ist also in dem gegebenen Falle das unmittelbare Object meines Wissens?

Die Vorstellung meines Geistes und der Eindruck, der sich meinem Selbstbewußtsein mittheilt. Ob es nun unabhängig von diesem Wissen, und dem was es einschließt, noch eine sogenannte objective Wahrheit gebe, und ob mein Wissen ihr gemäß sei, das sind Fragen bei denen ein vernünftiger Mensch, damit er nicht ganz und gar unpraktisch werde, sicherlich sich nicht aufhält; doch vergißt er dabei keinen Augenblick, daß Empfindung, Vorstellung, Ueberlegung als die einzigen Materiale seines Wissens gelten dürfen. Sodann mag der Idealismus theoretisch dahingestellt bleiben; die Erfahrung allein aber zeigt uns den Weg zu einer genügenden Gewißheit. Keiner mag deshalb für sich hoffen zur Wahrheit zu gelangen, es sei denn vermittelst einer genauen Beurtheilung und richtigen Anwendung der Eindrücke, von denen sein Selbstbewußtsein afficirt wird.

Ein Beispiel erläutere das Gesagte. Demjenigen, der an einem warmen Julitage an einem aufsteigenden Fieber leidet, wird von allen Umstehenden das Recht versagt zu behaupten: es ist kalt; man urtheilt, er dürfe bloß sagen: mir ist kalt. Ganz richtig; auf welchen Grund aber stützt sich die Behauptung der Umstehenden: es ist warm? Ihre Kenntniß unterscheidet sich ihrem Ursprunge nach, in Art und Wesen nicht von der des Fieberkranken. Dieser hat die Empfindung, es sei kalt, jene haben die Empfindung, es sei warm. Er versetzt seine Empfindung in die Außenwelt; jene gleichfalls. Warum nun haben die Umstehenden Recht, der Fieberkranke aber nicht? Ist ja doch auf keiner Seite die Möglichkeit vorhanden die wahrge-

nommene Empfindung mit etwas Objectivem zu vergleichen, auf andern Wege als eben durch diese Empfindung. Allerdings; doch mit dem Unterschiede: der Fieberkranke hat zwar seine Empfindung, Niemand aber theilt sie mit ihm; alle andern Zustände um ihn herum bleiben dieselben, nur gerade diese Empfindung ist eine vorübergehende; während er sie hat, bleibt sie ganz isolirt von den ihm sonst entsprechenden Erscheinungen; — bei den Umstehenden hingegen findet von allem diesem gerade das Gegentheil Statt.

Dieser Unterschied ist wichtig, ja entscheidend, er ist aber auch der einzige und bezieht sich, wie man bemerkt, ausschließlich auf das Andersmodificirtsein des Bewußtseins der wahrnehmenden Person. So gewiß also die Umstehenden im gegebenen Falle, der Einbildung des Fieberkranken gegenüber behaupten dürfen, sie hätten Wahrheit, so wenig dürfen sie sich geberden, als ob ein Vergleichen ihrer Empfindung mit der sogenannten objectiven Wirklichkeit sie dazu berechtigt hätte. Außer der von uns entweder wahrgenommenen oder auf Grund unsrer Wahrnehmung vorausgesetzten Wirklichkeit gibt es keine, die auf irgend welchem Wege zu unsrer Kenntniß gelangen könnte. Genau gesprochen ist unser eigenes Selbstbewußtsein in seinem fortwährenden Wechsel und in seinem vollen Inhalte das einzige Object unsers unmittelbaren Wissens. Habe ich ein Stück Papier zuerst gesehen und dann angefaßt, so ist dieß nicht ein Vergleichen meiner subjectiven Kenntniß mit der objectiven Wirklichkeit, sondern das meiner Empfindung eines gewissen Augenblicks mit meiner Empfindung des nächsten Augenblicks. Geistreich bemerkt der französische Schriftsteller Scherer, es stehe dem Menschen nicht frei sich ans Fenster zu stellen, damit er sich selbst in der Straße vorbeikommen sehe. Ich sehe, ich höre, ich denke, ich weiß, ich empfinde, über diese und ähnliche Versicherungen gelangen wir niemals hinaus; von diesem ich allein haben wir unmittelbare Kenntniß. Ueber die Außenwelt kommen wir nur vermittelst einer Modification unsrer selbst und eines daraus gezogenen Schlusses zur Gewißheit.

Niemand glaube nun deßhalb, unser Wissen sei, meiner Ansicht nach, nichts weiter als eine Sammlung sogenannter subjectiver Meinungen. Denn subjectiv nennt man und soll man nennen alles

Unmotivirte, alles ohne Nothwendigkeit, folglich willkürlich in uns Existirende.

Doch mit Recht wird man fragen, nach welchem Maßstabe unsre Kenntniß sich als nothwendig und nicht als bloße subjective Meinung erweise? Auf diese Frage gibt die empirische Logik uns die Antwort, indem sie uns zeigt, welcher Art unsre Empfindungen waren, wie wir sie anwendeten, in welcher Weise wir daraus auf die Wirklichkeit zu schließen wagten, so oft wir unwiderlegbar zu einer Gewißheit gelangten, die uns seitdem nie betrogen, sondern stets neue Beweiskräfte gewonnen hat; und indem sie daraus die für die Folge zu beachtende Regel entnimmt. Es versteht sich, daß diese Regel nichts weniger als einfach, sondern vielmehr sehr complicirt ist; denn da uns die Wahrheit bloß aus Empfindungen unsers denkenden und fühlenden Wesens offenbar wird, so ist die Möglichkeit der Selbsttäuschung sehr groß und können wir nur durch ein fortwährendes Vergleichen (Controliren) und klares, ehrliches Interpretiren unsrer Empfindungen der Gefahr zu entgehen hoffen, daß unser Wissen ein bloß subjectives sei. Es verhält sich mit dem Menschen so, daß der ihn zum Irrthum führende Weg von demselben Punkte ausgeht, als der ihn zur Wahrheit führende; ja, außer dem Ausgangspunkt haben diese beiden Wege der gemeinschaftlichen Punkte noch mehrere. Zum Irrthum gelangt Keiner, es sei denn, er habe eine Empfindung und interpretire sie in irgend einer Weise; auch zur Wahrheit kommt Niemand, es sei denn er habe ebenfalls eine Empfindung und interpretire sie ebenfalls. Daß wir zur Wahrheit und nicht zum Irrthum kommen werden, dafür liegt die Bürgschaft nur in der Zahl und der richtigen Erklärung unsrer Empfindungen. Nicht von etwas außer uns Existirendem, sondern ausschließlich von uns selbst, von unserm Verhalten, von der Art unsrer Untersuchung hängt ab, was wir ernten werden, ob Wahrheit, ob Trug.

II.

Nun ist glücklicher Weise der Mensch nicht auf sinnliche Wahrnehmung beschränkt. Er bleibt gewissen Eindrücken offen, auch da wo die Sinnenwelt ihm nichts mehr sagt. Wie wir ein sinnliches, uns mit der Außenwelt in Verbindung setzendes Empfindungsvermögen haben, so besitzen wir ein Gefühl, das, geistiger Natur, uns zu der geistigen Welt in Verhältniß setzt. Fehlte uns dieses Gefühl, dieses Organ für Eindrücke der geistigen Welt, wir würden sie gar nicht einmal kennen. Dieses Gefühl ist ein ursprüngliches, und erwacht im Menschen, sobald er einen gewissen Entwicklungspunkt erreicht hat.

Eine der Formen nun worin sich diese Empfänglichkeit für geistige Dinge offenbart, nennen wir das religiöse Gefühl. Die Geschichte der Religionen lehrt uns einerseits daß dieses Gefühl ein allgemeines ist, und andrerseits, daß man sich erst spät seine Bedeutung in der rechten Weise klar gemacht. Längere Zeit ist die Wahrnehmung hier sehr getrübt geblieben, und ist den Aeußerungen des religiösen Gefühls viel ursprünglich nicht damit Zusammenhängendes beigemischt worden.

Die vermöge der Vernunft aus der Wahrnehmung der Empfindungen unsers religiösen Gefühls und ihrer Modificationen abgeleiteten Vorstellungen, sind die ersten Materiale unsrer religiösen Erkenntniß. Wenn wir nun, es sei auf den Ursprung, es sei auf den Entwicklungsgang der religiösen Erkenntniß achten, so kommen wir in jedem Falle zu dem Resultat, daß eine überhaupt ungetrübte und wahre Kenntniß auf religiösem Gebiet äußerst schwer zu erreichen sei. Muß der Mensch schon die äußerste Behutsamkeit anwenden, wenn seine sinnlichen Eindrücke ihn nicht öfter zur Selbsttäuschung führen sollen, und wenn er beim Wahrnehmen der Außenwelt keine der Bedingungen vernachlässigen soll, woran für ihn das Finden der Realität geknüpft ist, so mag hier, wo die Versuchung der Einseitigkeit und Uebereilung noch so viel näher liegt, die Pflicht der Behutsamkeit wohl am Meisten empfohlen bleiben. Wie schwer wird es auch dem vielseitigst Entwickelten nicht, genau anzugeben, was in seinem Innern vorgeht, welchen Vorstellungen er als dem wahren Abdruck seines innern Gefühls trauen darf, und

zu welchen Schlüssen diese Vorstellungen ihn berechtigen! Die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin, daß unser religiöses Gefühl sich schwer absondern läßt von unsern sonstigen Empfindungen; Empfindungen der Furcht und Hoffnung, der Trauer und Freude.

Die Quelle, aus der wir unsre religiöse Erkenntniß schöpfen, unterscheidet sich in Art und Wesen durchaus nicht von der Quelle, der wir unsre Kenntniß der Welt und der endlichen Dinge zu verdanken haben. — In beiden Fällen ist unser Gefühl diese Quelle; im letzteren Falle nennen wir sie sinnliche Empfindung, im ersteren religiöses Gefühl. Diese Uebereinstimmung ist hinreichend um nicht auf geistigem Gebiete dem Skepticismus anheim zu fallen. Denn, da die Erfahrung dafür zeugt, daß die sinnliche Empfindung im Stande gewesen, uns zur Gewißheit zu führen, wofern wir diese Empfindung auf die rechte Weise d. h. nach den Vorschriften der Logik interpretirten, so gibt es keinen Grund, wie der Skepticismus vorgibt, a priori die Möglichkeit zu leugnen, daß nun auch das religiöse Gefühl im Stande sei uns ebenso zur Gewißheit zu führen, wofern wir beim Erklären dieses Gefühls die nämlichen, wenn auch der Natur der Sache nach modificirten Vorschriften beobachten.

Diese Uebereinstimmung ist unsre vornehmste Waffe wider den Skepticismus, doch zu gleicher Zeit, wie schon bemerkt, die kräftigste Warnung wider Uebereilung und Selbsttäuschung. Diese Uebereinstimmung flößt uns das Zutrauen ein, auch für unsre religiöse Erkenntniß sei Wahrheit, Gewißheit erreichbar. Diese Uebereinstimmung führt uns aber auch zur Vermuthung, ja zum Geständniß, beide seien nur sehr schwer erreichbar.

Kurz, diese Uebereinstimmung macht uns nicht skeptisch, statt dessen wohl aber sehr kritisch.

Doch welchen Erscheinungen gegenüber verhalten wir uns nun so kritisch? Keineswegs gegen das religiöse Gefühl selbst. Denn nicht schwer fällt es dem denkenden Menschen, die volle Ueberzeugung von der Selbstständigkeit dieses Gefühls zu erlangen [1]. Das Bewußtsein meiner eigenen Existenz, der Existenz der Erfahrungswelt um mich her, ist nicht kräftiger, nicht unmittelbarer als das

[1]) Man vergleiche das nächste Kapitel.

Bewußtsein des Daseins Gottes. Wie die Empfindungen meines sinnlichen Gefühls mich zur Erkenntniß des Daseins der Außenwelt führen, so führen Empfindungen meines religiösen Gefühls mich zur Erkenntniß des Daseins Gottes.

Mit unserm religiösen Gefühl ist die Grundlage unsrer religiösen Erkenntniß gegeben, aber auch nichts weiter als die Basis. Und nun erwacht die Kritik jedem System gegenüber, das der Mensch unausgesetzt auf dieser Basis zu construiren sich bemüht. Der Gott, den das religiöse Gefühl unserm Herzen ankündigt, ist nur: eine höhere, unendliche Macht. Indessen, ist religiöses Gefühl in seiner allerersten Form Abhängigkeitsgefühl und bei steigender Entwicklung Gefühl persönlicher Beziehung zu dem Unendlichen, so folgt als einfache Darlegung dieses Gefühls dieser Satz: Es gibt eine höhere unendliche, lebendige Macht. Wer aber fühlt nicht, daß dieß noch sehr wenig sage, und daß diese Wahrheit ihm nicht genügen könne? So wenig wir uns an der auf dem Grunde unsers ästhetischen Gefühls ruhenden Behauptung, Schönheit sei nichts Willkürliches, genügen lassen, sondern unser Schönheitsgefühl in einer Schönheitslehre darzulegen suchen, eben so wenig können wir uns auf die einfache rationelle Uebersetzung des unmittelbaren Inhalts unsers religiösen Gefühls beschränken. Was für einen Karakter diese höhere Macht habe; was aus ihrer Unendlichkeit in Betreff der endlichen Dinge folge; in welchem Sinne sie als lebendig zu denken sei? Schon diese Fragen gehen aus jener Bestimmung hervor, und lassen sich selbstverständlich bis ins Unendliche vermehren. Und so wichtig sind diese Fragen dem Menschen, ein so außerordentliches Interesse flößen sie ihm ein, daß er um jeden Preis Antwort finden will. Wie aber soll er sich der Antwort bemächtigen? Hier leistet die Phantasie ihm ihre Dienste. Sie ruft eine ihm vortrefflich zusagende Welt von religiösen Vorstellungen ins Dasein, eine Welt, in der er sich nun ganz und gar zu Hause fühlt. Jetzt weiß er, wer Gott sei, in welcher Beziehung Gott zur Welt stehe, was Gott wolle, welche Zukunft er von Gott hoffen dürfe. Was könnte er mehr verlangen?

Eben deßhalb nun, weil die Phantasie, und sie allein, aufs eifrigste auf der Basis des religiösen Gefühls fortgebaut hat, eben

deßhalb untersucht der, welcher vom Trieb der Realität beherrscht wird, alle jene Systeme eins nach dem andern genau, und gelangt so nur zu bald zur Erkenntniß, die religiöse Phantasie sei sehr reich, unser religiöses Wissen dagegen noch sehr mangelhaft. Wir haben auf diesem Gebiete Andeutungen, Ahnungen, Nachklänge, denen eine allerdings nicht zu verachtende Wahrscheinlichkeit entspringt; besonders aber haben wir auf diesem Gebiete eine große negative Kenntniß, die uns das Irrationelle vieler religiöser Vorstellungen und Lehrsätze früherer und späterer Zeit einsehen lehrt, auch solcher, von denen früherhin geglaubt wurde, sie möchten wohl so ungefähr die absolute Wahrheit enthalten. Wir können also eine Strecke weit gelangen, wie ich weiter unten zeigen werde. Zuerst jedoch erinnre ich noch an die große Schwierigkeit, die sich beim ersten Blick für unsre religiöse Erkenntniß ergibt.

III.

Wie mir vorkommt, ist dieses das Dilemma worin wir eingeklemmt sind: entweder ich gebe ausschließlich den Bedürfnissen meines warmen religiösen Gefühles Gehör, und bilde mir dann eine poetische Vorstellung von Gott, deren Haltbarkeit meine Vernunft — wir werden später sehen weßhalb — nicht immer einräumen kann; oder ich gebe den Forderungen meines reflectirenden Verstandes ausschließlich Gehör, und mache mir einen Begriff von Gott, der meinem religiösen Gefühl nicht immer Befriedigung gewährt.

Die Sprache des religiösen Gefühls über Gott ist eine allegorische, deren Zweck ist, die Realität des religiösen Gefühls in Vorstellungen auszudrücken; die dem Verstande entsprechende Sprache über Gott muß uns einen Begriff geben, den Begriff des Unendlichen und Absoluten, der aber Anbetung und Verehrung im gewöhnlichen Sinne des Wortes weder hervorruft, noch sogar gestattet. Der Religiöse ist immer unwillkürlich Anthropomorphist, d. h. er denkt sich Gott in menschlichen Formen; diesem Anthropomorphismus bleibt man möglichst ferne, sobald man sich mit dem Begriff des Absoluten befaßt.

Es bedarf hier wohl kaum der Beispiele. Umgang mit Gott, Liebe zu Gott, Gehorsam und Unterwerfung des Willens unter Gott,

alle diese Factoren des religiösen Lebens heischen einen persönlichen Gott, einen Gott den ich mir denke als Vater, verschieden, ja in gewissem Sinne, gesondert von dieser Welt, in so fern viel in ihr böse, und also nicht aus Ihm ist. Mit diesem Gotte kann ich mich persönlich vereinigen; als Sünder stehe ich Ihm ferne, als von der Sünde Bekehrter ist Vereinigung, wenn gleich niemals Einheit zwischen Ihm und mir denkbar. Diesen Gott kann ich mir zum Vorbilde wählen, so daß ich sein Nachfolger werde. Er ist demnach der Höchste in der Reihe von Wesen, der ich ebenfalls angehöre. Seine Liebe, Seine Heiligkeit, Seine Weisheit sind meine Liebe, meine Heiligkeit, meine Weisheit in der höchsten Potenz. Er vermag mich zu wahren und zu schirmen, schädliche Einflüsse von mir zu wehren, mich zu strafen und zu belohnen, auch Strafen aufzuheben oder zu schenken, denn dieses macht einen Theil seiner Vaterpflicht aus. Solches ist die Vorstellung, die sich das Volk von Gott macht. Man mag sie eine populäre Vorstellung nennen und darum mehr oder weniger vornehm auf sie herabsehen, doch ich frage, ob nicht diese populäre, anthropomorphistische Vorstellung von Gott unserm religiösen Leben ganz und gar entspreche? So oft wir dieses Leben analysiren, und ihm Worte zu verleihen suchen, insbesondere so oft wir es Andern mitzutheilen trachten, nehmen wir zu dieser Vorstellung beständig unsre Zuflucht.

Und doch bedarf es keines besondern Scharfsinnes, um sofort einzusehen, daß diese Vorstellung bloß den Inhalt unsers religiösen Gefühls zurückgibt. Es kommt uns unwillkürlich ein Lächeln, sobald wir uns entsinnen, daß dieß eine Vorstellung heißen solle des absoluten, unendlichen Wesens. Denn auf das Absolute übertragen, bringt diese Vorstellung sogleich einen innern Widerspruch ans Licht (eine contradictio in terminis) bei dem unser Verstand unmöglich stehen bleiben kann; ja, dem Verstande ist diese Vorstellung etwas geradezu Widerwärtiges. Anstatt einer Vorstellung von Gott, suchen wir also nun einen Gottesbegriff. Erste Bedingung aber dieses Begriffs muß sein, daß es ein Begriff sei des absoluten, unendlichen Wesens. Alles was darin dem Begriffe des Absoluten und Unendlichen widerspräche, würde vernichtend auf den Gottesbegriff selbst wirken. Doch, wird dies anerkannt — und wie wäre Einrede hie-

gegen möglich? — was bleibt denn noch von dem Karakteristischen jener in Uebereinstimmung mit den Forderungen unsers religiösen Lebens von Gott gebildeten Vorstellung; was bleibt noch zur möglichen Aufnahme in unsern Gottesbegriff? Oder, möchte auch dies noch gelingen, wird bei einem einigermaßen vollständigen Gottesbegriff unser religiöses Leben noch irgend ein rationelles Motiv behalten?

Es fragt sich nämlich zuerst, ob zu dem Begriff des Absoluten und Unendlichen überhaupt irgend ein Attribut passe; doch ohne dieß in abstracto ausmachen zu wollen, haben wir bloß dem absoluten Gott eines jener eben genannten Attribute beizulegen, um zugleich das Sonderbare einer solchen Vereinigung einzusehen. Was ist Religion ohne Glauben an einen persönlichen Gott? Was aber wäre eine absolute Persönlichkeit? — Hier besonders tritt das Zwingende des vorhin gestellten Dilemma stark hervor: entweder ich fasse die Persönlichkeit Gottes so, daß Raum bleibt für meine Religion, d. h. also für meine Person — und in diesem Falle hat Gottes Persönlichkeit an der des Menschen ihre Schranken, da ich, um im wahren Sinne des Wortes Person zu sein, ein gewisses Maß der Selbstständigkeit Gott gegenüber besitzen muß, dann aber ist auch die Persönlichkeit Gottes nicht mehr absolut; — oder ich denke mir die Persönlichkeit Gottes absolut: Gott ist sodann das absolute Ich, das absolute, selbstbewußte S e i n; allein wo bleibt nun Raum für des Menschen Persönlichkeit, und demzufolge für des Menschen Religion? Bei der letzteren Auffassung der Persönlichkeit Gottes bin ich nicht nur ein integrirender Theil des großen Ganzen, nämlich des Inhaltes der Selbstbewußtheit Gottes — das bleibe ich bei jeder Auffassung, sondern ich bin dann n i c h t s w e i t e r als ein Theil des großen Ganzen. Und wie soll ich in dem Falle das große Ganze anbeten und ihm dienen, da es ja ohne mich nicht existirt? Das Ganze besteht ja aus allen seinen Theilen; sobald ich mich mit meinem Selbstbewußtsein davon absondre — was ja geschehen muß, wenn ich es zu einem Gegenstande meiner Anbetung und Verehrung machen soll — hört es auf das Ganze zu sein. Bin ich nicht da ohne das Ganze, das Ganze ist eben so wenig da ohne mich. Ist es also unserm Denken ernst mit dem Begriff einer absoluten Persönlichkeit, so ist nicht einzusehen, wie wir einem sehr

veredelten, sehr geistigen Pantheismus entgehen sollen, wobei Religion im gewöhnlichen Sinne des Wortes zur Einbildung und also dem nach Realität Dürstenden unmöglich wird.

Dieselben Schwierigkeiten erheben sich in Betreff aller übrigen Attribute. Liebe, Heiligkeit, Weisheit sind lauter Tugenden die eine Beziehung andeuten. Auf seinem Standpunkt hatte Spinoza Recht, Gott Vernunft und Willen (intellectus et voluntas) abzusprechen. Wissen und Wollen setzen etwas außerhalb dem absoluten Wesen voraus. Oder wo nicht, so ist auch nichts da außer dem absoluten Wesen und absoluten Willen, und zumal nichts, das ein in gewissem Sinne selbständiges Wissen und Wollen haben könnte. In gleicher Weise setzt Liebe ein Wesen voraus außerhalb Gott, oder wo nicht, so ist Gottes Liebe bloß Selbstliebe, und die Ueberzeugung des religiösen Menschen von einer sich auf ihn beziehenden Liebe Gottes wird zum süßen Traume. In dieser Voraussetzung liebt Gott mich wie Er, es sei mit Ehrfurcht gesagt, die Rose oder die Nachtigall liebt, nämlich als integrirenden Theil Seiner selbst, denn, damit Er das Absolute sei, kann Er Rose und Nachtigall eben so wenig als mich entbehren, und wiederum mich eben so wenig, als das häßlichste Unthier im Universum.

Gott sich zu denken als Vater, als Erschaffer der Welt, ist, wie mir vorkommt, eben so unvereinbar mit dem Begriffe Gottes als des absoluten und unendlichen Wesens. Ist Gott Weltschöpfer, so war Er einmal ohne die Welt da. Eins von Beiden nun: ohne diese Welt war Gott schon das absolute, das unendliche Wesen, wie soll man aber dann dem Unendlichen noch etwas hinzufügen: in dem gegebenen Falle die Welt, das All der endlichen Dinge; oder Gott war vor Erschaffung nicht das absolute und unendliche Wesen, doch wozu ihn dann Gott genannt? Das eine ist so ungereimt wie das andere. Man denke sich das absolute Wesen und dann noch einmal das Universum, ohne daß diese beiden Begriffe in einander aufgehen, und dazu das eine nach dem andern in der Zeit entstehend. Oder man denke sich das nicht unendliche Wesen, erschaffend das unendliche Universum, denn das Universum kann doch unmöglich anders als unendlich gedacht werden. Von allen Seiten geräth man in Widerspruch mit sich selbst.

Es wird um nichts besser, wenn wir das absolute Wesen unsern Vater nennen wollen. Dieser Name deutet eine Beziehung an, vermöge welcher das Absolute relativ werden würde, und läßt an Erziehung denken: im Widerspruch mit dem Begriff jener natürlichen, organischen Entwicklung, als der einzigen Form, in welcher das absolute Leben und Sein sich uns offenbaren kann. Das Problem der Erziehung besteht eben im Ausüben eines kräftigen Einflusses zur Bildung freier Wesen. Soll nun das Ganze Einfluß üben auf eins seiner Theile, oder sollen die Theile jemals zur Freiheit und Selbstständigkeit gelangen dem Ganzen gegenüber?

Und auch jene Vorstellung, die sich für uns unwillkürlich mit dem Gedanken an eine göttliche Erziehung der Menschheit verbindet, löst sich auf, sobald wir sie auf das absolute Wesen übertragen: ich meine die Vorstellung von Gott als unserm Vorbilde. Denkt man sich Gott auf der via eminentiae als die höchste Weisheit, Heiligkeit und Liebe, so versteht sich wie von selbst, daß wir uns Gottes Tugenden und Vollkommenheiten zur Nachfolge wählen. Denkt man sich hingegen Gott nicht mehr als ein eminentes menschliches Wesen, sondern als den Unendlichen, so verschwinden alle jene Tugenden und Vollkommenheiten, denn in diesem Falle hebt sich, aus dem Gesichtspunkt Gottes betrachtet, der Unterschied zwischen dem, was wir gut und dem was wir böse nennen, sogleich auf. Gott als absolutes Wesen sich zum Vorbilde wählen zu wollen, würde zu allerlei unsittlichen Handlungen führen. Damit ist auch der Begriff abgeschnitten für das was man Gottes Heiligkeit zu nennen pflegt. Das Böse geschieht, geschieht es gegen Seinen Willen? Unmoralische Mittel führen zu herrlichen Zielen. Werden diese Mittel Ihm aufgenöthigt? Muß Er sich ihrer bedienen wider Seine Absicht? Oder wird man sich noch helfen wollen mit jener alten Ausflucht, Gott wolle zwar das Böse nicht, er lasse es aber zu? Allein für eine absolute Allmacht gibt es keinen Unterschied zwischen Zulassen und Wollen. Und auch für uns ist kein Unterschied zwischen diesen beiden. Was ich wirklich zulasse, das habe ich auch wirklich, sei es auch unter gewissen Bedingungen, gewollt, und was ich nie gewollt, dazu kann ich, der Gewalt mich unterwerfend, mich passiv

verhalten; daß ich es damit aber zugelassen hätte, darf niemals behauptet werden. Man wird doch kein passives Verhalten bei Gott voraussetzen? So gibt es kein Drittes: entweder das Böse existirt wider Gottes Willen und dann ist Gott nicht absolut, indem Er nicht die absolute Ursache ist von Allem was ist; oder Gott ist absolut, und dann ist was wir böse nennen bloß unvollendete Entwicklung dort, wo sie gefunden wird, ganz an ihrer Stelle. In diesem Falle aber dürfen wir Gott, wollen wir wenigstens nicht mit Worten spielen, keine Heiligkeit zuschreiben; da Heiligkeit nicht nur Lauterkeit der Absichten, sondern auch Gewissenhaftigkeit im Anwenden der Mittel heischt.

Es bedarf nicht des Mehreren zur Erläuterung des uns hier beschäftigenden Dilemma. Der Gott des religiösen Gefühls ist dem reflectirenden Verstande nicht viel mehr als eine poetische Vorstellung: eine bunte Zusammenflickung von Widersprüchen; der Gott des Verstandes ist dem religiösen Gefühl nicht viel mehr als ein abstracter Begriff, das prädicatlose Absolute. Hältst du dich allein an jene poetische Vorstellung, so verlierst du das, um was es uns beim Denken an Gott hauptsächlich zu thun ist, seine Unendlichkeit; denn ist Gott auch nur in einer seiner Eigenschaften nicht absolut, so ist er es natürlich auch nicht im Ganzen. Hältst du dich dagegen ausschließlich an den rationellen Gottesbegriff, so sehe ich geringe Nothwendigkeit, noch von Religion zu reden; so kommt Alles auf einen klaren Begriff vom Zusammenhang des Universums an. Ich will nicht behaupten, das Leben werde dann trostlos: im Gegentheil, umfangreiches Wissen ist immer ein Balsam, und überdieß, von dem unverbrüchlichen Zusammenhang des Universums durchdrungen zu sein, gibt großen Trost, gibt Kraft und Freudigkeit; doch ich kann mir nicht verhehlen, daß dabei viel von dem der Religion eigenthümlichen Troste verloren ginge, und daß eine philosophische Entwicklung sehr wohl an die Stelle unsrer religiösen Entwicklung treten könnte.

Obgleich ich aus voller Ueberzeugung so rede, wünsche ich mich doch hier mit Behutsamkeit auszudrücken; nicht nur weil es so zarte und wichtige Angelegenheiten gilt, sondern auch weil es Theologen

gibt, denen ich große Achtung zolle, die mir aber den letzteren Satz durchaus nicht einräumen.

Ich glaube also, daß mit dem sogenannten rationellen Gottesbegriff, wo Gott gedacht wird als die Fülle alles Lebens, als das sich in unzähligen Formen offenbarende Leben, als die Einheit des Alls, daß, wie gesagt, in diesem Begriff zwar Trost und Kraft zu finden sei, doch nicht gerade der Trost und die Kraft der Religion. Ich kann dann in glücklichen Umständen ein behagliches Gefühl behalten, indem ich bemerke wie hübsch die Naturnothwendigkeit zufällig mit meinen Wünschen zusammentrifft; von Dankbarkeit aber kann nicht mehr die Rede sein, da ich zu gut weiß, daß zwischen jener Naturnothwendigkeit und meinen besonderen Wünschen nicht der mindeste Zusammenhang Statt findet. Wem also soll ich danken, wenn Niemand gerade mir Etwas schenkt? In unglücklichen Umständen kann ich dann meine besonderen Wünsche dem großen Ganzen willig zum Opfer bringen, doch wird dieß nur die Frucht sein der Einsicht meines Verstandes, die mich das Unbedeutende und Unwichtige meiner besondern Wünsche erkennen und mich begreifen lehrt, daß alle Dinge aus dem Standpunkt einer objectiven Nothwendigkeit anzusehen seien; von kindlicher Ergebung in eine höhere Führung darf ich nicht mehr reden, denn ein solcher Glaube schließt in sich, daß meine besondern Wünsche und Gefühle allerdings richtig seien, und Gott es deßhalb nöthig erachte, daß ich ihnen zu entsagen lerne; bei solchem Glauben tröste ich mich mit dem Gedanken, daß diese Nothwendigkeit meines Leidens eben in mir liege, weil Gott es für nöthig halte, mich durch Leiden zu bilden und zu läutern für eine höhere Bestimmung.

Läßt sich endlich mit dem Begriff des unendlichen und absoluten Wesens noch der Gedanke an Verehrung und Anbetung verbinden, an Schuldbekenntniß und das Flehen um Vergebung? Kann ich zu diesem Wesen jemals sprechen: „Du bist mein Gott"! Kann ich je mein Herz vor ihm ausschütten, mein Herz so voll, ach! oft vielleicht von unwesentlichen Dingen, aber doch voll, und mit einem Augustinus in seinen Confessiones sagen: „Du wirst mich nicht auslachen, denn Du verstehst mich!" Kann ich noch in meinem innern Leben eine der herrlichsten Offenbarungen Gottes erblicken,

so daß ich es wagen darf aus den Gefühlen der Liebe und des Mitleids, die mein Herz bewegen, auf die Gefühle zu schließen, die in dem göttlichen Vaterherzen sich regen müssen?

Ich glaube nicht. Und kein Wunder, wie mir vorkommt. Ein Merkmal der Religion, sobald sie dem Fetischdienst und dem bloßen Naturcultus entwachsen war, ist stets gewesen, Gott sich zu denken als menschliches Wesen in der höchst möglichen Vollkommenheit. Das religiöse Gefühl führt uns noch dahin, und von diesem Standpunkte müssen wir Gott Persönlichkeit, Liebe, Weisheit, Heiligkeit beilegen. Beschränkt aber und endlich können wir Gott nicht nennen, ohne daß der Gottesbegriff uns sogleich entsinkt. Doch nennen wir ihn nun absolut und unendlich, so kann Er auch das Relative, d. h. hier das Menschliche, nicht in der höchsten Vollkommenheit sein. Denn niemals wird das Relative und Endliche, sei es auch in möglichst hohem Grade gedacht, das Absolute und Unendliche. Zwischen dem Endlichen in der höchsten Potenz und dem Unendlichen bleibt immer eine unübersteigliche Kluft.

Mit einem Worte: das religiöse Gefühl fordert eine Beziehung zwischen Gott und dem Menschen, Gott und der Welt; und der einzig mögliche Begriff eines absoluten und unendlichen Wesens schließt jede Beziehung zwischen diesem Wesen und etwas Anderm aus, es sei denn die Beziehung zwischen dem Ganzen und seinen Theilen.

Wir sind keineswegs die Ersten, die auf dieses Dilemma geachtet. Dazu lag es zu nahe. Doch nicht dieses Dilemma zu entdecken ist das Wichtigste, die Frage ist, was damit anzufangen, und was für Consequenzen daraus abzuleiten seien.

Ich fürchte nämlich, es sei ein zwiefacher, sehr verschiedenartiger Mißbrauch davon gemacht worden. Solche, die das philosophische Denken nur seinen Resultaten nach zu beurtheilen pflegen, ohne für sich selbst irgend welche philosophischen Bedürfnisse zu fühlen, haben den unwiderlegbaren Widerspruch zwischen den Forderungen des warmen religiösen Gefühls und denen eines rationellen Gottesbegriffs mit einer gewissen Schadenfreude bemerkt. Sie haben sich einen leichten Sieg verschafft, und ihr Herz geweidet an der Demüthigung der Philosophie. Der Gott der Philosophen hieß dann eine kalte

Abstraction, ein pantheistischer, Alles verschlingender Begriff, der die Realität der endlichen Dinge aufhebe. Und war so, wie es hieß, die Philosophie in all ihrer Nacktheit und Kälte zur Schau gestellt, dann wurde es leicht in erbaulichen Phrasen über den nicht sehr erhaben benannten „christlichen Gott" sich zu ergehen.

Und was war am Ende bewiesen worden? Bloß was keines Beweises mehr bedurfte: daß die menschliche Phantasie oft weiter reicht und jeden Falls rascher zu Werke geht als unsre Denkkraft, und daß Religion und Philosophie zweierlei sind. Hätte man auf dem Standpunkt der praktischen Frömmigkeit eine der Reflexion einigermaßen annehmbare Vorstellung von Gott gefunden, dann wäre es an der Zeit gewesen, auf das Streben der Philosophie aus der Höhe herabzusehen. So aber vergaß man, daß dieß nicht im Mindesten der Fall war. Man vergaß daß die den Bedürfnissen des religiösen Lebens so vortrefflich zusagenden Vorstellungen von Gott nur Bilder, Metaphern und uneigentliche Ausdrücke sind, unsrer Religion zwar genügend, doch nutzlos, sobald wir unser religiöses Bewußtsein mit unsrer Weltwissenschaft zu verbinden suchen. Was beweist demnach der Reichthum der praktischen Frömmigkeit, der Armuth der Philosophie gegenüber? Bloß dieses: so lange er auf den Zusammenhang der verschiedenen Theile seines Wissens verzichtet, findet unser Geist bald Befriedigung. Daß eine reine Mystik von dem Begriffe des absoluten, prädicatlosen Wesens nichts wissen will, scheint uns ganz gerecht; der Verblendung aber fällt sie anheim und des Beförderns von Mißverständnissen klagen wir sie an, sobald sie Anspruch macht auf eine Lehre von Gott, die den ganzen Menschen, auch in sofern er noch andere als religiöse Bedürfnisse hat, zu befriedigen vermöchte. Die anthropomorphistische oder die mythische Vorstellung von Gott genügt dem Gemüthe, dem religiösen Gefühl; ist denn aber das Gemüth unser einziges Gut? und kann eine Seite unser ganzes Wesen sein?

So meinen Viele, wie es scheint; und daher hört man so oft von diesem oder jenem kirchlichen System mit der furchtbarsten Uebertreibung reden. Wie oft hört man nicht die beliebte Vorstellung, die den Menschen, nachdem er alle Schulen der Philosophie durchlaufen, ohne für seine höheren Bedürfnisse Befriedigung zu erlangen,

zuletzt im Schooße der katholischen oder der protestantischen Orthodoxie Ruhe für seine Seele finden läßt!

Das mag wohl so sein. Dem Herzen hat man Ruhe gewonnen; doch ist nun damit Alles gesagt? Macht denn das Gemüth mein ganzes Wesen aus? Daß das Herz seine Rechte habe, bin ich der Letzte zu leugnen; allein ist denn unser Denken, das dem Zusammenhang der Theile unsrer Kenntniß nachforscht, ein Paria, der keine Ansprüche hätte? Das Herz fand keine Ruhe bei der Philosophie. Sehr möglich. Fand aber die Reflexion vielleicht Ruhe bei der Kirche? Der Gottesbegriff des Verstandes ließ dein Herz kalt; und führte die poetische Vorstellung Gottes dich niemals zum Zwiespalt mit einem dir nicht minder theurem Gute, deiner Wissenschaft?

Was spricht man denn von Ruhe, die irgend ein kirchliches System dem ganzen Menschen gewähren könnte? Freilich, wenn ich gewisse Bedürfnisse einfach nicht in Anschlag bringe, dann sehe ich die Möglichkeit, zu jener hochgelobten Ruhe zu gelangen; doch bin und bleibe ich Mensch in der vollen Bedeutung des Wortes, ein fühlendes und denkendes Wesen, mit Bedürfnissen des Gemüthes sowohl wie des Verstandes, so fordre ich beide, die katholische und die protestantische Orthodoxie heraus, mir Ruhe zu verschaffen, und vollkommne innere Harmonie.

So weit meine Erfahrung reicht, für unsre Tage sowohl als, vermittelst der Geschichte, für die Vergangenheit, wage ich zu behaupten, daß noch kein Denker jemals bei der Vorstellung der praktischen Frömmigkeit die Ruhe gefunden, die allen legitimen Bedürfnissen seines ganzen Wesens ohne Unterschied volles Recht hätte angedeihen lassen, — es sei denn er habe sich mit leerem Schalle begnügt.

Sodann ist es in höchstem Grade ungerecht, den sich allerdings vorfindenden Antagonismus zwischen Verstand und Herz so zu benutzen, daß man, auf die einer positiven Religion innewohnende Ruhe sich berufend, das fortwährende Suchen der Philosophie in ein falsches Licht stellt. Die poetische Vorstellung von Gott führt mich nie weiter als zur Kenntniß des religiösen Gefühls, wovon jene Vorstellung nur der mehr oder weniger getreue Abdruck ist; den Inhalt des religiösen Gefühls, der von diesem Gefühl postulirt wird, habe

ich bloß in poetischer Sprache zu fassen, um eben dadurch zu dieser Vorstellung zu gelangen; — wer aber könnte sich hiebei begnügen? Gewiß nicht derjenige, welcher bescheiden zwar, doch dringend, täglich frägt und sucht und anklopft, ob er Gott lieben möge, nicht nur von ganzem Herzen, sondern auch mit seinem ganzen Verstande.

Denn um nichts weniger ist es dem Denker zu thun [1]). Und wäre das philosophische Ringen, um einen Zusammenhang herzustellen zwischen dem Zeugniß unsers religiösen Gefühls und den übrigen Theilen unsres Wissens, auch ein eitles (vanitas vanitatum), noch betrachtete ich diese Thorheit als ein Adelsdiplom für jeden Menschen, der sich ihr mit Weisheit hingibt. Können wir uns denn verhehlen, daß mit unserm religiösen Leben unserm Geiste ein geheimnißvolles Problem gestellt sei, gleichsam eine hohe, den Garten unsers Lebens umringende Mauer? Zuweilen stehen wir gerade da-

---

[1]) Unwillkürlich erinnere ich mich hier jener herrlichen Stelle Bossuet's aus seinen „Elévations à Dieu:

Que faut-il ajouter . . . . pour nous rendre heureux? Il faut ajouter à l'idée confuse que j'ai du bonheur la connaissance distincte de l'objet où il consiste et en même temps changer le désir confus du bonheur en la possession actuelle de ce qui le fait.

Mais où peut consister mon bonheur que dans la chose la plus parfaite que je connaîtrai, si je la puis posséder? Ce que je connais de plus parfait, c'est Dieu sans doute, puisque même je ne puis trouver en moi-même d'autre idée de perfection que celle de Dieu. Il reste à savoir si je le puis posséder. Mais qu'est-ce que le posséder, si ce n'est le connaître . . . .

. . . . Je connais Dieu; je l'aime, mais très imparfaitement, ce qui fait que mon amour pour lui est trop faible . . . . J'ai donc à désirer de connaître Dieu plus parfaitement que je ne fais; de le connaître, comme dit St. Paul, ainsi que j'en suis connu; de le connaître à nu, découvert, en un mot de le voir face à face, sans ombre, sans voile, sans obscurité. Que Dieu m'ajoute cela, qu'il me dise comme à Moïse: Je te montrerai tout bien, alors je dirai avec St. Philippe: Maître, cela nous suffit. Mais cela n'est pas de cette vie; quand ce bonheur nous arrivera, nous n'aurons rien à désirer pour la connaissance. Mais pour l'amour, que sera-ce? Quand nous verrons Dieu face à face, pourrons-nous faire quelque chose de plns que l'aimer? Non, sans doute , . . . Et notre amour sera parfait, venant d'une parfaite connaissance. Et il ne pourra plus changer comme il peut changer en cette vie; et il absorbera toutes nos volontés dans une seule,

vor; ein andermal verlieren wir sie aus dem Gesichte, suchen nach unserm Weg auf allen Pfaden, und wähnen endlich einen entdeckt zu haben, der uns den Ausgang öffnen soll. Rasch gehen wir ihn zu Ende; da ragt wieder die Mauer, hoch wie immer. Bald setzen wir uns an einer neuen Stelle der gleichen Täuschung aus. Es genügt uns nicht an einer bloß praktischen Religion. Gesegnet bleibe uns die Frömmigkeit des Herzens, wofern sie unser Theil ist, doch wir machen sie nicht zum Ruhekissen für unser Denken. Der Gott, den das reine Herz hier zuweilen schaut, — Alles was in uns ist dürstet nach Ihm.

Möchte doch jenes fromme Verhöhnen der Philosophie ein Ende nehmen! Oft zwar hat sie sich die Stirne wund gestoßen, doch ihre Beulen sind ihre Ehrenzeichen. Möchte man nicht länger sich brüsten mit einer Ruhe des Herzens, die Keinem, der Gottes Willen zu thun begehrt, fremde bleibt, die aber jenes: „ringet darnach daß

---

qui sera celle d'aimer Dieu. Il n'y aura plus de gémissements et nos larmes seront essuyées pour jamais et nos désirs s'en iront avec nos besoins .... Alors s'accomplira notre parfaite unité en nous-mêmes et avec tout ce qui possédera Dieu avec nous; et ce qui nous fera tous parfaitement un, c'est que nous serons et nous verrons et nous aimerons; et tout cela sera en nous tous une seule et même vie. Et alors s'accomplira ce que dit le Sauveur: Comme vous, mon Père, êtes en moi et moi en vous, ainsi ils seront un en nous, un en eux-mêmes et un avec tous les membres du corps qu'ils composent.

Trouvons donc en nous la Trinité Sainte, unis à Dieu, connaissant Dieu, aimant Dieu; et comme notre connaissance qui, à présent, est imparfaite et obscure s'en ira; et que l'amour est en nous la seule chose qui ne s'en ira jamais et ne se perdra point, aimons, aimons aimons; faisons sans fin ce que nous ferons sans fin; faisons sans fin dans le temps ce qui nous ferons sans fin dans l'éternité. O que le temps est incommode! Que de besoins accabblants le temps nous apporte! qui pourrait souffrir les distractions, les interruptions, les tristes nécessités du sommeil, de la nourriture, des autres besoins? Mais celles des tentations, des moindres désirs, qui n'en serait honteux autant qu'affligé? O Dieu, que le temps est long, qu'il est pesant, qu'il est assommant! o Dieu éternel, tirez-moi du tems, fixez-moi dans votre Eternité! En attendant, faites-moi prier sans cesse, et passer les jours et les nuits dans la contemplation de votre loi, de vos vérités, de vous-même, qui est toute vérité et tout bien. Amen, Amen!

(Oeuvres de Bossuet, Charpentier, 3me Ed. p. 329—333.)

ihr eingehet" wahrhaftig nicht ausschließt, und jene Klage nicht erstickt: „wir sehen durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort."

IV.

Wir werden tiefer unten, auf das hier besprochene Dilemma zurückkommend, darzulegen suchen, was uns dazu nöthigt es anzuerkennen. Zuerst aber behaupten wir noch unser Recht, den Werth jener von Vielen als ihr unveräußerliches Besitzthum gepriesenen Ruhe und Gewißheit in Frage zu stellen. Dieses Besitzthum hängt mit sonderbaren Neigungen der menschlichen Natur zusammen. Der Mensch ist ursprünglich der Kritik und dem Zweifel abgeneigt; ja er haßt Beide, während ein fortwährendes Bejahen seine Lust und Liebe ist, und er Jedem bereite Aufmerksamkeit und Vertrauen entgegen bringt, der ihn in entscheidendem Tone über Dinge belehrt, von denen er in Wahrheit nicht mehr wissen kann als jeder andere Mensch. Daß wir alle unsre Kenntniß unsern eignen Empfindungen, Vorstellungen und Schlüssen verdanken, wird im Allgemeinen gar nicht einmal geahnt; daß wir mithin zu jeder Zeit, doch ganz besonders so oft wir uns auf übersinnlichem Gebiet bewegen, großer Umsicht und scharfer Kritik bedürfen, das wird sogar aufs Bestimmteste verneint. Die allgemein angenommene Meinung kommt vielmehr hierauf hinaus: für die höchsten Lebensfragen erfreue sich der Mensch absoluter Gewißheit; wer diese Gewißheit Ungewißheit zu nennen wage, thue dies nur, weil er an allem Heiligen rütteln und seinen bösen Lüsten freien Lauf lassen wolle.

Doch bei ihrer Allgemeinheit hört die Uebereinstimmung dieser allgemein angenommenen Meinung auf. Fragen wir bei verschiedenen Menschen nach den Quellen, woraus sie ihre Gewißheit schöpfen, so lautet die Antwort ebenfalls sehr verschieden.

Die Meisten haben einen gewissen Glauben, der sich zwar sehr wenig praktisch erweiset, den sie aber für bestimmt wahr halten. Warum denn so bestimmt? Bloß weil sie niemals nachgedacht, ob es sich auch anders verhalten könne. Vollständiger Mangel an Nachdenken, keinerlei Bedürfniß, sich Rechenschaft zu geben von dem Bekenntniß der Lippen, das sind die Quellen der festesten Gewißheit. Hier wird man uns die Pflicht der Kritik wohl erlassen.

Ist man um ein Geringes über diesen Standpunkt, der kein Standpunkt ist, hinaus, so kommt man mit Gründen zum Vorschein als Beweisen für seinen Glauben, d. h. man gibt die nach eigener Meinung Gewißheit spendende Quelle an.

Und hier hebt nun die große Verschiedenheit an. Der Eine findet die kräftigste Stütze in einer im Einzelnen ihm zwar ganz und gar unbekannten Vergangenheit; ein gewisser Eindruck aber sagt ihm, daß sein Glaube in jener Vergangenheit schon da war; und so beruft er sich auf „die Geschlechter der Vorzeit", als die da rechtschaffen lebten und selig entschliefen in eben dem Glauben, der noch der seinige ist. Wer jene Geschlechter der Vorzeit waren, wo sie lebten, was ihre Begriffe einschlossen, wie ihre moralische Entwicklung war; ob sie mit den heute noch üblichen Ausdrücken damals nicht etwa einen andern Sinn verbanden, mit dergleichen Fragen darf man nicht zu zudringlich werden. Ich, so lautet die feierliche Erklärung, ich glaube, was die Geschlechter der Vorzeit glaubten, und die Geschlechter der Vorzeit glaubten, was ich glaube. Wäre eine vollkommnere Uebereinstimmung denkbar? Und solch ein von der Macht der Jahrhunderte autorisirter Glaube sollte nicht gewiß sein? Die Autorität der Jahrhunderte! Ist das noch nicht feierlich, nicht ehrfurchtgebietend genug? So stehen uns noch andere Worte zu Gebote. Oeffne die Geschichtbücher der Menschheit! Da findest du auf jedem Blatte die Kraft der Ueberzeugungen niedergelegt, die heute noch die unsrigen sind. Ich bleibe beim Alten. — Und dieses „Alte" war dann mitunter vor kaum drei Jahrhunderten möglichst modern!

Auch hier wäre Kritik überflüssig. Die Geschichte pflegt die größte Stütze für Solche zu sein, welche die Geschichte nicht oder nur sehr dürftig kennen. Dazu ist die Geschichte, jenes Zeugniß der Jahrhunderte, in diesem Zusammenhange nicht, was man gewöhnlich darunter versteht; nein, sie ist eine Personification oder vielmehr eine Pythia, der man Alles, was man nur will, in den Mund legt. Ist doch sogar noch nicht lange her dem Zeugniß der Vorzeit noch das aller Seligen hinzugefügt worden. Es geschah dies aber auch von einem geschworenen Feinde alles Skepticismus.

Andere lassen die Geschichte mit ihren Annalen bei Seite.

Ihnen wird über diesen oder jenen Punkt Gewißheit zu Theil, sobald er in einem Buche geschrieben steht. Ein Buch an und für sich scheint große Ueberredungskraft zu besitzen. Die Bücherverehrung ist der letzte Rest des Fetischdienstes in Europa; und ihr großes, Alles entscheidendes Argument: „Wäre es nicht wahr, wozu stünde es geschrieben?" Damit übereinstimmend ist das Sprichwort: „Du lügst wie gedruckt" d. h. du lügst mit einer Ueberzeugung als führtest du etwas aus einem Buche an.

Dieser Respect vor einem Buche bekommt eine wissenschaftliche Form in der Lehre von der Auctorität der Bibel. Gewißheit, die höchste und seligste Gewißheit wird unser Theil bei einer demüthigen und unbedingten Unterwerfung unsrer selbst unter das: „es steht geschrieben". Nur einen rationellen Grund aber kann diese Unterwerfung haben, die Ueberzeugung nämlich, daß die Bibel unfehlbar sei. Worauf aber stützt sich die Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit der Bibel? Auf Untersuchung? Dann muß auch etwas da sein, woran sich diese Unfehlbarkeit prüfen läßt. Bin ich aber schon im Besitze von irgend Etwas, woran sich diese Unfehlbarkeit prüfen läßt, wozu wäre sie mir dann noch nütze? indem in diesem Falle eben der angebliche Maßstab die Auctorität ist, auf die ich mich stütze. Allein auch die Erkenntniß der Unfehlbarkeit dieser letzteren Auctorität muß wieder auf Untersuchung beruhen, d. h. auf Prüfung an etwas Anderm, und so bis ins Unendliche.

Doch nein, nicht Wenigen gilt die besondere providentielle Bewahrung, deren Gegenstand die Bibel während einer langen Reihe von Jahrhunderten gewesen sein soll, als Beweis ihrer Göttlichkeit. Siehe da eine vollständige petitio principii. Denn worauf gründet sich die Annahme einer solchen providentiellen Bewahrung? Eben auf die Voraussetzung von der Göttlichkeit der Bibel. Hielte man die Bibel nicht für göttlich, es würde Niemandem einfallen, in ihrem Jahrhunderte langen Bestehen die Folge einer so ganz besondern Bewahrung zu sehen. Oder wird es etwa einer besondern Fügung der Vorsehung zugeschrieben, daß wir Homer und den Koran jetzt noch lesen können?

Unsre Herzählung der Gewißheitsquellen ist noch nicht zu Ende. Die Uebereinstimmung dessen, was die Bibel lehrt, mit der Stimme

des Herzens und der innern Erfahrung, stellt einen Grund der Gewißheit dar für gar Viele. In diesem Grunde erkenne ich eine der ehrenwerthesten Quellen der Gewißheit an. Ich habe nur zweierlei Bedenken dagegen; erstens muß ich bemerken, daß eine solche Uebereinstimmung selten einer genauen Wahrnehmung unterworfen wird; sodann daß aus ihr mehr hergeleitet wird als sie wirklich enthält.

Sie wird keiner genauen Wahrnehmung unterworfen.

Zwischen der Bibel als einem Ganzen und den Bedürfnissen unsers Herzens kann keine Uebereinstimmung Statt finden, indem die Bibel keineswegs ein Ganzes bildet, sondern vielmehr eine Sammlung ist von Büchern, die während mehrerer Jahrhunderte und unter dem Einflusse der verschiedensten Meinungen verfaßt worden sind. Den Glauben eines Abraham wissen wir allerdings zu würdigen; — wohl schwerlich aber seine Ueberzeugung, daß Gott ihm einen Kindesmord auferlegen konnte. In Davids Lobgesänge stimmen wir ein; auch etwa in seine Fluchpsalmen? Wir schauen freudig auf den Heldenmuth der Propheten; — wie aber auf ihre sonderbaren und zuweilen unmoralischen symbolischen Handlungen? Unser Herz legt Zeugniß ab für die allumfassende Liebe eines Paulus; — eben so für seine getäuschten Erwartungen einer baldigen Wiederkunft Christi? Ja und Amen sagen wir sofort auf jenes Evangelium, das uns auf Jesum weist als auf den guten Hirten, als auf das Licht der Welt; den apokalyptischen Visionen dagegen bleibt die Aesthetik der Gegenwart wohl abgewandt.

So reducirt sich jene Uebereinstimmung auf Uebereinstimmung der Stimme des Herzens mit einigen Seiten der Bibel.

Zweitens wird aus ihr mehr hergeleitet als sie enthält. Sie soll uns nämlich einen historischen Beweis liefern. Ganz und gar falsch. Das Menschenherz, so lautet das Raisonnement, bedarf eines Gottes, der zu unserm Geschlechte spricht. Die Bibel nun erzählt uns von einem solchen Sprechen Gottes, folglich glaube ich, was die Bibel davon berichtet. Sonderbare Folgerung. Der einzige legitime Schluß, wozu uns dieß berechtigt, ist, daß laut der Bibel jenes Bedürfniß schon in sehr frühen Zeiten empfunden wurde, wodurch die dort gegebene Vorstellung eines Redens von Seiten Gottes sich leicht erklärt. Wer hingegen zum ersteren Schlusse kommt,

für den steht schon von vorne herein fest, daß das darüber Mitgetheilte wirklich historisch sei; doch steht dieß schon von vorne herein fest, dann ist auch die Uebereinstimmung zwischen unsern Bedürfnissen und der biblischen Erzählung als Quelle der Gewißheit nicht mehr nöthig. So heißt es zum Andern: das menschliche Herz bedarf eines aus den Todten auferstandenen Heilands. Das Evangelium sagt, Jesus sei aus den Todten auferstanden; folglich glaube ich diesem evangelischen Berichte. Ich aber antworte wiederum: gesetzt, die Glaubwürdigkeit dieses Berichtes sei noch nicht erwiesen, und könne mit einigem Grunde bezweifelt werden, so werde ich ja, mich gründend auf das behauptete Bedürfniß an einen auferstandenen Heiland, mit gleichem Rechte sagen dürfen, der evangelische Bericht zeige uns die Anwesenheit des nämlichen Bedürfnisses auch bei den ersten Jüngern, und lasse sich deßhalb eben daraus erklären. Ich behaupte nun nicht, es verhalte sich wirklich so, sondern nur, daß wir von logischem Standpunkte zu letzterem Schlusse eben so und mehr berechtigt sind, als zu dem vorigen.

Historische Beweisführung also kann aus der bezeichneten Uebereinstimmung nicht hergeleitet werden; und genau besehen, kann diese Uebereinstimmung, wie sie nunmehr auf einfache Sympathie für die auf dem Gebiete des Gemüthslebens sich bewegenden Stellen der Bibel reducirt ist, uns keine Gewißheit, sondern höchstens eine moralische Stütze gewähren. Finden wir unsre eignen Meinungen in den Worten Solcher wieder, die wir hoch über uns stellen, so haben wir allerdings eine etwas größere Wahrscheinlichkeit, daß wir diese Meinungen nicht fälschlich hegen. Untrügliche Gewißheit aber auf solche Sympathie gründen zu wollen, wäre Uebertreibung, indem der beste Mensch irren oder sich unrichtig ausdrücken kann, und, was am Meisten sagt, indem unsre Meinungen unter dem Einfluß eben Derjenigen entstanden sind, auf deren Sympathie wir uns berufen. Und hat man in unsrer Zeit das Anstößige der Auctoritätslehre bemänteln wollen, indem man von einer moralischen Auctorität sprach, so kommt mir vor, als ob diese moralische Auctorität höchstens in einer Art von „Biologie“ (magnet. Einfluß) bestünde, deren unleugbares Vorkommen zwar viel für unsre Schwachheit, nichts jedoch zu Gunsten unsrer eingebildeten Gewißheit beweist.

Wieder Andere wollen weder von Tradition noch von Auctorität etwas wissen, befinden sich aber trotzdem über allerlei übersinnliche Wahrheiten, über allerlei höchst wichtige Angelegenheiten im Genusse einer unumstößlich festen Gewißheit, eines Urtheils, das sie nie im Stiche läßt. Der Idee der Offenbarung gänzlich entwachsen, verlassen sie sich einzig auf von ihnen so benannte Vernunftwahrheiten, aus denen sie mit großem Selbstvertrauen Folgerungen machen, und so zu einem System über Gott, den Menschen und das Universum gelangen, das ihrer Schätzung nach ein wohlabgerundetes Ganzes genannt zu werden verdient, und Gott, Tugend und Unsterblichkeit über allen Zweifel erhebt. Wenig vertraut mit der Geschichte der Philosophie, und mindestens um ein halbes Jahrhundert mit ihrem Dogmatismus zurück, dürften sie mit Vortheil die Kritik der Vernunft studiren und daraus ersehen, daß ihre sogenannte Theologia naturalis auf den Namen einer Wissenschaft keinen Anspruch erheben darf, da sie aus lauter Gegensätzen besteht und, was das Schlimmste, auf einer sogenannten Denknothwendigkeit beruht, die selbstverständlich nur von dem Denker selbst beurtheilt wird, niemals an irgend einer objectiven Realität geprüft werden kann, und ihm demnach keine Bürgschaft gewährt dafür, daß er nicht der schlimmsten Selbsttäuschung anheim falle.

Die sich auf diesen Standpunkt Stellenden müßten doch, sollte man meinen, zuweilen unruhig werden über ihre geträumte Gewißheit bei der großen Meinungsverschiedenheit, welche eben die zu trennen pflegt, die derselben Denknothwendigkeit zu gehorchen vorgeben. Diejenigen, welche den menschlichen Verstand nicht nur als ein Mittel ansehen, um Kenntniß zu erlangen, sondern auch als eine Quelle des Erkennens, und welche der Meinung sind, man habe seine Gedanken nur streng logisch zu entwickeln um Wahrheit zu finden, sind in beständigem Widerspruch mit einander begriffen. Deisten sind sie auf diesem Wege geworden, so gut wie Pantheisten; Anhänger des freien Willens und Leugner des freien Willens. Kurz, die Denknothwendigkeit scheint keineswegs nothwendig zu einem bestimmten Resultat zu führen. Kein Wunder, denn Jeder faßt diese Nothwendigkeit anders auf. Soll man nun aber seiner besondern Auffassung von der Art und Weise, wie jene Denknothwendigkeit wirke, irgend

welchen objectiven Werth beilegen, so muß man wieder an eigene Unfehlbarkeit glauben. Daß aber eine von solcher Nothwendigkeit bedingte Gewißheit eine sehr ideelle, und der Gewißheit der Mystiker, die sonst der Verachtung der Rationalisten so sehr preisgegeben ist, enge verwandt sei, wird doch wohl zugegeben werden müssen.

Neuerdings sind wir mit gewissem Nachdruck auf eine andere Quelle der Gewißheit gewiesen worden, die wir eben so wenig unbemerkt lassen dürfen. Ich meine hier die ethische Richtung, von der in unsern Tagen ein ernster Versuch ausgegangen ist, dem Menschen hinsichtlich des Uebersinnlichen jene Objectivität zurückzugeben oder zu sichern, zu deren Leugnung auch ihrer Ansicht nach der Dogmatismus nicht weniger wie der Skepticismus führen muß.

Den Dogmatismus, die Lehre einer unfehlbaren Auctorität, der sich der Mensch blindlings zu unterwerfen habe, das Beschränken der Freiheit des Forschens, alle diese Bollwerke einer täglich mehr hinsterbenden Orthodoxie hat auch die ethische Richtung für immer fahren lassen. Ihr Name schon deutet es an, daß ihre Basis nicht die kirchliche Tradition, der Grund ihrer Gewißheit kein theologischer ist. Ihre Wissenschaft und Gewißheit sind ganz und gar ethischer Art.

Was nun behauptet die ethische Richtung? Diese Frage ist noch selten, wie mir vorkommt, sogar von ihren Bekennern deutlich und allgemein gültig beantwortet worden. Doch ist die Antwort nicht schwer. Dürften wir in ihrem Namen reden, so würden wir sagen: die ethische Richtung, überzeugt sowohl von der Nichtigkeit einer bloß aprioristischen Speculation, als von dem unpsychologischen und mechanischen Karakter einer blinden Unterwerfung unter äußere Auctorität, setzt als höchste Realität das, was das höchste ist, nämlich das moralische Leben, und erkennt demzufolge bei den geistigen Wissenschaften die Realität nur dessen an, was in der Entwicklung dieses moralischen Lebens ein nothwendiges Moment ausmacht oder auszumachen bestimmt ist.

Geben wir hier nun unmittelbar Acht auf ein Problem, an dessen Lösung die besten Kräfte der ethischen Richtung sich versucht haben, so wird alle Unklarheit aus unsrer Definition verschwinden.

In dem Gefühle ihrer Kraft hat nämlich die ethische Richtung in unsern Tagen versucht, mit ihrem Prüfstein von Wahrheit und

Gewißheit nicht einem metaphysischen oder moralischen, sondern einem historischen Problem sich gegenüber zu stellen. Es galt die Auferstehung Jesu. Es galt die Frage: hat seine körperliche Auferstehung wirklich Statt gefunden? Nun, die ethische Richtung ist sich bewußt, als solche diese Frage beantworten zu können. Wie fängt sie dieses an? Geht sie mit den von der Auferstehung Jesu erzählenden evangelischen Urkunden zu Rathe? Versucht sie es die darin enthaltenen Berichte zu einem Ganzen zu verarbeiten und die Widersprüche zu entfernen oder zu lösen? Keineswegs; im Gegentheil, diese übliche historische Beweisführung erklärt sie hier als ungenügend. Einen ganz andern Weg schlägt sie ein. Und dieser ist ihr Ausgangspunkt: das moralische Leben ist eine Realität, das moralische Leben ist keine Einbildung. Nun wird die Frage für sie einfach diese, ob von der Thatsache der Auferstehung eine reelle Kraft auf das moralische Leben der Menschheit ausgegangen, und diese demnach ein nicht zufälliges Moment, sondern ein integrirender Bestandtheil dieses moralischen Lebens geworden sei? Auf diese Frage antwortet sie bejahend. Und nun zieht sie ihren Schluß ex absurdo: müßte, so spricht sie, müßte nun angenommen werden, daß die Thatsache der Auferstehung keine Thatsache ist, so würde daraus diese Ungereimtheit hervorgehen, daß eine Fiction, eine Einbildung ein wesentliches Moment, ein Bestandtheil dessen geworden wäre, was wir die höchste Realität nannten, des moralischen Lebens. Glaube dieß, wer es glauben kann!

Diese Beweisführung hinsichtlich des historischen Problems der körperlichen Auferstehung Jesu, haben wir bloß als Beispiel angeführt, in der Absicht, unsre Definition der ethischen Richtung dadurch klar zu machen. Denn nun haben wir diese bei einem besondern Punkte angewandte Methode nur allgemein zu machen, um zu diesem Princip zu gelangen: Maßstab der Wahrheit auf religiös-historischem oder auf dogmatischem Gebiet ist der Umstand, daß ein Dogma sich in nothwendigem, wesentlichem Zusammenhang mit unserm moralischen Leben befinde.

Niemand wird den relativen Werth dieses Princips verkennen. Und es ist gut, daß es im Streite der Meinungen eine ernste und gewandte Vertheidigung gefunden hat. Allein kann es als wissen-

schaftliches Princip, das uns eine Quelle der Gewißheit erschließt, vor dem Urtheil der Kritik bestehen? Ich glaube nicht. Die dem Princip zu Grunde liegende Beweisführung besticht durch ihre Einfachheit. Es klingt sehr annehmbar, zu sagen: eine Fiction könne keinen Bestandtheil der höchsten Realität ausmachen, denn wer hielte nicht gerne das moralische Leben dafür? Indessen, genau besehen, beruht die Annehmbarkeit dieser Beweisführung auf einem elliptischen Ausdruck. Wird diese Ellipsis aufgehoben, so verschwindet die Annehmbarkeit. Die Thatsache der Auferstehung Jesu, so heißt es, ist ein Bestandtheil unsers moralischen Lebens; folglich muß diese Thatsache Thatsache sein. Wer aber bemerkt nicht, daß dieß eine verkürzte Redeweise ist? Nicht die Thatsache der Auferstehung, sondern mein Glaube an die Thatsache der Auferstehung ist in dem gegebenen Beispiel ein Bestandtheil unsers moralischen Lebens; von diesem Glauben nun wird Keiner je behaupten wollen, er sei nicht da, oder wäre früher nicht da gewesen. Mein Glaube ist eine Realität und bleibt es, ganz isolirt von der Frage, ob ich mir das Object dieses Glaubens deutlich vorstelle, ja ob ich mich in seinem eigentlichen Objecte nicht sogar täusche. Denn wer wird zu behaupten wagen, daß ein Glaube auch nur im Geringsten von seiner Kraft verliere, wenn das Object des Glaubens nicht existirt? Ob auch das Object des Glaubens Einbildung ist, damit ist der Glaube selbst noch nicht seiner Kraft beraubt.

Im Verkennen dieser Wahrheit liegt meiner Meinung nach der Hauptfehler der sogenannten ethischen Methode. Ich fürchte, dieser ihr Fehler müsse ihrer mangelhaften Kritik des Erkenntnißvermögens zum Vorwurf gemacht werden. Zwischen der Realität einer Begebenheit und der Realität meines Glaubens an eine Begebenheit ist ein großer Unterschied. Zwischen der Kraft, die von einer Thatsache gewirkt wird, und der Kraft, die man dem Glauben an eine Thatsache verdankt, ist der Unterschied ebenfalls nicht geringe. So vermag am Ende die ethische Methode uns Gewißheit zu geben, nur in Betreff dessen, worüber wir bereits Gewißheit hatten, nämlich über unsre subjectiven Empfindungen, wie Glauben und moralische Kraft. Ihr Versuch, uns zur Objectivität zu verhelfen, muß als ganz und gar mißlungen betrachtet werden. Oder wäre es zur Be-

stätigung dieses Urtheils wirklich noch nöthig, auf das einstimmige Zeugniß der Erfahrung hinzuweisen? Wird die Wahrheit eines Lehrsatzes dadurch begründet, daß der Glaube daran mein Leben heiligt? Können die Vertheidiger der ethischen Methode leugnen, daß eine reelle Kraft in mein moralisches Leben aufgenommen wird, wenn ich zum ersten Male mit gläubigem Herzen aus der Hand des Priesters, am Fuße des Altares, die geweihte Hostie empfange? Ist die Lehre der Transsubstantiation deßhalb wahr? Wird die Vorstellung der engen, nicht mehr bloß geistigen Vereinigung zwischen Christus und mir keine Bedeutung haben, keine wesentliche Bedeutung für mein moralisches Leben? Muß der protestantische Theologe deswegen glauben, die geweihete Hostie sei in ihrer Substanz der Körper Christi? Antwortet man nun, daß doch der Transsubstantiationsglaube, seinem Wesen nach, als wahr daraus hervorgehe, so behaupte ich, dieß sei ein Umgehen der eigentlichen Frage, die nicht darüber handelte, ob der katholische Glaube hier einen Kern der Wahrheit enthalte, sondern ob in der Messe die Thatsache der Transsubstantiation Statt finde. Und überdieß, wenn der Glaube an die Transsubstantiation nicht die Transsubstantiation selbst, sondern nur ihre geistige Bedeutung verbürgt, mit welchem Rechte wird man dann z. B. aus dem Glauben an die Auferstehung Jesu gerade die Wahrheit eben der Auferstehung selbst ableiten dürfen, und nicht bloß die Wahrheit ihrer religiösen Bedeutung?

Erkennt aber die ethische Richtung an, daß nicht jeder Glaube, ob auch moralische Kraft von ihm ausgehe, die Wahrheit seines Objectes einschließe, so säume sie nicht länger, uns ein untrügliches Merkmal anzugeben, an dem wir erkennen mögen, wann dieses wohl der Fall sein werde und wann nicht; sonst sehe ich nicht ein, wie sie der Beschuldigung großer Willkür wird entgehen können, ja ich nehme mir heraus, diese Beschuldigung zu behaupten, so lange sie uns die deutliche Angabe jenes untrüglichen Criteriums verweigert. —

So ist offenbar, daß man in diesem oder jenem Punkte mangelhaft beobachten und mangelhaft folgern muß, um mit der großen Menge in theologischen Angelegenheiten sich vollkommner Ruhe nnd Gewißheit zu erfreuen.

Gegen dieses Resultat erhebt sich bei Vielen noch ein Gewissens

scrupel. Er geht aus der Ueberzeugung hervor, daß Gott die Liebe sei, und läßt sich in dieser einen Frage zusammenfassen: wird ein Gott der Liebe seine armen Menschenkinder in diesem Thränenthale in der Irre gehen lassen, mit dem Dolchstich einer blos relativen Gewißheit im Herzen?

Ich achte diese Frage nicht nur unpassend, sondern auch gefährlich. Machen wir uns von vorne herein einen Begriff dessen, was aus der göttlichen Liebe im Interesse der Menschheit folgen müsse, so setzen wir uns damit nichts Weiterem als der Versuchung aus, sehr oft an Gottes Liebe zu zweifeln. Wie sollen wir beurtheilen, was Gottes Liebe uns nützlich oder nicht nützlich erachte? Gesetzt, wir wüßten von dem Zustande der Menschheit nichts, und müßten aus der Ueberzeugung von Gottes Liebe zuvor feststellen, wie im Allgemeinen der Zustand der Menschen sein werde, gewiß, wir dürften nicht einmal die Möglichkeit so viel Leidens voraussetzen, als zu dem wir doch wirklich verurtheilt sind. Doch welches Recht haben wir denn, von Gottes Liebe eine bestimmte Art der Gewißheit für unser geistiges Leben zu erwarten? Nein, im Schweiße unsers Angesichts sollen wir auch unser geistiges Brod essen. Gott ist ein milder Geber, er wirft uns aber seine Gaben nicht vor die Füße, als wären wir Thiere.

Nicht nach Gottes Belohnungen, nach Gottes Geboten sollen wir zuerst fragen. Und dieß ist ein Gebot, daß wir, da die Erfahrung uns lehrt, der Mensch habe einen natürlichen Hang zum Dogmatisiren, und komme leicht dahin, auf übersinnlichem Gebiete mehr zu behaupten als er beweisen kann, religiöse Erkenntniß nur mit der äußersten Behutsamkeit und mit Anwendung aller uns zu Gebote stehenden Hülfsmittel zu erreichen trachten sollen. Stehen auch öfters unserm Geiste nur dürftige Mittel zu Gebote, wir brauchen auf Niemanden mißgünstige Blicke zu werfen, denn was man gewöhnlich für Objectivität und absolute Gewißheit auszugeben pflegt, ist zwar ein Gut, doch — nur nominellen Werthes.

„Ringet darnach daß ihr eingehet“, bleibt der Wahlspruch überall, wo es der Mühe des Eingehens lohnt.

V.

Von dem Widerspruche zwischen den Forderungen des religiösen Lebens und dem Begriffe, den wir von dem unendlichen und absoluten Wesen uns zu bilden genöthigt sind, ist noch in ganz entgegensetzter Weise Mißbrauch gemacht worden.

Denn nicht anders kann ich die Handlungsweise derer nennen, die, vornehmlich auf diesen Widerspruch sich stützend, dem religiösen Gefühl allen selbstständigen Werth absprechen und es für nichts weiter ansehen als einen poetischen Schwung, der zwar eine gewisse Gluth über das Leben werfe, deren Realität aber die Vernunft in keiner Weise anzuerkennen vermöge.

Die Religion wird in unsern Tagen selten mehr verspottet. Das ist die Frucht des Muthes Vieler, welche die Religion befreit haben von Mancherlei, womit sie früher fälschlich verbunden war. Und eines Mehreren bedurfte es nicht, um dem Spotten ein Ende zu machen. Die Religion hat an und für sich nichts Lächerliches; sie kann es nur dann haben, wenn sie dem beigesellt wird, was die Spottlust unwiderstehlich herausfordert.

So erscheint nun die Religion selbst allen Geistern in ihrer einfachen Reinheit, jedes kirchlichen und scholastischen Putzes entkleidet, und um so dringender wird dadurch die Frage, ob sie für ein lebendes Wesen oder für eine mythologische Gestalt zu halten sei.

In letzterem Sinne wird diese Frage von Vielen beantwortet, hauptsächlich deswegen, weil es dem Frommen so schwer wird, sich vermittelst seines Denkens den Inhalt seines religiösen Gefühls zu erörtern. Was, so wird gefragt, sei ein Gefühl, dessen Behauptungen sich vor unserm Denken nicht zu rechtfertigen vermögen, und das sich nicht in einen Begriff fassen läßt? Sei ein klarer Begriff hier überhaupt möglich? Sei ein vernünftiger Gottesbegriff, an dem der religiöse Mensch irgend etwas habe, nicht ein Hirngespinst? Sei Gottes Dasein überhaupt beweisbar? Werde es nicht leicht, alle Beweise für das Dasein eines Gottes, wie ihn der Fromme anbeten könne, einen nach dem andern zu entkräften? Kommen nicht alle diese Beweise zuletzt auf eine gewisse Nachgiebigkeit heraus, die einer strengen Methode der Untersuchung ganz und gar zuwider

ist? Sollen wir, so heißt es weiter, unsern Glauben an Gott auf Raisonnement gründen? Wer aber schenkt uns den Glauben an solches Raisonnement, mag es uns im Augenblicke auch unwiderlegbar erscheinen? Wir haben zu tief nachgedacht:

. . . . . . „ich hab' durchschaut
Den Bau der Welt, und hab' zu viel geschaut,
Und viel zu tief" . . . . . .

um die poetische und populäre Vorstellung von Gott noch zu der unsrigen machen zu können; und sagt man nun, der Philosoph habe einen ganz andern Gottesbegriff, so wollen wir dem zwar nicht widersprechen; doch zuerst: welchem Frommen ist solcher Begriff etwas nütze? und stünde es auch nicht so schlimm: andern Dingen haben wir unsre Zeit und Geisteskräfte zu widmen, als der speculativen Philosophie, einer Philosophie noch dazu, so mit sich selbst entzweit!

So sprechen Viele, und zu welchem Schlusse wähnen sie sich nun berechtigt? Sie lassen die Religion dahin gestellt. Sie widmen ihr den tiefsten Respect. Hat sie nicht Tausende getröstet? vollführt sie dieß ihr Segenswerk nicht jeden Tag? Welcher verständig denkende und fühlende Mensch vermöchte sie zu lästern? Nein, die Humanität erfordert, daß man ihr nur mit Sympathie begegne; — eine Sympathie jedoch, die zusammengeht mit einem schlecht verhehlten Widerwillen gegen Alle, die in unsern Tagen irgendwie als Reformatoren der Religion auftreten wollen. Das liebe Kind soll naiv bleiben.

Oder, mit weniger Poesie im Gemüthe, hegt man der Religion gegenüber so ungefähr die nämlichen Gefühle, die ein aufgeklärter Mann einem rein constitutionellen Könige widmet. Wer haßt ihn; wer betet ihn an, wer denkt an eines von Beiden?

Ich will den Kampf mit dem Positivismus nicht auf jedem Gebiete wagen. Ich bekämpfe ihn hier nur, sofern er sich auf die Schwierigkeit beruft, den Inhalt des religiösen Gefühls vermittelst des Denkens sich zu erörtern, und sofern er auf diesen Grund hin sich der Pflicht enthoben achtet, der Religion einen selbstständigen Werth zuzuerkennen. Ich habe selbst diese Schwierigkeit offen anerkannt. Bei aller Anerkennung der Ueberzeugung Anderer, welche, diese Schwierigkeit gering achtend, des Urtheils sind, entweder man

müsse an der poetischen Vorstellung von Gott genug haben, oder die Annahme eines unendlichen und absoluten Wesens befriedige vollständig das religiöse Bedürfniß; bei aller Anerkennung dieser Ueberzeugung, ist es mir doch in Wahrheit unmöglich, sie zu übernehmen und als Waffe wider den Positivismus anzuwenden. Ich möchte einen Versuch machen den Positivismus zu bekehren im Namen der Humanität. Ich möchte ihm einen gewissen Mangel an Zurückhaltung zur Last legen, und ihn erinnern an jenes bekannte Shakspearsche: es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde als — u. s. w.

Unsre menschliche Natur muß sich doch grausam verstümmeln lassen, soll sie wirklich glauben, daß Religion ein Traum sei. Wir sagen am Ende mit de Musset: malgré moi l'Infini me tourmente. Wir sind bereit mit aller Bescheidenheit zuzuhören, wenn Jemand behauptet, dieß sei eine jener sonderbaren Monomanien, woran der Mensch zuweilen leide. Doch ernsthaft gesprochen, wir müssen doch einen Grund haben für die Vermuthung, es handle sich hier wirklich um eine Monomanie. Wo sollen wir diesen Grund finden? Sind alle Frommen auch im Uebrigen nicht bei gesunden Sinnen? Wollen sie auf dem Punkte der Religion von keiner Vernunft hören? Sind sie schwermüthig? Nicht gesund? Fehlt es ihnen an Zerstreuung? An Verdauung? An dem Begriff einer heitern und natürlichen Lebensansicht? Flößt ihnen die Welt und was sie darbietet, Wissenschaft und Kunst, kein Interesse ein? Hängen sie kindisch am Leben oder ist ihnen Angst vor dem Tode?

Was aber nöthigt mich denn durchaus an Monomanie zu denken? Möchte man geneigt sein, Jemand zu beschuldigen, er behalte die Religion bei seiner kirchlichen Stellung halber? Da ist Mancher, der seine kirchliche Stellung mit allem Veralteten und Officiellen was ihr anklebt, nur beibehält aus Liebe zur Religion!

Nein, sie ist keine Monomanie, sondern ein gebieterisches Bedürfniß unsrer Natur in ihren besten Augenblicken. Saget, steht die Religion in Verbindung mit unsrer Eigenliebe, unserm Hochmuth? Ist sie am kräftigsten in jenen Tagen der Abspannung und geistigen Mattheit, die Keinem fremde bleiben? So thut der menschlichen Natur keine Gewalt an. Denn ist sie in dieser Hinsicht verdorben, so sinkt sie täglich tiefer.

Im Namen der Humanität widersetze ich mich dem Positivismus. Es kommt mir höchst unsicher vor, ob der Positivismus halten könne, was er um jeden Preis halten will, sobald er den Menschen überzeugt hat, die Religion sei nur ein Traum. Denn dieser Traum macht dem Menschen so sehr den Eindruck einer Realität, daß ihm dieser Eindruck nicht benommen werden kann, ohne daß alle seine übrigen Ueberzeugungen erschüttert werden. Ist der Glaube an diese Realität Einbildung, muß ich mich dann nicht fragen: was ist jetzt noch Realität? wo ist jetzt noch irgend Sicherheit wider Selbsttäuschung? Du hast einen Sturm heraufbeschworen über den Wald, damit nur ein Baum entwurzelt werde; alle andern aber schwanken mit, nicht lange, und auch sie stürzen zu Boden. Der Glaube an mich selbst ist ja der letzte Grund meines sittlichen Daseins. Habe ich mich möglichst vorgesehen gegen Selbsttäuschung, und muß ich doch noch an der Wahrheit der sich mir aufdrängenden Ueberzeugung zweifeln, so entsinkt mir jegliche Sicherheit. Und doch, so muß ich thun, sobald ich die Religion für nicht mehr als einen schönen Traum halte. Denn jede Vorsorge ist getroffen [1]), denn alle Kritik ist angewandt, denn jeglichem Zweifel, rationellem und irrationellem, haben wir uns ausgesetzt, denn allen Schwierigkeiten ist ihr Recht geschehen. Dennoch, wer mag uns scheiden von Gott, von dem wir zwar nur in Bildern sprechen können, dessen Gegenwart in unserm Herzen aber und schier überall in unserm Leben, ich möchte sagen kein Schattenbild unsrer Phantasie sein kann.

Stellen die Anhänger des Positivismus sich klar vor Augen, was aus der menschlichen Natur werden würde, wenn der Positivismus allgemein zum Range zweifelloser Wahrheit erhoben, wenn die Ueberzeugung, daß die Religion Einbildung sei, die Ueberzeugung der großen Menge würde?

Eine ironische Stimme flüstert hier: es würde nicht viel anders werden. Es kann schwerlich schlimmer werden, als es jetzt schon ist. Die Religion der großen Menge übt ja doch keinen kräftigen Einfluß auf Gesinnung und Leben aus. Ist die Religion der großen Menge noch etwas mehr als ein Pfarrercultus?

---

[1]) Im nächsten Capitel soll diese Behauptung bestätigt werden.

Wer aufrichtig ist, schweigt vielleicht und erröthet; allein hier liegt nicht die Frage. Ich untersuche hier nicht, was das sociale Leben sein würde, gelänge es ihm, sich einer gewissen polizeilichen Aufsicht der Religion zu entziehen. Nicht die menschliche Gesellschaft, sondern die menschliche Natur beschäftigt mich hier; ich frage, was aus dem Menschen werden könne, wenn der Positivismus Recht hat; was das höchste Ziel seines Strebens noch sein könne? Wohlan, er werde ein Mann von ästhetischer Bildung, ein Gelehrter, ein rechtschaffener Mann. Gut; und wie weit wird er es bringen als Künstler, als Mann der Wissenschaft, als Moralist? Wie hoch wird er steigen?

Ach, spotte nicht der menschlichen Schwäche, und frage lieber, wie niedrig am Boden er wird schweben bleiben!

Welcher Künstler ist befriedigt?

Welcher Diener der Wissenschaft unterliegt nicht tief dem Bewußtsein seiner Unwissenheit?

Wer ist rechtschaffen, dem es nicht alle Anstrengung kostete, die nöthige Selbstachtung zu bewahren?

Ueberdieß, wer vereinigt Alles? Wer zeichnet sich aus zu gleicher Zeit als Künstler, als Mann der Wissenschaft und als Moralist? Bist du ein Rembrandt, so ist schon von vorne herein zu erwarten, daß du die Geschichte ins Angesicht schlagen wirst. Bist du ein Humboldt, es ist schon viel, wenn man dich erst nach deinem Tode entlarvt. Bist du ein Spinoza oder ein Pascal, du bist es auf Kosten der Natur, nicht ohne Ascetismus.

Doch es sei, in einem Luftballon zugleich darfst du aufsteigen und die Philister unten lassen. Auf die Bedingung hin, daß du nicht zu hoch gehest, und zuweilen zu eben diesen Philistern dich herab lässest.

Ist nicht diese Auffassung der menschlichen Natur die einzig mögliche, wenn der Positivismus Recht hat, wenn die Religion Einbildung ist? Sie bleibt beschränkt auf das Endliche; das Unendliche berührt sie nirgends. Das Wort Vollkommenheit, das Wort Ideal ist in ihrem Wörterbuch ausgelöscht, oder hat darin keinen andern Sinn als den: glückseligster Traum.

Es ist nichts Geringes, daß der Mensch durch die Religion in

wirkliche Gemeinschaft mit dem Unendlichen und Vollkommnen trete. Die Möglichket dazu macht den Werth des Lebens aus. Denn schließt der starke Glaube an diese Möglichkeit nicht die Hoffnung der Unsterblichkeit in sich? Wird uns mit ihr nicht eine unbegrenzte Aussicht aufgethan? Setze dagegen eine Schranke, laß meinen Horizont eine relativ immer sehr geringe und mit dem Tode aufhörende Entwicklung sein, was wird mich dann noch abhalten, einzustimmen in die alte Klage: „alles ist eitel"! Ein nur mittelmäßiges Interesse wird dann ja alles menschliche Streben einflößen. Das Leben wird zur traurigen Komödie.

Bin ich Schuld daran? antwortet vielleicht Jemand ..... Doch, wo ist nun deine Humanität?

Ich glaube, daß wir den Werth der Religion aus diesem Gesichtspunkt zu beurtheilen haben. Verliehe die Religion nur einen gewissen Trost in den Drangsalen des Lebens und in der Stunde des Todes, so könnte man sagen, eben die Geistesentwicklung, die uns der Religion entwachsen läßt, hebe uns zu gleicher Zeit über diese gewöhnlichen Drangsale und über die Todesfurcht hinaus. Von dem gewöhnlichen Troste der Religion rede ich daher nicht; nicht als achtete ich ihn geringe, ich bringe ihn hier aber nicht in Anschlag. Ihren selbstständigen Werth ins Licht zu stellen, will ich sie vorzugsweise als die Triebfeder unsers ganzen Lebens betrachten; da es täglich meine Ueberzeugung wird, daß man die Religion nicht zu einer Einbildung machen kann, ohne diese Triebfeder zu lähmen.

Denn was gehört nicht dazu, Mensch zu bleiben im schönen Sinne, der diesem Worte gebührt! Dazu ist es wahrlich nicht genug, daß ich unermüdet thätig bin und meine Pflichten dem Staat und der Familie gegenüber erfülle; dazu bedarf es vor Allem, daß der Adel meiner Seele täglich zunehme, daß meine Betrachtungen und Gesinnungen täglich an Erhabenheit gewinnen, daß mein Blick und mein Herz sich mit jedem Tage erweitern, daß ich vermöge stets tieferer Menschenkenntniß eine stets höhere Vorstellung von dem Werthe des Menschen erlange. Etwas wie der Odem Gottes muß durch unser Thun und Lassen, durch unser Reden und Schweigen dem Kreise, dem wir angehören, mitgetheilt werden. Muth ohne Selbstüberhebung, Fröhlichkeit ohne Leichtsinn, ein gewisser idealer

Zug in unsrer Lebensauffassung und dabei ein scharfer Blick für alle Unvollkommenheiten der Gegenwart, Glaube an den Sieg der Wahrheit, Schönheit und Tugend, ein Leiden und Streiten ohne Aufhören, das Alles muß unser Theil sein, sollen wir mit Recht Menschen heißen dürfen. Wer wird zu behaupten wagen, Alles dieß sei bereits sein Theil? Doch wird etwas davon in uns gefunden, so ist es unverkennbar dann, wenn eine stille Frömmigkeit, nach dem alten Gleichniß von dem Scheffel Mehl, unsre Natur allmählig ganz zu durchziehen anfängt. Wo diese Frömmigkeit fehlt, da bemerkt man öfter, auch bei den am höchsten Entwickelten, eine geistige Ermüdung, eine aus Verbitterung oder Gleichgültigkeit geborene Ironie, eine Verachtung der Menschheit und der menschlichen Gesellschaft, ein Eingenommensein von der eigenen Person und den eigenen Gaben, Stimmungen, die sehr vornehm sein mögen, die aber, wenigstens mit meinen Begriffen wahrer Humanität nicht stimmen. Wer hingegen wird ermüden, der mit Gott wandelt, wer verbittert sein, der an Seine Liebe glaubt, wer gleichgültig, der Alles ansieht als ein Werk Seiner Hände? Wer kann verachten und ein Kind sein des Gottes, der auch das Vöglein und die Lilie nicht verachtet; wer eitlen Hochmuth hegen, aus dessen Innerm die geheimnißvolle Stimme täglich aufsteigt: Sei vollkommen wie dein Gott?

VI.

Wir sind nun, meine ich, zu folgendem dreifachem Ergebniß gelangt: Uebereinstimmung darzustellen zwischen dem, was das religiöse Gefühl uns zu verkündigen scheint, und dem Begriffe, den wir uns von dem unendlichen und absoluten Wesen zu bilden genöthigt sind, ist bis jetzt noch nicht gelungen; dem Denken sein Recht versagen zu wollen, daß es protestire gegen die poetische und populäre, das religiöse Gemüth befriedigende Vorstellung von Gott, ist Verkennung des gerechten Anspruches des Menschen auf harmonische Entwicklung seines ganzen Wesens; die Religion selbst wegen des Mangels an einem den Forderungen des Gefühls sowohl, als den Forderungen des Denkens genugthuenden Gottesbegriff zu einer schönen und trostvollen Einbildung herabzuwürdigen, ist ein Verbrechen wider den Adel der menschlichen Natur und bedroht des

Menschen sittliches Dasein mit einer langsam um sich greifenden Entartung.

Es kommt mir vor, diese drei Sätze bezeichnen deutlich einen gewissen Standpunkt, den ich als den Standpunkt angeben darf, von dem die moderne Denkweise ausgeht. Die Anhänger dieser Denkweise können sich ihm zufolge nicht mit den theologischen Dogmatikern vereinigen, denen Alles, was sich auf die Religion bezieht, mundgerecht ist, und die der Menschheit, falls sie ihnen nur Gehör schenken will, die klarsten Begriffe, volle Gewißheit und eine vernünftige Gotteserkenntniß versprechen. Eben so wenig aber vermögen sie sich den Pietisten anzuschließen, welche die ausschließlich ihrem Gemüthsleben entsprossenen Vorstellungen für objective Wahrheit halten, und in ihrem eingebildeten Reichthum auf die Armuth der speculativen Philosophie mitleidig herabsehen. Endlich fühlen sie sich nicht weniger entfernt von den bloß skeptischen Geistern, die in der heiligen Realität jenes Gemüthslebens nichts weiter erblicken als einen süßen Traum.

Dieß sind lauter negative Bestimmungen, die aber doch auch etwas Positives enthalten. Weßhalb kann die moderne Denkweise mit dem theologischen Dogmatismus nicht einverstanden sein? Weil seine religiöse Kenntniß ein nicht auf dem Boden des religiösen Gefühls aufgerichtetes Lehrgebäude ist; sie kann keinen Gottesbegriff für wahr erkennen, welcher der Erfahrung, die wir ursprünglich diesem Gefühl zu verdanken haben, widerstreitet. Weßhalb kann die moderne Denkweise sich nicht mit dem Pietismus vereinigen? Weil sie die religiösen Empfindungen formell den sinnlichen Empfindungen gleichstellt, die es Niemand freisteht unmittelbar für objective Wahrheit auszugeben und die erst nach sorgsamer Prüfung und Vergleichung unter einander zur Erkenntniß und Gewißheit zu führen vermögen. Weßhalb endlich widersetzt sich die moderne Denkweise dem Positivismus? Weil sie auf dem Grunde der schon hinsichtlich der menschlichen Natur gesammelten Erfahrung, den selbständigen Werth der Religion nicht leugnen kann.

Es bleibt nun, meiner Ansicht nach, kein anderer Ausweg übrig als in Betreff der Religion offen Alles anzuerkennen, was die Erfahrung uns als unzweifelhaft zu lehren scheint, doch dabei auch kein

Wort mehr zu behaupten, als sich vollkommen wahr machen läßt. Hüten wir uns vor übereilten Schlüssen. Warum sollten wir nicht zu gleicher Zeit und mit der gleichen Offenheit erklären dürfen, einerseits unsre religiöse Wissenschaft sei äußerst gering und beschränkt, andrerseits aber unsre Psychologie sei weit genug entwickelt, daß wir mit wissenschaftlicher Gewißheit behaupten dürfen, die Religion gehöre unzertrennlich zum Wesen der menschlichen Natur? Warum nicht das Eine so gut wie das Andere? Ist es Schande unsre Ungewißheit zu bekennen in Bezug auf das, was die menschliche Fassungskraft übersteigt? Haben wir denn die menschliche Natur gebildet? Haben wir dem Erkenntnißvermögen seine Schranken gesetzt? Sind wir es, die des Menschen Weg durch Irrthum und Aberglauben hindurch bezeichnet, und Evidenz und demzufolge Uebereinstimmung im Uebersinnlichen während vieler Jahrhunderte unmöglich gemacht? Frägt man nun: was weißt du von Gott, von seiner Beziehung zur Welt, von der Weise, wie er die Welt regiert?

Nicht viel, so muß unsrer Meinung nach die Antwort lauten. Viel wird von uns geglaubt oder gehofft, erwartet oder geahnt. Da sind Stimmen in der Natur, Stimmen in unserm Herzen, die uns mancherlei vereinzelte Worte mittheilen, woraus die Lösung des großen Räthsels bestehen muß. Diese Worte hegen wir in unsrer Erinnerung, bewegen sie in unserm Herzen, versuchen unablässig sie ahnungsvoll zu ergänzen und ihnen so einen verständlichen Sinn abzugewinnen. Und werden unsre Versuche immer wieder vereitelt, mit neuem Muthe fangen wir das Werk immer wieder an.

Ja, darauf kommt es an, den Muth nicht zu verlieren, nicht mit dem Skepticismus, mit Montaigne bei einem humoristischen „que sais-je?“ stehen zu bleiben. Und um Muth zu behalten, ist es durchaus nöthig, daß wir über das Viele, das wir nicht wissen, das Wenige, was wir wissen, nicht gering schätzen, nicht verachten. Bis jetzt wurden uns nur gewisse Data und Ahnungen zu Theil. Sollen wir nun, weil wir nicht weiter kommen und mit der großen Menge nicht alsobald zu Schlüssen und Versicherungen gelangen können, thun als hätten wir auch diese wenigen Andeutungen nicht? Das wäre unredlich und verriethe beinahe Mangel an gutem Willen. Ungewißheit und Nichtwissen ist auf religiösem Gebiet vielfach unser

Theil, doch darin liegt nichts, das uns zwingen müßte, gänzlicher Zweifelsucht anheim zu fallen. Wir vermögen die Sache der Religion nicht so einfach hinzustellen, als es mancher rechtgläubige Prediger zu thun vermag; sobald wir unserm religiösen Gefühl eine Form geben und im Begriffe sind, dieser Form objectiven Werth beizulegen, pocht die Kritik bei uns an, uns zu fragen, ob sie diese Form erst einmal sehen dürfe; allein deßwegen legen wir uns kein peinliches Schweigen auf. Denn weß das Herz voll ist, deß muß, in welcher Sprache es auch sein mag, der Mund übergehen. Und wird das Herz nicht immer wieder voll, beim Anblick einer herrlichen Natur, bei den überraschenden Entdeckungen der Wissenschaft, bei den imposanten Erscheinungen der Geschichte, bei der Enthüllung jeder wahrhaften Schönheit, beim Durchlesen jener einzigen Blätter worauf in wenigen Umrissen jenes Leben skizzirt steht, jenes einzige Leben, das uns die Pforten der unendlichen Welt so leicht aufzuschließen pflegt?

So sind wir zweifelnd zwar, doch nicht verzweifelt, ungewiß doch nicht unruhig [1]); und unser ganzes Leben wird von der ernsten Ueberzeugung beherrscht: es gibt eine geheimnißvolle Welt des Unendlichen, wohin aus all unserm Denken und Fühlen mancherlei Wege führen; auf diesen Wegen sollen wir stets weiter wandeln, unsre Herzen „brennend in uns, zu wissen was zu uns geredet wird auf dem Wege."

Ich werde im nächsten Kapitel im Einzelnen darzulegen suchen, welches unsre religiöse Kenntniß auf modernem Standpunkt ist, und wie wir zu dieser Kenntniß gelangt sind. Ich will mir den Weg dahin erleichtern, indem ich zuvor anzeige, daß unsre kritische Anschauung mit aufrichtiger Anerkennung des Werkes Jesu keineswegs unvereinbar sei.

---

[1]) Nach den schönen lateinischen Zeilen:

Dubius, non anxius vixi.
Incertus morior, non perturbatus.
Deo confido, optimo benevolentissimo.
Ens entium, miserere mei!

VII.

Menschengüte um die Lippen,
Götterruhe in den Augen.

Sind aber diese unsre Ideen nicht ganz und gar im Widerstreit mit dem christlichen Offenbarungsbegriff? Sind nicht Unkenntniß und Ungewißheit nur in so fern des Menschen Theil, als er dem natürlichen Lichte seiner Vernunft überlassen bleibt? Müssen nicht Beide weichen, wo ein höheres, ein übernatürliches Licht ihn umstrahlt, wie es in der christlichen Offenbarung ihm wirklich aufgegangen?

Diese Einwendung rührt von einem falschen Begriff der christlichen Offenbarung her. Nicht auf einmal theilt diese Offenbarung uns die religiöse Wahrheit mit. Nein, ihr hoher Werth besteht darin, daß sie uns mit so großem Nachdruck aufmerksam gemacht auf so manche Quelle, aus welcher uns Kenntniß religiöser Wahrheit zuströmen kann. Im N. T. finden wir allerdings Lehrsätze ausgesprochen, die wir aber bekanntlich bloß auf Rechnung der Verfasser der biblischen Bücher stellen können. Wollen wir wissen was christliche Offenbarung sei, welches Licht wir Jesu von Nazareth zu verdanken haben, so müßen wir genau unterscheiden zwischen dem eigentlichen Unterrichte Jesu und dem was das Nachdenken der christlichen Gemeinde aus diesem Unterrichte abgeleitet hat. Die Quellen der Kenntniß des Unterrichtes Jesu sind ausschließlich die drei ersten Evangelien; alles was wir außerdem im N. T. finden, kann uns nur darüber belehren wie in den beiden ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung der Unterricht und das Werk Jesu aufgefaßt worden sind. Diese Auffassung flößt uns zwar großes Interesse ein, kann aber keine normative Auctorität für uns haben, da sie in Schriften enthalten ist, deren Verfasser uns größtentheils unbekannt und wovon einige — ich denke insbesondere an unser viertes Evangelium — erst nach dem Tode der Apostel Jesu verfaßt worden sind. Doch auch jene drei ersten Evangelien können wir als Quellen für die Kenntniß des Unterrichts Jesu nicht so benutzen wie sie da liegen, da sie keine ursprünglichen Schriften, sondern vermittelst anderer Documente aufgesetzt worden sind. Nur eine sehr gewissenhafte Kritik ist im Stande,

uns mit historischer Gewißheit ein treues Bild sowohl von der Person als von dem Unterricht des großen Propheten aus Galiläa zu entwerfen. Will man annähernd und im Allgemeinen eine Vorstellung davon erhalten, so wird man nicht fehl greifen, wenn man die uns in den Capiteln V, VI, VII des ersten Evangeliums mitgetheilte Bergrede und ferner die Gleichnisse vornimmt. Hier lernen wir unzweifelhaft den Karakter des Unterrichts Jesu kennen. Ist nun in diesem Unterricht irgend etwas enthalten, worauf die Idee, die wir mit dem Ausdruck „christliche Offenbarung" zu verbinden pflegen, paßt? Spricht Jesus dort als ein übersinnliche Wahrheiten verkündender Abgesandter aus höheren Sphären? Wenn wir seine Worte nehmen und darüber nachdenken; wird dann der Kreis unsrer metaphysischen Kenntniß erweitert? Begreifen wir dann etwas mehr von dem göttlichen Wesen, von seiner Beziehung zur Welt, von dem Zusammenhang zwischen seinem Regiment und unsrer sittlichen Freiheit? Wer wird diese Fragen anders als verneinend beantworten? Wohl aber hat Jesus unser Nachdenken auf allerlei Quellen hingelenkt, die sonst vielleicht unbeachtet geblieben wären. So kann ich die Lilien des Feldes und die Vögel des Himmels nicht mehr anschauen, so die Regungen meines Vaterherzens nicht mehr fühlen, so von einem Leidtragenden und Verfolgten um der Gerechtigkeit willen, von einem Hungernden nach der Gerechtigkeit nicht mehr hören, ohne daß die wohlthuende Erinnerung an Alles, was er von diesen Dingen gesagt und daraus abgeleitet hat, sogleich bei mir aufsteigt. Doch frage ich ihn weiter, verlange ich von dem Propheten aus Galiläa etwas mehr als Worte, die Anklang in meinem Gemüthe finden, frage ich ihn um rein vernünftige Rechtfertigung des gewiß nicht unvernünftigen Vertrauens, in dem er sprach und das er in mir weckt; fordre ich von ihm, wer weiß, etwa einen rationellen Gottesbegriff, so bewahrt er ein unerbittliches Schweigen; und kein Wunder! denn „von diesen Dingen weiß Niemand, auch der Sohn nicht." Er macht auch keinen Anspruch darauf, die Grenzen der menschlichen Natur überschreiten zu können. Er ist in der Theologie höchst ungewiß; er weiß einfach mit dem klarsten Bewußtsein, mit einer beispiellosen Frische und Gluth der Ueberzeugung was vor 18 Jahrhunderten ein Bewohner des schönen Galiläa, aus Israel

hervorgegangen, mit Israels Vergangenheit hinter sich, vermöge eines erhabenen Geistes und eines kristallhellen Gemüthes von Gott und des Menschen wahrer Bestimmung wissen konnte. Er redet gewaltig, denn auf dem Gebiete, wo er vorzugsweise verweilt, hat seine Gabe der Beobachtung Wahrheiten zu Tage gefördert, deren Evidenz sogleich Jedem einleuchtet. Man mag von seinen Worten abweichen; sie vergessen kann man nicht.

Ist es denn nicht genug, daß er durch Reden und Schweigen, durch Leben und Sterben uns den Sinn verliehen hat für ein Leben im Geiste, für eine von allem Aeußern unabhängige Religion, so wie Niemand weder vor noch nach ihm es je zu thun vermocht hat? Ist es nicht genug, daß er dem Schmerze die Weihe gegeben, und mit einer Dornenkrone um das leidende Haupt die Menschheit vor ihm auf die Kniee hat sinken lassen? Sind die Höhen des Himmels mit ihm zwar nicht aufgegangen, ist es zu wenig, daß er die Tiefen des menschlichen Gemüthes erschlossen hat, und daß er, mehr wie Moses, aus dem Felsengrunde unsers selbstsüchtigen Herzens eine Quelle der Liebe hat entspringen lassen, die Niemand mehr zurückzudämmen vermag? Bleibt nicht sein Name gesegnet, wenn wir sehen, wie die Demuth einer Magdalena und die Reue eines Petrus Blüthen sind, unsrer Erde erst dauernd entsprossen, seitdem sein Blick und seine Thränen unsern Boden getränkt hatten?

Das ist für mich die christliche Offenbarung. Wenn wir, mag auch die Sinnenwelt durch alle Poren unsers Wesens zu unserm Bewußtsein hindurchdringen, uns übermeisternd mit ihren unmittelbaren Genüssen und verführerischen Gelüsten, wenn wir dennoch nicht mehr trachten wollen nach den Dingen, die man sieht; wenn wir, obschon als Weise und Kluge wenig vom Göttlichen wissend, dennoch jene von dem kindlichen Gemüthe am Besten verstandenen Wahrheiten nicht verschmähen, sondern ehren; wenn wir endlich an keiner irdischen Größe oder Freude uns mehr genügen lassen, sondern aus allen unsern Kräften nach der Größe und Freude Desjenigen ringen, mit dem der Vater allezeit war, und dessen Speise es war zu vollbringen den Willen Gottes; — so ist dieß eben, weil Niemand mehr als Jesus von Nazareth in seiner Person und in seinem Leben uns Dinge geoffenbart, uns hat sehen, fühlen

lassen, an denen wir nicht mehr achtlos vorbeigehen wollen oder können.

Daß es Jesu Absicht gewesen uns eine andere Art von Offenbarung mitzutheilen, steht uns besonders dann nicht frei anzunehmen, wenn wir auf die Form seines Unterrichts achten. Jesus braucht vorzugsweise solche Ausdrücke, deren offenbare Uebertreibung oder unwiderlegbar symbolischer Karakter uns nicht gestattet, sie in buchstäblichem Sinne zu nehmen. Von der Gottesregierung gibt er uns keinen Begriff, sondern Worte wie diese: Alle Haare eures Hauptes sind gezählet; kein Sperling fällt zur Erde ohne Gottes Willen. Von dem Weg zur Seligkeit keinen Begriff, sondern das Gleichniß vom verlornen Sohn und vom verlornen Schaf. Von der Unsterblichkeit keinen Begriff, sondern dieß: Gott ist ein Gott nicht der Todten, sondern der Lebendigen, und vielleicht dieß andere: in des Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wird man durch solche Reden nicht unwillkürlich zu der Vermuthung geführt, der große Lehrer habe uns sagen wollen was, in unsre Sprache übertragen, so lautet: „Suche bei mir nichts anderes als Leben des Herzens, Regungen des Gemüthes, äolische Harfentöne einer schönen Seele, Fingerzeige nach Oben"; und ist es uns nicht, als sähen wir, in seinen schönsten Augenblicken, ein Lächeln um seine Lippen erscheinen, sobald wir ihn zu einem aus höheren Regionen herabgekommenen Priester machen, der uns im Orakelton göttliche Geheimnisse enthüllt?

Die Kirche Jesu aber hat das Bild ihres Gründers in sonderbarer Weise verunstaltet. Der historische Jesus hat ihr nicht genügt; und von dem Lehrer, der mit stiller Erhabenheit zwischen den galiläischen Bergen manches gute Wort gesprochen und manche gute That gethan, hat sie um jeden Preis ein mythologisches Wesen gemacht, ihrem Sinne und ihren Vorurtheilen gemäß verdorben. Der wirkliche Jesus, ich sage es mit Wehmuth, ist der christlichen Gemeinde in mancher Hinsicht eine Thorheit und ein Aergerniß geworden.

Die harte Wahrheit muß offen ausgesprochen werden. Der wirkliche Jesus ist während seines Lebens in Opposition getreten mit Auctorität und Tradition; die Gemeinde hat in seinem Namen Auctorität und Tradition verherrlicht und auf den Thron erhoben. Der wirkliche Jesus ist gestorben, so gut wie allein stehend mit seiner

neuen Ueberzeugung. Subjectivismus! Im Namen Jesu hat die Kirche jeden Christen an eine objective und unfehlbare Regel der Katholicität gebunden. Der wirkliche Jesus hat mit den Menschen, die er zu retten kam, nie und nimmer gesprochen von Satisfaction oder Expiation, von Inspiration oder Trinität; die Kirche hat im Namen Jesu Jeden und Jedermann verflucht, der diese Lehrsätze nicht unbedingt glaubte. Der wirkliche Jesus bezeugt, gewisse Dinge nicht zu wissen; die Kirche hat dafür gesorgt, daß ihm göttliche Allwissenheit zugeschrieben worden ist. Der wirkliche Jesus ist der Demüthige; der Christus der Dogmatik — einer schon beim vierten Evangelium anfangenden Dogmatik — hat sich selbst allerlei Vortrefflichkeiten zugeschrieben und läßt uns seine stille Größe nur ahnen.

So ist Jesus verurtheilt worden von seiner eigenen Kirche, und käme er zurück und verrichtete in unsrer Mitte, was er vor achtzehn Jahrhunderten in seinem eigenen Vaterlande gethan hat, ich frage ob er Gnade finden würde in ihren Augen? Würde er, ich sage nicht Glauben, sondern Gnade finden, er, der freimüthige Bekämpfer des Formalismus und Pharisäismus, der unabhängige Geist, dem zufolge nicht der Mensch wegen Gottes Gebot, sondern Gottes Gebot um des Menschen willen besteht; er, der unvorsichtige Menschenfreund, der mit Sündern und nicht tadellosen Frauen umging, und der nach seinem Hinscheiden vielleicht am innigsten beweint wurde von einer Unglücklichen, aus der „sieben Teufel ausgetrieben waren.“ Würde er Gnade finden, der junge Mann von dreißig Jahren, bei dem Alles ankam auf Liebe und Selbstverleugnung und auf das Vollbringen des Willens seines Vaters, und der seinen Zuhörern auch nicht eine der Heilswahrheiten verkündigte, in deren heldenmüthigem Bekenntniß jetzt von Manchem seiner Gesandten ein Kennzeichen der Treue gesucht wird. Würde er Gnade finden, der muthige Reformator, von dem Alles, was Auctorität hatte in Israel, Alles was in Israel Werth legte auf den von den Vätern geerbten Mosaismus und auf die Unabhängigkeit des Volkes den Römern gegenüber, mit vollem Rechte erklären durfte, er müsse des Todes schuldig heißen, weil er ein gefährlicher Mensch sei?

Die christliche Offenbarung ist also nicht da, wo sie gesucht wird. Was man gewöhnlich dafür nimmt, ist, trotz all seiner Erhabenheit aus einem speculativ-philosophischen Gesichtspunkt, im Grunde der Sache nicht viel mehr als ein sonderbares Gemische von halb-rabbinistischem, halb-neu-platonischem Dogmatismus, dessen rasche Verbreitung mit den mythologischen Bedürfnissen und gewissen hierarchischen Anmaßungen der Kirche in engem Zusammenhang steht. Und die officielle christliche Kirche von dieser Seite betrachtet, d. h. sofern sie auf diesem Dogmatismus beruht, ist, so fürchte ich, eine Entartung dessen, was Jesus sich vorgestellt hat. Diese Kirche mit ihrem Papst, ihren Concilien, ihren Synoden, ihren Glaubensbekenntnissen, ihren metaphysischen Praetentionen, ihren Bannflüchen, ihrem abergläubischen Anwenden der Sacramente, ihrem geistlichen Stande, — nie hat sie gelegen, nie hat sie meiner Meinung nach liegen können im Plane des Mannes, der da aufstand im Kirchlein seines Geburtsortes, sagend er sei gekommen „im Geiste des Herrn, zu verkündigen den Armen das Evangelium, zu heilen die gebrochenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht zu geben, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen.“ Nicht von einer Einrichtung, sondern von einem Einfluß, nicht von einem System, sondern von einem Princip scheint er mir das Heil der Welt erwartet zu haben; und würden wir nicht weiter sein und schon deutlichere Spuren seines Geistes um uns her entdecken, hätte man weniger die sogenannte [1]) apostolische und kirchliche Dogmatik als die eigentliche Religion Jesu zu Rathe gezogen und wäre ihr gefolgt worden, wie sie aus den allerältesten Urkunden deutlich genug zum Vorschein tritt, die Einfachheit selber, ganz praktischer Natur, Humanität in der höchsten und tiefsten Bedeutung des Wortes?

So ist es nicht Verkennung Jesu, seiner Person und seines Werkes, wenn man jener vermeinten christlichen Offenbarung, die ihr Dasein den philosophischen Speculationen der griechischen und lateinischen Kirche und hauptsächlich der Cäsareopapie der oecumeni-

[1]) Ich sage: sogenannt, weil wir, bis auf einzelne Ausnahmen, im N. T. keine Schriften besitzen, deren unmittelbar apostolischer Ursprung wie sie da liegen, genügend verbürgt ist.

schen Concilien zu verdanken hat, dauernden Werth versagt. Diese christliche Philosophie, sei sie auch fälschlich für göttliche Offenbarung gehalten worden, hat ihre große Bedeutung gehabt. Doch die Frage ist nur, ob Jesus uns geoffenbaret habe das, was jetzt den Namen der christlichen Offenbarung trägt? Hat er uns gepredigt, „daß Gott einig im Wesen und dreifach in Personen sei?" Hat er uns angezeigt „den Unterschied zwischen Praescientia und Praedestination, d. i. zwischen der Vorsehung und ewigen Wahl Gottes?"

Ich suche vergebens nach einem Wort von Jesu über „Erbsünde", und finde in seinem Munde keine Aussage, die mir die reale „communicatio idiomatum, die wahrhaftige Gemeinschaft der Eigenschaften beider Naturen in Christo", sei es lehre, sei es erkläre. „Daß Christus nicht allein nach der Gottheit, oder allein nach der Menschheit, sondern der ganze Christus, nach beiden Naturen, unsre Gerechtigkeit sei;" „daß allezeit eine heilige christliche Kirche müsse sein und bleiben" [1]), wo mag es nur zu lesen sein in den Worten, die Jesus zur Zeit seines Wandels auf Erden ausgesprochen?

Nun aber verbieten uns Ehrfurcht vor seiner Person und Vertrauen in seine Geistesüberlegenheit, dem großen Lehrer Absichten unterzulegen, die er offenbar nicht gehabt hat. An dem Wortlaut von Schriften aus der zweiten und dritten Hand — als welche unsre drei ersten Evangelien zu betrachten sind — dürfen wir allerdings nicht ängstlich haften; nehmen wir aber den sie beseelenden Geist vorurtheilsfrei in uns auf und bilden wir uns mit historischem Tacte aus diesen Schriften eine Vorstellung von Jesus, so kann er, nach unsrer genauesten Einsicht, die Absichten, welche die officielle christliche Kirche lange Zeit bei ihm vorausgesetzt hat, nicht gehabt haben. Wie die christliche Kirche zu diesem ihrem Irrthum gekommen sei, ist nicht schwer zu erklären. Die Macht des apriori ist erstaunlich groß. Auf jedem Gebiet des Handelns und Denkens hat diese Macht Jahrhunderte lang das Scepter geführt. Auch die Entwicklung der Gemeinde Jesu hat sie beherrscht. Anstatt zu untersuchen: was hat Jesus gelehrt und gewollt; was sind die geschicht-

[1]) Die mit Anführungszeichen versehenen Worte finden sich im Register der in den Bekenntnißschriften der evangelisch-lutherischen Kirche verfaßten „vornehmsten Hauptstücke christlicher Lehre."

lichen Quellen, aus denen wir ihn kennen; in welchem Zusammenhang steht die Neu-Testamentliche Literatur mit dem eigentlichen Unterricht Jesu; welche Uebereinstimmung, welcher Unterschied besteht zwischen dem sogenannten apostolischen und dem ursprünglichen Christenthum, — statt dessen sind alle diese Fragen schlechthin mit kirchlicher Auctorität ausgemacht worden, und ist von vorne herein festgesetzt, Jesus sei gekommen der Menschheit den wahren Gottesbegriff zu predigen und die Lehre des Heils zu verkünden, der man nur zu folgen habe, um der Wahrheit theilhaft zu werden. Stand dieß einmal fest, so mußte Jesus im eigentlichen Sinne des Wortes ein Gottesgesandter sein, so mußte seine Auctorität auf übernatürliche Weise bestätigt werden, so mußte er durch Wunder und durch eine Thatsache wie seine Auferstehung die Zuverlässigkeit seiner höheren Sendung bestätigen, so mußte er endlich ein unfehlbares Apostelcollegium einsetzen, das seine Lehren aufschrieb für alle folgenden Zeiten.

Diese aprioristische Vorstellung mit all ihren nothwendigen Folgen ist nicht nur heut zu Tage unzähligen Geistern eine gänzlich unerweisliche Hypothese geworden, sondern zahllos Viele freuen sich ihres Verschwindens und freuen sich dessen, eben wegen der unsterblichen Ehre, die dem Propheten von Nazareth gebührt.

Oder wird der gute Ruf seines Werkes nicht in Frage gestellt dadurch, daß man von diesem Werke eine Vorstellung gibt, die nun schon seit achtzehn hundert Jahren jeden Augenblick und täglich mehr zur Lüge wird? Jesus, so wird behauptet, habe ein- für allemal ausmachen wollen, was von den unsichtbaren Dingen zu glauben sei! Nun denn, ist es ausgemacht worden, wenigstens innerhalb der Grenzen seiner eigenen Gemeinde? Wer hat Recht, Protestanten oder Katholiken, Trinitarier oder Unitarier, Lutheraner oder Reformirte? Jesus habe eine Kirche gründen wollen! Nun denn, ist diese Kirche gegründet worden? Wo wäre sie zu finden? Zu Rom, zu Genf, zu London? Beim Kaiser von Rußland oder bei Herrn Darby? Jesus habe uns zweifellose Gewißheit geben wollen über die höchsten Angelegenheiten des Geistes! Hat unser Geist nun solche Gewißheit? Sind alle rationellen Einwendungen zum Schweigen gebracht? Ist christlicher Zweifel unmöglich geworden? Jesus habe

durch seine Apostel dauernd zu uns reden wollen! Besitzen wir denn die Schriften seiner Apostel? Sind die Hauptfragen über die Authentie der Bücher des N. T. eitle Fragen, worauf die entscheidende und alle Verständigen befriedigende Antwort seit Langem gegeben ist? Werden diese Schriften von der übergroßen Mehrzahl anders gelesen als in Uebersetzungen, deren Richtigkeit sie nicht einmal beurtheilen darf? Jesus habe seine Gemeinde und unsern Glauben auf Thatsachen gründen wollen! Stehen denn diese Thatsachen unerschütterlich fest, auch einer umsichtvollen historischen Kritik gegenüber, deren Verständniß erst unsrer Zeit vollständig aufgegangen ist; und pflegt nicht zudem die Realität jener Thatsachen mit Gründen vertheidigt zu werden, die erst dann gelten, wenn man schon im gewöhnlichem Sinne des Wortes Christ ist?

Man sehe also wohl zu, ehe man die Absichten Jesu durch die Realität zu Schanden machen läßt. Und möchte man diese vermeintlichen Absichten dadurch behaupten wollen, daß man den Zweifel, sei es den an diesen Absichten selbst, sei es den an ihrer Erfüllung, auf Rechnung der Unlauterkeit und Unbußfertigkeit des Herzens schriebe, so sehe man zu, daß man Jesu Ehre nicht vertheidige mit einem Verbrechen an einem seiner königlichsten Gebote: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet."

Hat Jesus hingegen kein anderes Evangelium predigen wollen als das Evangelium des Reiches Gottes und seine Gemeinde ausschließlich auf die christliche Persönlichkeit gründen wollen; hat er eine neue und tiefere Auffassung der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens allgemein machen; den reinsten Spiritualismus in Religion und Moralität mit der Auctorität der Evidenz bekleiden und in unsrer Brust niederlegen wollen eine heilige Wehmuth, einen Abscheu vor allem Unreinen, ein Dürsten nach dem Unendlichen, eine edle Unzufriedenheit über alles Unvollkommene, und vor Allem die Ueberzeugung, daß Gott weder Opfer noch ängstliche Gesetzeserfüllung wolle, sondern Barmherzigkeit und endlose Bruderliebe, dann sind achtzehn Jahrhunderte nicht fruchtlos dahingeschwunden, dann arbeitet jeder Tag daran diese Absichten zur Wirklichkeit zu machen. Und ergibt sich nun aus den ältesten Urkunden, daß man Jesu vernünftiger Weise keine andern Absichten unterlegen kann,

werden wir der christlichen Offenbarung dann nicht die würdigste Huldigung darbringen, wenn wir die deutliche Enthüllung jener erhabenen Absichten, wie sie im Leben und Unterricht Jesu aufgetreten ist, dankvoll begrüßen?

Die Ehrfurcht und Liebe zu unserm Meister braucht uns also nicht abzuhalten von der unparteiischen Untersuchung dessen, was uns, bei den uns beherrschenden Grundsätzen, von religiöser Erkenntniß bleibt und wie sie uns zu Theil wird.

Drittes Kapitel.

> Es fragte ihn Zarathustra: was ist denn, o Ahura-mazda, das richtigste Opfer und Anbetung.
>
> Khorda-Avesta.
> Uebers. von Spiegel.

Der Trieb nach Realität befreit uns auf jeglichem Gebiete von jener Vorliebe für abstracte Sätze, die soviel Stillstand in der Wissenschaft verschuldet hat. Diese Vorliebe pflegt ihren Einfluß am kräftigsten bei der Behandlung religiöser Fragen geltend zu machen. „Der Mensch" wird dann fortwährend besprochen; von „der Gemeinde" wird allerlei behauptet. „Der Mensch" nun ist sehr geduldig, und „die Gemeinde" sehr schmiegsam. Abstractionen stehen überhaupt dem speculativen Denker selten im Wege. Indessen ist was Widerstand leistet uns heilsamer als das was unsern Grillen gehorcht.

Der Mensch im Allgemeinen ist ein ganz und gar abstracter Begriff, dem man keine Eigenschaft beilegen kann, zu deren Anerkennung man nicht vermöge der vollständigen Wahrnehmung des Einzelnen geführt worden wäre. Es kann allerdings nichts schaden vom Menschen im Allgemeinen zu reden, wenn wirklich eine solche Wahrnehmung vorhergegangen ist. Ist dieß aber noch nicht der Fall, so ist es rathsam unsre Untersuchung ausschließlich auf den Menschen zu beschränken, wie er sich uns in dem unter unsern Gesichtskreis fallenden Theil der Erfahrungswelt zeigt.

Unsre Kenntniß des geistigen Menschen, unsre Psychologie, steht noch auf so niederer Stufe, daß wir unsre Untersuchungen hier vorläufig nicht genug auf das Concrete richten können. Wir sind noch nicht im Besitze einer streng wissenschaftlichen Psychologie, höchstens psychologischer Meinungen und Voraussetzungen. Zu dieser nicht

sehr ermuthigenden Aussage nöthigt uns die Erwägung der noch herrschenden großen Meinungsverschiedenheit über die allerersten mit der Kenntniß des geistigen Menschen im Zusammenhang stehenden Dinge. Dem Einen ist das religiöse Gefühl eine der Quellen, woraus er Kenntniß schöpfen will; Andere sind der Meinung, das religiöse Gefühl habe keinen selbständigen Werth, und wieder Andere wollen von Gefühl überhaupt nichts hören und leiten Alles aus der Vernunft her. Diese Vernunft selbst kann eben so wenig auf die Anerkennung Aller rechnen. Es gibt Welche, die sie himmelhoch erheben, es gibt aber Andere, die sie verdorben und verfinstert nennen. So wäre etwa das Herz ein neutraler Boden, auf dem die Antagonisten über den Frieden unterhandeln könnten? Doch nein; eben hier entbrennt der Streit am heftigsten; und es ist sehr wahrscheinlich, daß mich das ganz kalt lassen werde, was für dein Herz vielleicht das dringendste Bedürfniß ist, oder daß umgekehrt mein Herz ernstlich dem nachjagen werde, was dir bloß der Wunsch des sündigen Herzens zu sein scheint.

Wozu noch mehr der Streitpunkte herzählen? So oft wir Zeugen sind eines großen Streites der Meinungen, dürfen wir, unbeschadet der Bescheidenheit, nur zu dem Schlusse gelangen, daß die in Frage stehende Sache noch nicht ausgemacht sei. Wir müssen demnach wohl annehmen, sogar über die Grundlagen der psychologischen Wissenschaft sei noch kein genügendes Licht aufgegangen. Ist dem so, so ruhet auf einem Jeden, der sich mit Psychologie einläßt, die Verpflichtung, mit den psychologischen Andeutungen hervorzutreten, die ihm durch die Beobachtung der Realität bekannt geworden. Also bespreche Jeder den Menschen einfach so, wie er ihn wirklich wahrgenommen, sowohl in seiner nächsten Umgebung als in der Geschichte.

I.

Diesem Princip zufolge, wünsche ich mir nunmehr eine ganz besonders concrete Frage zur Beantwortung vorzulegen, eine Frage, welche die Freunde der sogenannten speculativen Philosophie vielleicht einfältig nennen werden, die aber, am wenigsten im Hinblick auf Diejenigen, für welche ich schreibe, ohne Interesse ist, wenn es uns

wenigstens, auch beim Studium der geistigen Wissenschaften, um die gewissenhafte Anwendung der Erfahrungsmethode zu thun ist.

Die Beantwortung dieser Frage wird mich am besten in Stand setzen, den schon oben angedeuteten Zweck dieses Capitels zu erreichen [1]. Ich frage also nicht, wie gelangt der Mensch zur Religion, sondern einfach dieß: wie ist das jetzt lebende Geschlecht, sofern es Holland bewohnt und dem protestantischen Bekenntniß angehört, zu ihr gelangt, indem ich meine Untersuchung auf die eine, nämlich auf die männliche Hälfte dieses Geschlechtes beschränke, ohne darum im Mindesten leugnen zu wollen, die religiöse Entwicklung der andern Hälfte könne mit der der männlichen in mancherlei Punkten zusammentreffen.

Beginnen wir nun mit dem Anfange! Wir sind Alle geboren und getauft in der christlich protestantischen holländischen Gemeinde. Von unserm neunten oder zehnten Jahre haben wir ihre Kirchen besucht und ihre Predigt angehört; demzufolge befanden wir uns, zur Zeit unsers Erwachens zu einem im höheren Sinne des Wortes klareren Selbstbewußtsein, d. h. meine ich, im zwölften oder vierzehnten Lebensjahre, im Besitze einer gewissen Anzahl von Vorstellungen, Ideen, Gemüthsbewegungen, von denen wir durchaus nicht anzugeben im Stande sind, in welchem bestimmten Zeitpunkt sie uns in Kopf und Herz eingedrungen seien. Sie sind nun einmal da. Ob wir sie mit dem natürlichen Lichte der Vernunft entdeckt hätten, ob sie nur durch Offenbarung unser Theil werden, darüber wissen wir wenig. Sie sind da und so ganz unser Eigenthum, daß wir an ihrer absoluten Gültigkeit eben so wenig zweifeln, als an dem einfachsten arithmetischen Satz. Unsre Religion ist im oben bezeichneten Lebensalter etwas sich von selbst Verstehendes. Wir meinen dann, es verstehe sich von selbst, daß es einen Gott giebt, und daß man Gott anbeten müsse, so wie holländische Protestanten dieß thun; es verstehe sich von selbst, daß Gott über unsern Häuptern in der Himmelsburg thront, von wo aus Er den Blick gehen lasse über alles Erschaffene, ausgerüstet mit großer Macht, die Menschheit segnend und strafend nach Verdienst; es verstehe sich von selbst, daß

---

[1] Siehe oben, Seite 67.

wir in der Bibel Gottes Wort besitzen und nach diesem Wort unser Leben einzurichten haben, so gut wie möglich, indem wir als Ergänzung dessen, was uns gebricht, auf die vergebende Liebe Gottes hoffen dürfen, die Jesus uns erworben hat, da Er um unsertwillen am Kreuze litt und starb. Auf diese Liebe verlassen wir uns denn auch, denn, wie alles Vorige versteht sich endlich nicht minder das von selbst, daß es eine Hölle und einen Himmel gebe. Ob wir in diesen Himmel eingehen und nicht vielleicht auf ewig in die Hölle werden gestoßen werden, bleibt einstweilen unentschieden. Der ewigen Glückseligkeit gewiß zu sein, geht natürlicher Weise nicht an; es wird ziemlich allgemein angenommen, der Mensch könne diese Gewißheit nicht anders als aus Hochmuth besitzen, da er besser als ein Anderer zu sein glaube; und ernstliche Furcht vor einer ewigen Verdammniß zu hegen, auch dazu kommt man nicht, es wäre denn ausnahmsweise unter dem Einfluß separatistischer Kindermädchen, die uns in dunkeln Kinderstuben Angst machen vor dem Teufel. So sieht der religiöse Mensch bei uns aus, sobald wir den Kinderschuhen entwachsen sind. Und dieß ist der Erwähnung, ja wenn ich nicht irre, unsrer ganzen Beachtung werth, weil dieser ursprüngliche Zustand unsers religiösen Menschen, recht besehen und zumal in negativem Sinne, entscheidend für unser ganzes Leben ist. Dieser ursprüngliche Zustand nöthigt uns nämlich unser Leben lang vielerlei *nicht* zu sein. So mächtig sind ja diese ersten religiösen Eindrücke, daß, während Tausende und aber Tausende um uns herum eine von der unsrigen verschiedene Religion bekennen, wir niemals, und würden wir noch so alt, im Ernst uns die Frage vorhalten werden, ob es auch vielleicht besser wäre jüdisch oder katholisch zu werden. Wir werden in der Folge verständigen und achtungswerthen Israeliten oder Katholiken begegnen, Leuten, deren besserem Urtheil wir in allen andern Dingen trauen; dennoch werden wir unser Leben lang von der stillschweigenden Voraussetzung ausgehen, man werde *natürlich* weder jüdisch noch katholisch. Dieß ist die Regel, die durch die sehr bekannten Ausnahmen nicht aufgehoben wird.

Unsre Untersuchung hat uns bereits zu einem gewissen Resultate geführt. Wir dürfen mit Grund behaupten, daß wir nicht auf dem Wege der freien Forschung zu unsrer holländisch-protestantischen

Religion gelangt seien. Daß wir Protestanten sind, ist einzig und allein Folge des Umstandes, daß unsre Eltern Protestanten waren in einem protestantischen Lande. Mehr als wahrscheinlich wäre der heftigste Antipapist der eifrigste Anhänger der päpstlichen Auctorität geworden, wenn nur seine Eltern Katholiken gewesen wären in einem katholischen Lande.

II.

Wir, Protestanten, sind aus demselben Grunde protestantisch, weßhalb der Katholik katholisch, oder der Sohn Abrahams jüdisch ist. Dieß zu erwägen ist von doppelter Wichtigkeit, indem protestantisch, katholisch oder israelitisch zu sein so viel heißt, als einen bestimmten, in allen Lebensverhältnissen uns anklebenden Karakter zu besitzen. Schlösse das sich Bekennen zu einer jener Religionsformen nichts weiter als das Annehmen gewisser Lehrsätze ein, es lohnte sich nicht der Mühe in dieser Hinsicht auf den unverkennbaren Einfluß unsrer Geburt hinzuweisen. Es schließt aber viel mehr ein. Ein protestantischer Rechtgläubiger, ein katholischer Rechtgläubiger, ein jüdischer Rechtgläubiger differiren unter einander, wie Jedermann zugeben wird. Doch, wird man fragen, wer ist noch rechtgläubig im Sinne einer dieser Confessionen? Gleichheit der Bildung, Gleichheit der socialen Erziehung, Gleichheit der Bürgerrechte, das seien eben so viele Mittel, die Differenzen auszugleichen, und uns zuletzt einander ganz ähnlich zu machen. Es komme also wenig darauf an zu fragen, von welchem Punkte man ausgegangen sei; kraft des Einflusses so vieler anderer Dinge, eines Einflusses, den man gemeinschaftlich erfahre, werde man ja am Ende dasselbe.

Dieß ist es gerade, was ich leugnen zu müssen glaube. Das Bekennen einer jener Religionsformen schließt in der Regel ein, daß man in seinem ganzen Thun und Lassen den ursprünglich dieser Religionsform angehörigen Karakter behält. Es gibt eine protestantische, eine katholische und eine jüdische Orthodoxie, die einander nicht ähnlich sehen; es gibt so zu sagen einen protestantisch, einen katholisch und einen jüdisch gefärbten Liberalismus. Möchte man nicht beinahe behaupten, daß es einen protestantisch, einen katholisch und einen jüdisch gefärbten Atheismus gebe, d. h. daß die Abwe-

senheit aller Religion sich bei dem von protestantischen Eltern Geborenen anders offenbare, als bei dem, dessen Jugend unter katholischer oder anderer Leitung stand?

Dieß Letztere besonders hätte keinen Sinn, wenn nicht die Namen dieser Religionsformen zu gleicher Zeit gewisse Geistesrichtungen andeuteten. Wäre es anders, so hätten ein Protestant und ein Israelit ihren vorväterlichen Glauben bei Seite stellend, z. B. blöß dem Materialismus zu huldigen, um nun hinfort in ihrer Lebensanschauung vollkommen übereinzustimmen. Dieß ist aber nicht der Fall. Genau muß unterschieden werden zwischen der Geistesrichtung, die von einer Kirche vertreten wird und dem Systeme, zu dem sie sich bekennt. Das Letztere kann verschwinden, während die Erstere bleibt. Was man ursprünglich vermöge seiner Geburt in Beziehung auf die Religion ist, durchdringt so unser ganzes Wesen, daß es in gewisser Hinsicht ziemlich gleichgültig ist, ob man in späterem Lebensalter der kirchlichen Confession, in der man erzogen wurde, treu bleibt oder nicht. Vielleicht ließe sich behaupten, in der tiefsten Bedeutung des Wortes habe noch Niemand jemals seine Religion geändert.

Ein Israelit kann zwar in späterem Lebensalter an Jesus von Nazareth als den Messias glauben, und an die Stelle seines starren Monotheismus die kirchliche Trinitätslehre setzen, er wird nichtsdestoweniger Israelit bleiben und in mancher wichtigen Hinsicht anders fühlen, denken, überlegen, als der zu Abraham in mehr entfernter Beziehung Stehende.

Ein Katholik kann, aus welchem Grunde es sei, der protestantischen Fahne zuschwören, und nicht mehr zur Beichte noch zur Messe gehen; ward er aber wirklich in einer katholischen Welt erzogen, so bleibt er katholisch in der Richtung seines Geistes, möge er noch so frei über den katholischen Lehrsatz denken.

Ich kann die nämliche Bemerkung wiederholen in Bezug auf den Protestanten, der zu einer andern religiösen Denkweise als die seiner Kirchengemeinschaft gekommen ist. Sowohl das gesellschaftliche Leben einerseits, als die neuere Literatur andererseits ist hier das Feld meiner Wahrnehmungen. Auf das was das gesellschaftliche Leben mich gelehrt, kann ich mich natürlich nur mit einem Worte

berufen; was aber den Beweis aus der neueren Literatur betrifft, braucht er noch geliefert zu werden? Leuchtet die Wahrheit meiner Bemerkung nicht Jedem sogleich ein? Ich beschränke mich auf einzelne Beispiele. Mag ein Ernest Renan nicht ungefähr dasselbe glauben und negiren als ein Edmond Scherer? Und doch, wem fiele es nicht auf, wie immer wieder der Katholik bei dem Einen, der Protestant bei dem Andern zum Vorschein kommt? Fragte man diese Männer, welcher Kirchenabtheilung sie angehören, so wäre wohl nur ein Lächeln ihre Antwort. Nichtsdestoweniger ist ihre ganze Weise, Menschen und Dinge zu beurtheilen, ihre Auffassung von der Bedeutung des Lebens, die Forderungen, die sie an sich selbst und die sie an die Wahrheit stellen, die Stelle, die sie dem Gewissen anweisen, gewisse karakteristische Ausdrücke, — dieß Alles ist bei dem Einen und dem Andern so verschieden, es gibt jedenfalls so mannichfache Schattirungen, daß wir, auch ohne im Geringsten mit der Lebensgeschichte Beider vertraut zu sein, sogleich ausrufen werden: dieser Freidenker ist aus einem katholischen, jener Andere aus einem protestantischen Ei gekrochen [1]).

Lege die literarische Arbeit eines Macaulay neben die eines Sainte-Beuve, und bald wird dir klar werden, ob auch Beide über jeder besonderen Kirchenform stehen mögen, so sei doch nicht der zweite, wohl aber der erste aus einer Kirche hervorgegangen, die eine scharfe Linie zwischen gut und böse zieht, die Religion nur als eine persönliche That des Menschen auffaßt und das Leben von allen hierarchischen Einflüssen ferne hält. Soll ich noch auf eine George Sand weisen mit ihrer *Mademoiselle la Quintinie*, neben einer George Elliot mit ihrem *Adam Bede*? Beide Schriftstellerinnen sind den dogmatischen Eigenthümlichkeiten der Kirche, in welcher sie geboren und erzogen wurden, offenbar gänzlich entwachsen. Beide schildern uns mit großer Unabhängigkeit des Geistes, wie die Reli-

---

[1]) Renan selbst hat neuerdings wieder einen Beweis für die Wahrheit dieser Bemerkung geliefert in seinem bekannten *Leben Jesu*. Offenbar hat er in Jesus ein Ideal sittlicher Größe schildern wollen; ist es aber nicht am Ende das Ideal eines katholischen Heiligen geworden, der bald in Folge sonderbarer Schwächen unter dem Maß der hochentwickelten menschlichen Natur stehen bleibt, bald sich über jenes Maß erhebend, einem Halb-Gotte gleich verehrt werden muß?

gion in das gesellschaftliche Leben eingreifen kann. Trotz dieser zwiefachen Uebereinstimmung müßte man blind sein, um nicht mit Gewißheit behaupten zu dürfen: die welche Mademoiselle la Quintinie geschrieben, ist nimmermehr in einer protestantischen, die welche Adam Bede dichtete, nimmermehr in einer katholischen Umgebung aufgewachsen.

Meine Behauptung läßt sich noch mit einer andern Bemerkung verdeutlichen. Von der großen Freiheit der Forschung redend, die im Schooße der protestantischen Kirche zugelassen werde, sagt Renan irgendwo: hätte Voltaire in Deutschland gelebt, man hätte einen Professor der Theologie aus ihm gemacht. Nun, dieß ist meiner Meinung nach ganz falsch, es sei denn, man ergänze Renan's Behauptung mit diesen Worten: Voltaire wäre in Deutschland Professor der Theologie geworden, weil er im protestantischen Deutschland aufgehört hätte Voltaire zu sein. D. h. es ist nicht unmöglich, daß z. B. Professor Baur von Tübingen nicht mehr von der evangelischen Geschichte für wahr gehalten habe als Voltaire; der eine aber ist, — dem üblichen Sprachgebrauch zu folgen, — ein protestantischer, der andere ein katholischer Ungläubiger; und dieser Unterschied ist kein geringer.

So groß ist die Macht unsrer ersten Eindrücke. Vermag man nun auf einer hohen Stufe geistiger Entwicklung sich dieser Macht niemals ganz zu entziehen — ist nicht Rousseau ein Protestant, Schleiermacher ein Herrnhuter geblieben? — wie viel weniger wird dieß der Fall sein bei denjenigen, die weder Zeit noch Gelegenheit haben ihren Geist fremden Einflüssen zu öffnen.

Darum glaube ich, der Protestantismus beruhe in der Wirklichkeit nicht auf freier Forschung. Es ist Niemand unter uns, der nicht schon Protestant wäre und als Protestant dächte und fühlte, bevor er noch irgend etwas untersucht hat. Noch mehr, da ist Niemand, der die verschiedenen Religionen untersucht in der ernsten Absicht, von allen die beste zu wählen. Der entscheidende Ausgangspunkt ist für Alle gegeben. Wie wir Holländer sind und bleiben, so sind und bleiben wir Protestanten. Das Karakteristische unsrer Anschauungen und geistigen Bedürfnisse, unsrer Auffassung des Lebens, der Freundschaft, des Umgangs mit Andern, des Bö-

sen, des Todes, — ist Alles unabhängig von unserm Willen unser Theil geworden. Unsre Geburt und unsre Erziehung haben darüber entschieden. Nichts vermag uns dessen besser zu überführen, als ein längerer Aufenthalt in einem Lande, wo eine von der unsrigen verschiedene Religion bekannt wird. Möchte etwa Einer in einem Augenblick der Eitelkeit und Anmaßung behaupten wollen, man schlösse sich der Kirchengemeinschaft, in der man geboren, nur deßhalb an, weil man eingesehen, daß in ihr die Wahrheit gefunden werde, so ist es ja nicht möglich einen Augenblick länger in diesem Irrthum zu verharren, sobald man erwägt, welch sonderbarer Zufall es wäre, daß die Untersuchung in einem lutherischen Lande gerade immer zum Bekenntniß des Lutherthums, in einem episcopalen Lande gerade jeder Zeit zur besondern Schätzung des Episcopalismus, in einem rein reformirten Lande gerade jedes Mal zu überwiegender Eingenommenheit für die presbyterische Kirchenform geführt hätte. Der Protestant untersucht, allein er untersucht schon als Protestant; die Forderungen, die er sich stellt, bevor er seinen Schluß macht, sind schon von protestantischem Gehalt. Wir dürfen es nimmer vergessen: eine thörichte, doch von den Vätern ererbte Religion wird zehnmal leichter von uns angenommen und vertheidigt werden, als eine rationelle, doch ganz neue Religion. Die Geschichte lehrt nur, daß von dieser Regel abgewichen werde in jenen höchst seltenen Zeiträumen wo, im Zusammenhang mit mehreren anderen außergewöhnlichen Umständen (Conjuncturen) deutlich zu Tage tritt, daß eine Religion ausgelebt sei, und wo überdieß ein Volk oder ein Stamm sich auf einem wichtigen Wendepunkt befindet.

III.

Sind wir so, in Betreff des Inhalts unsers religiösen Gefühls, von einem durchaus äußeren Umstande abhängig, so liegt es unsrer Absicht ferne, von dieser Abhängigkeit Uebles reden zu wollen. Im Gegentheil, wir betrachten sie als einen Segen. Traurig verhielte es sich mit uns, wofern Jeder das der menschlichen Natur ursprünglich religiöse Gefühl, das aber an und für sich nichts mehr als etwas Potentielles und ohne allen Inhalt ist, wofern Jeder von uns dieses religiöse Gefühl von Anfang an, ganz und gar aus eigener

Kraft zu entwickeln hätte. Es gibt eine religiöse Tradition in der Menschheit. Sie wird bei allen Völkern gefunden. Jeder von uns ist ihr zu großem Danke verpflichtet. Ich bin überzeugt, Religion sei ein Gebot unsrer Natur und mache einen wesentlichen Factor derselben aus. Daß sie nichts weiter als die Folge von Erziehung und Tradition wäre, kann ich nicht zugeben. Hiemit aber wird nicht aufgehoben, daß der Mensch an jenem ursprünglichen religiösen Gefühl äußerst wenig hätte, erhielte es nicht sogleich von dieser Tradition einen reichen Inhalt. Wer bürgt mir dafür, daß ohne diese Tradition mein religiöses Gefühl nicht fortwährend im Zustande des Schlummers bliebe, und ich ohne sie nicht auf einem sehr niederen Standpunkt der religiösen Entwicklung stehen bleiben würde? Wozu auch die Arbeit der Vorahnen auslöschen oder vergessen?

Würde ich der religiösen Tradition fast eines jeden Volkes, dessen Kind ich wäre, dankend begegnen, nun thue ich es in doppeltem Maße, da die religiöse Tradition, in der wir erzogen worden, das protestantische Christenthum heißt. Denn diese Tradition hat uns gelehrt, die Kniee zu beugen vor einem unsichtbaren Wesen, Schöpfer Himmels und der Erden, und uns in diesem Unsichtbaren den Vater voller Weisheit und Liebe erkennen lassen. Sie hat unsre kindlichen Schritte zu Heiligthümern gelenkt, welche die Phantasie kalt ließen und uns eben dadurch am Kräftigsten den geistigen Karakter des Gottes offenbarten, zu dessen Ehre sie aufgerichtet sind. Sie hat auf unsre Lippen das einfachste und herrlichste Gebet gelegt, das je ausgesprochen wurde. Im Glücke hat sie der dankbaren Stimmung unsers Herzens Psalmtöne geliehen, so tief und so voll, daß unsre ganze Seele sich darin ergießen konnte; und waren wir traurig, so hat sie Worte in uns wiederklingen lassen, wohllautend und voll Trostes. Ehe noch die Welt unsre Phantasie beflecken konnte, hat sie diese Phantasie bereichert mit den reinsten Vorstellungen, einem Leben entlehnt, das einzig in seiner Art gewesen. Ehe wir unsre Pflichten kannten, sprach sie zu uns von Gnade; noch ehe wir fielen, wies sie uns auf eine rettende Hand, stets zum Aufrichten bereit. Noch hatten wir die menschlichen Leiden nicht gesehen, als sie bereits unser Mitleid für den erhabensten Schmerz in An-

spruch nahm: noch hatten wir vom Tode nur erst als Gerücht vernommen, als sie schon unsre Gedanken verweilen ließ bei einem erschlossenen Grabe.

Wo ist der Weise, dessen Erziehung wetteifern könnte mit der Erziehung, die das protestantische Christenthum uns gab? Jeder dem sie zu Theil ward, sagt dankbar: Ich dich vergessen!

IV.

Diese hier in leisen Zügen angedeuteten Eindrücke sind in größerem oder geringerem Maße unser Aller Erfahrung. Man ist nicht jung gewesen, ohne das Herz, sei es noch so wenig, noch so kurz, jener schönen religiösen Welt geöffnet zu haben, die uns von den Händen der Tradition zubereitet in ihren Schooß aufnahm. Auch uns zu Gute, wie ehedem Petrus in seiner Vision [1]), kam ein Tisch herabgefahren, wobei zu uns gesagt wurde: Nehmt und esset. Es war ein eigenthümlicher, für Viele ein erhebender Augenblick, als wir zum ersten Male Theil nahmen an jenem in unsrer Phantasie so oft geschauten stillen Mahle, im Glauben, es könne Niemand diesen Altar verlassen, ohne ein besserer Mensch zu werden. Nein, damals waren wir keine Heuchler, damals sind wir fromm gewesen.

Allein das war auch der letzte Augenblick unsers Lebens, in dem wir Alle eins waren, eins in denselben Vorstellungen und denselben Bewegungen des Gemüthes. Seitdem haben unsre Wege sich getrennt.

Einige sind dem allgemeinen Strome gefolgt und haben, wie es heißt, ihre Jugend genossen. Wir untersuchen nicht, was ihr Genuß ihnen gebracht, noch in wiefern dieser Genuß ihrem religiösen Leben hemmend oder förderlich gewesen. Hätten sie die Religion verloren, was bewiese dieß? Wären sie zur Religion zurückgekehrt, um sie ohne Widerrede aus den Händen der traditionellen Orthodoxie anzunehmen, was bewiese dieß zum Andern? Die Befriedidigung eines durch Sinnlichkeit verdorbenen, sei es auch zuletzt erwachten Gewissens ist, meinem bescheidenem Urtheile nach, ein schlechter Prüfstein für den moralischen oder rationellen Werth eines Glaubens.

---

[1]) Apostelgesch. X, 9—16.

Andere blieben vor jeder Ausschweifung bewahrt, gaben sich den Mühen und unschuldigen Zerstreuungen des täglichen Lebens hin, aßen und tranken und ließen sich mit der Religion weiter nicht ein. Die Geschichte ihrer religiösen Entwicklung zu schreiben, ist nicht wohl möglich. Der große Kenner der Herzen weiß, was ihnen von Erhebung zu dem Unendlichen, was ihnen von Seelenadel bleiben mag.

Wieder Andere sind dem vorväterlichen Glauben treu geblieben, weil sie darin den Ausdruck der besten Empfindungen und tiefsten Erfahrungen ihres Gemüthslebens haben wiederfinden lernen. Wie sie den Inhalt ihres religiösen Gefühls fanden, ward bereits dargelegt; was die Tradition ihnen gegeben, wurde ihnen ein beseelendes Princip, worüber sie sich nicht zu verständigen suchten, sei es, weil ihre Vernunft nicht im Stande ist, diesen Denkproceß vorzunehmen, sei es weil es ihnen möglich geworden, den Vernunftscrupeln das Schweigen aufzuerlegen; sei es endlich, weil sie, den gewöhnlichen Beweisen die zu Gunsten der Tradition angeführt werden, volles Zutrauen schenkend, nicht kritisch genug entwickelt sind, um voraussetzen zu können, was so viele gelehrte Männer für Wahrheit gehalten haben, könne doch wohl am Ende keine Wahrheit sein.

Hiemit ist ein Theil meiner Aufgabe erfüllt. Von vielen unsrer protestantischen Zeitgenossen habe ich gezeigt, wie sie zu ihrer religiösen Auffassung gekommen. Noch wartet aber meiner ein andrer Theil. Neben den schon genannten gibt es Solche, die einer neuen Klasse angehören, und ihre Zahl ist, besonders in unsern Tagen, nicht geringe. Ich glaube der Hauptsache nach, in ihrem Namen reden zu können.

Auch sie sind ursprünglich, was den Inhalt ihres religiösen Gefühls betrifft, einfach Kinder der protestantisch-christlichen Tradition; auch sie waren in ihrem achtzehnten oder zwanzigsten Jahre im Besitze einer sehr ausgearbeiteten Religionslehre, einer wohl versehenen metaphysischen Welt, die ihnen eine durchaus objective war; auch ihr moralisches Bewußtsein war durchdrungen von der Ansicht, es sei Pflicht, einen kirchlichen Glauben zu haben, und Sünde, von dem Glauben der protestantischen Kirche in Hauptpunkten abzuweichen.

Noch ein Hauptzug fehlt an dieser Beschreibung. Nicht nur erhielten sie Alle einen mehr oder weniger stark gefärbten orthodoxen

Unterricht, sondern Vielen unter ihnen ward überdieß eine fromme, Einigen sogar eine pietistische Erziehung zu Theil. Ein seltener Ernst wohnte in der Letzteren jugendlichem Gemüthe. Das Verderben der Welt war ihnen größten Theils unbekannt, oder flößte ihnen, wenn bekannt, nur tiefen Abscheu ein. Moralität an sich kannten sie nicht; sie wußten nur von Gottes Geboten. Der Kampf mit den Leidenschaften erwachte. Sie suchten ihre Kraft im Anhören ernster Predigten, im Lesen der Bibel und anderer guter Bücher, besonders in einem täglichen Gebete. Der Christus war ihnen sehr nahe. Es wurde ihnen leicht mit ihm umzugehen. Dermaleinst sein Evangelium predigen zu dürfen, war der einzige Traum der Ehrsucht Vieler.

Denn die moderne Richtung in der vaterländischen Kirche ist ausgegangen, nicht von den Jüngern der Naturwissenschaften, nicht von Juristen oder Literaten, sondern von jungen Theologen.

Doch wie? Diese jungen Theologen sind doch nicht dieselben, von deren Jugend ich eben sprach? Eine nichts weniger als heterodoxe, eine vielleicht fromme Jugend hat doch nicht zu einem Mannesalter führen können, das der Orthodoxie ab- und Ideen zugewandt ist, die manchen Frommen zittern machen?

Man weiß, daß dem nicht anders ist.

Was mag denn geschehen sein?

V.

Weit mehr als sich mittheilen läßt. Was ich aber mit Gewißheit weiß, brauche ich hier nicht zu verschweigen, und ziehe dabei eine etwas dramatisch gefärbte Vorstellung philosophischer Auseinandersetzung vor. Ich wünsche von Einem zu erzählen — der Name thut hier nichts zur Sache, denn was ihm widerfahren, ist in den Hauptzügen das Schicksal Vieler gewesen — ich wünsche also von Einem zu erzählen, der — es mag zehn oder fünfzehn Jahre her sein — an einer unsrer Universitäten sich auf das Studium der Theologie vorbereitete. Ein Blatt aus seinem innern Leben stellt uns anschaulich einen der Wege vor Augen, auf dem man sehr natürlich zur religiösen Auffassung der modernen Richtung kommen kann.

Wenn Einer, so war er ein Kind der protestantisch-christlichen

Tradition und diese Mutter hatte ihn nicht stiefmütterlich behandelt. Ihr zu Füßen sitzend, hatte er den Blick geöffnet für ihre poetische Gluth, für ihre religiöse Wahrheit. Ihre Zucht hätte er nie gefühlt; von drückenden Banden war nie die Rede gewesen. Dennoch war er an sie gefesselt, doch mit der Liebe seines Herzens. Ein neues Leben, das Universitätsleben ging ihm auf. Es hatte für ihn keine Verlockungen. Sein ganzes Interesse lag außer- und oberhalb dieses Lebens. Es sollte ihm einzig und allein Wissenschaft geben, und besonders ihn bald zum Dienste des Evangeliums weihen, jener schönen, anziehenden Zukunft. Noch hatten die Schulen der Theologie sich ihm nicht aufgethan, als er, mit erwartungsvollem Verlangen nach theologischer Weisheit, bereits nach einem Werke griff, das, so meinte er, mehr als irgend ein anderes seinen Durst nach christlicher Kenntniß laben sollte. Es war das 1846 erschienene Leben Jesu von Prof. van Oosterzee. Das Buch wird begierig geöffnet, die Einleitung verschlungen.

Von diesem Augenblicke datirt eine Veränderung in seinem innern Leben.

Nicht unbegreiflicher Weise. Jene Einleitung handelte von der Aechtheit der vier Evangelien und theilte die Argumente dafür und dawider mit. Wie? Die Aechtheit der vier Evangelien! Wäre dieß eine Sache, deren Für und Wider sich besprechen ließe? Die Evangelien müßten nicht im Ganzen geglaubt oder im Ganzen verworfen werden? Ihre Aechtheit beruhete auf dem Zeugniß von Kirchenvätern, fehlbaren Menschen? Dergleichen Fragen bestürmten auf einmal seinen Geist; was ihn aber am schmerzlichsten berührte, war die Ungewißheit, in der man nach des gelehrten Verfassers Meinung in Betreff der Authenticität einzelner evangelischer Schriften sich befinde. Niemals zuvor hatte er geahnt, daß soviel gegen die Aechtheit z. B. des Evangeliums Matthäi ganz billigerweise anzuführen, oder vielmehr daß diese Aechtheit durchaus unbeweisbar sei. Von welchen der vier Evangelien stände, genau besehen, die Aechtheit über alle Bedenken fest? Vergebens las und überlas er die Einleitung. Prof. van Oosterzee blieb die befriedigende Antwort auf diese Frage schuldig. So wurde durch diese Einleitung der erste Same des Skepticismus in sein Gemüth ausgestreut.

Es war ein sonderbarer, ein banger Moment, als er zuerst jene ehrwürdigen Evangelien, die ihm bis dahin als lauter geweihete, aus dem Himmel herabgekommene Blätter erschienen waren, zum Range z. B. der Reden gegen Catilina herabgewürdigt sah, wo die Kritik zu bestimmen hat, wer sie geschrieben, welcher Zeit sie angehören und in wiefern sogar der Text unversehrt geblieben. Und noch banger ward ihm zu Muthe, als er nicht lange hernach bemerkte, es verhalte sich nicht anders mit allen übrigen Schriften des Kanon, ja sogar der Begriff eines Kanon des N. T. sei eine menschliche Erfindung. Vom Neuen Testament richtete er den Blick auf das Alte; doch de Wette's Einleitung that hier für den alten, was van Oosterzee's Einleitung für den neuen Bund gethan. Die fünf Bücher Mosis möglicherweise erst viele Jahrhunderte nach dessen Tod verfaßt! Die Psalmen vielleicht nur zu einem kleinen Theil von David! Die Verheißungen des Jesajah ungewiß, ihrem Ursprunge nach! Das Buch Daniel ganz bestimmt unecht! Er traute kaum seinen Augen.

Denn die aus dieser Ungewißheit abzuleitende Consequenz lag zu Tage. Bei so vielen Argumenten für und wider die Aechtheit namentlich der N. T. Schriften, was blieb von der Auctorität der Bibel übrig? Allerdings hätte Jesus zu seinen Aposteln gesprochen: „Wer euch hört, der hört mich," und „der heilige Geist wird euch in alle Wahrheit leiten;" sollten aber diese Versprechungen uns nützen, so müßte ja fest stehen, daß die Schriften des N. T. wirklich aus der Feder der Apostel Jesu geflossen sind. Hören wir die Apostel, so hören wir Jesus! Vortrefflich. Allein die Frage war eben, ob man im N. T. wirklich die Apostel höre. Und hierüber ließ sich, Prof. van Oosterzee und anderen Gelehrten zufolge, wenig mit voller Gewißheit behaupten. Ja, es gab gelehrte Forscher, welche auf diese Frage lauter negative Antworten hatten. Die Schriften der Tübinger Schule ließen über das Entstehen des N. T. sogar ein ganz unerwartetes Licht für ihn aufgehen. Bei diesem Lichte besehen, enthielt das N. T. einen Theil der Literatur der ältesten christlichen Kirche, einer Literatur, die das treue Abbild des damals die Gemüther bewegenden Streites der Parteien ist. Genannten Theologen zufolge, stand die Partei des Paulus der des Petrus ge-

genüber, die Partei, welche aus dem Christenthum eine Weltreligion und dasselbe darum für Alle geeignet machen wollte, der Partei gegenüber, welche, im Christenthum ein veredeltes Judenthum sehend, die Heiden zu dem alten Bunde Abrahams berufen wollte, um ihnen so Mitgenossenschaft an den Segnungen des Messias zu verleihen. Und neben oder vielmehr über diesen beiden Parteien befanden sich die irenischen Gemüther, die an Versöhnung dachten und Frieden herbeizuführen suchten. So wurden alle Neutestamentlichen Bücher einfach Schriften, aufgesetzt im Interesse entweder einer der beiden streitenden Parteien, oder zu Gunsten der Katholicität, die man zu erreichen hoffte.

Was sollte unser zwanzigjähriger Student aus all diesen verschiedenen Meinungen wählen? Er konnte, er durfte keine Wahl treffen; der absolute Karakter aber der Bibel als eines unmittelbar von Gott selbst gegebenen Buches, war ihm unrettbar vernichtet. Wies man ihn auf die Auctorität der Bibel, oder auf ein demüthiges sich Unterwerfen unter das heilige Schriftwort, so dachte er bei sich: wer aber weiß, wie der Kanon der Bibel festgesetzt wurde, wer weiß von wem dieses Schriftwort abstammt, wer weiß ob der Text uns unversehrt bewahrt geblieben? Zuweilen wurden solche Fragen vergessen oder unterdrückt; das sei Unglaube, das sei Ketzerei, so hieß es zuweilen in seinem Innern; eine andere Stimme aber antwortete: nein, das geht doch nicht an; das Ungewisse kann kein Grund der Gewißheit, das vielleicht Fehlerhafte keine unfehlbare Auctorität für mich sein; auf menschliche Auctorität kann die göttliche Auctorität sich nicht stützen.

So blieben allerlei wichtige Fragen unentschieden; die Tradition aber hatte ihren Zauber verloren. Zum ersten Male ward sie nun als eine Tradition angesehen, nach deren Beglaubigungsschein zu fragen man das Recht habe. Zum ersten Male ward sie angesehen als Tradition; und schon dieses an sich war tödtlich für den Vorstellungskreis, der bis dahin Besitzthum seines Geistes gewesen war.

Nachdem er sich so mit der Einleitungswissenschaft bekannt gemacht, erschloß ihm die Dogmengeschichte ihr gefährliches Archiv. Ging doch daraus die Wahrheit zweier für jede unwandelbare Or=

thodoxie sehr verhängnißvollen Dinge hervor. Zuerst zeigte sich ihm, daß man unter Orthodoxie durchaus nicht jeder Zeit das nämliche verstanden, und dann daß jeder Lehrsatz seine Geschichte habe. Sonderbare Entdeckung, die er an der Hand Hagenbachs und Baurs machte, bereits in seinem ersten theologischen Jahre. Wie? Das Dogma der Trinität wäre gemacht und nicht wie mit Christus geboren? Die Lehre vom Logos stünde in unzertrennlichem Zusammenhange mit einer nicht-christlichen Philosophie? Concilien, auf deren Arbeit die Kirchengeschichte kein besonders günstiges Licht zu werfen vermag, hätten durch Stimmenmehrheit die Homoousie des Vaters mit dem Sohne ausgemacht? Der Chiliasmus, jener wesentliche Bestandtheil des apostolischen Glaubens, wäre am Ende Ketzerei geworden? Jahrhunderte wären verlaufen, bis die kirchliche Praedestinationslehre bei Jemandem aufgekommen? Mehrere Geschlechter innerhalb des Kreises der christlichen Gemeinde wären gestorben ohne von der Satisfactions- oder Expiationslehre je gehört zu haben? Die Ideen über die durch Christum zu Wege gebrachte Erlösung wären so modificirt worden, daß man das Lösegeld durch Christum erst als dem Satan, später als Gott bezahlt betrachtete? Ein frommer Augustinus hätte an die Kraft der Fürbitte für Gestorbene geglaubt? Ein Luther hätte Zwingli die Bruderhand geweigert, weil dieser von der körperlichen Gegenwart Christi beim Abendmahle nichts wissen wollte? Den Reformirten wäre die Taufe bloß ein äußeres Zeichen, während sie unsern lutherischen Brüdern ein Mittel ist, vermöge dessen Gottes Gnade dem Neugeborenen unfehlbar mitgetheilt werde? Im protestantischen England müßten gerade diejenigen als unkirchlich gebrandmarkt werden, die im protestantischen Holland als vorzugsweise kirchlich galten?

Auch hier wieder zahllose Fragen, die der Tradition ihren absoluten Karakter nahmen. Was wäre ein göttlicher Lehrsatz, der nicht eine ewige Wahrheit enthielte, sondern eine Geschichte hätte, nämlich Wachsthum, Blüthezeit, Verfall? Was eine Christologie, die dem Klima oder Volkskarakter nicht minder als weltlichen Einflüssen ihr Entstehen zu verdanken hätte? Was eine Orthodoxie, die durch geographische Lage bedingt wäre, und diesseits des Oceans bestätige, was sie jenseits leugnet? Was im Allgemeinen der objective Werth

von religiösen Vorstellungen oder Glaubensüberzeugungen, die mit Geburt und Erziehung so unzertrennlich zusammenhängen?

So ging der Zweifel unerbittlich weiter; dieser Zweifel aber war ausschließlich auf das allgemein Verbindende der protestantischen Tradition gerichtet. Die Frage war für ihn nicht: ist dieses oder jenes Dogma der reflectirenden Vernunft anstößig; dieser oder jener Satz unvereinbar mit gewissen von vorne herein gefaßten Ideen von Gottes Liebe und Weisheit? Nein; zwar dergleichen Fragen hätte er damals nicht als unwichtig oder unpassend verworfen, wären sie bei ihm aufgekommen. Sie kamen aber nicht bei ihm auf. Sie lagen nicht auf seinem Wege. Was ihn beschäftigte, war die allgemeine, die Alles beherrschende Frage über die Objectivität der religiösen Welt, in welcher er mit allen seinen protestantischen Zeitgenossen bis dahin gelebt hatte. Und im Zusammenhang hiemit stand eine Untersuchung, die, wäre ihr Resultat günstig gewesen, ihn vielleicht vom Zweifel hätte genesen lassen.

Dieses überlegte er: sind vielleicht die Früchte des protestantisch-christlichen Glaubens eine untrügliche Bürgschaft für die Realität des Inhalts dieses Glaubens? Diese Früchte konnte er nicht gering achten. Er vergaß weder den Trost noch die Kraft zum Guten, auch für ihn unzertrennlich mit diesem Glauben verbunden, wenn er auch den Pietismus, die bestimmte Form, in welcher dieser Glaube ihm mitgetheilt war, mehr geeignet fand, das religiöse als das moralische Gefühl zu entwickeln, und mehr der mystischen als der handelnden Seite des Karakters förderlich. Doch dieß brachte ihn keinen Schritt weiter. Nicht ob der Glaube heilige, sondern ob seine heiligende Kraft ein zuverlässiges Zeugniß für seine objective Wahrheit ablege, das war das Problem, dessen Lösung er suchte.

Sehr befriedigend konnte sie aber nicht sein. Die Geschichte der Religionen und die Vergleichung der verschiedenen religiösen Confessionen unter einander bewiesen ihm zweierlei: zuerst, daß dem Glauben an und für sich, unabhängig sowohl von der Realität als von der Heiligkeit seines Inhalts, eine heiligende Kraft innewohnt; und nicht minder, daß die heiligende Kraft eines Glaubens jeder Zeit bedingt werde von dem Temperament der Gläubigen und der Höhe der moralischen Entwicklung, welche die Zeit in einem gegebenen

Augenblick erreicht hat. Nicht nur macht der Buddhismus buddhistische, der Katholicismus katholische Heilige, sondern auch der protestantische Glaube vor drei Jahrhunderten war nicht im Stande, seine Bekenner merklich über die damals allgemein herrschenden moralischen Begriffe zu erheben. Auch einem Luther war Fasten und Beichten Bedürfniß; auch einem Calvin Verfolgung um der Religion willen strenge Pflicht. Es war ihm deßhalb nicht ausgemacht, daß eine von einem ganz andern als dem orthodox-protestantischen Systeme ausgehende religiöse Erziehung nicht zu einer moralischen Entwicklung führen könne, die von dem dadurch eingenommenen Standpunkt besehen, demjenigen, der diese Erziehung genossen, Grund zu lebenslänglicher Dankbarkeit gäbe. So traf er immer wieder auf dieselbe Ungewißheit. Alle in seinen Kinderjahren angenommenen Sätze blieben einstweilen dieselben; doch, hatte früher hinter jedem dieser Sätze ein Ruhepunkt gestanden, jetzt folgte ein Fragezeichen, das nichts oder Niemand auszulöschen vermochte.

Ob es ihm wehe that; ob es den Frohsinn seiner Jugend trübte? Zuweilen in einem vertraulichen Gespräche redete er von der Gewalt, womit seine Glaubensüberzeugungen ihm, eine nach der andern, vom Herzen gerissen wurden. Es war nicht ein Kampf zwischen Tugend und Sinnlichkeit, zwischen dem Dienste Gottes und dem Dienst der Welt, zwischen dem Beugen vor einem höheren Willen und der Befriedigung eigener Leidenschaften. Nein, nicht vermag die Welt den zu fesseln, der von wissenschaftlichem Zweifel an den höchsten Lebensfragen dahingetrieben wird. Es war ein Kampf zwischen dem Festhalten am Absoluten und der Muthmaßung, daß vielleicht Alles für uns arme Menschenkinder relativ sei. Wer diesem Kampf zur Beute ist, bleibt unedlen Ueberlegungen abgewandt. Diese Art des Zweifels hat mit dem sündigen Herzen nichts zu schaffen.

Können wir, ohne diesen Zustand durchlebt zu haben, uns eine richtige Idee davon machen? Derjenige, der in ihm begriffen ist, glaubt seine religiösen und moralischen Ideen ausschließlich seiner Erziehung zuschreiben zu müssen. Denn, sucht er objectiv zu beweisen, was er instinctmäßig angenommen, so reichen die Beweise entweder nicht aus, oder er muß fürchten, auch die Beurtheilung

jener Beweise hänge mit seiner Subjectivität allzu genau zusammen. Wie weit nun mag ihr Einfluß sich erstrecken? Was ist auf religiösem und moralischem Gebiet zu finden, das unbestreitbar, das allgemein verbindend wäre? Diese Frage wird die Quelle dauernder Qual. Denn nicht auf einmal läßt unser religiöser Zustand sich mit einigen philosophischen Fragen vernichten. Und wollte man dieß auch versuchen, solcher Versuch würde schlecht gelingen. Solch ein geistiger Selbstmord ist nicht denkbar. Ist ein Glaube uns nicht auferlegt, sondern unser persönliches Eigenthum, so macht der Zweifel der Vernunft uns nicht auf einmal von diesem Glauben los. Sich selbst kann man nicht untreu werden; kann nicht leugnen zu sehen, was man sieht, oder zu fühlen, was man fühlt. Dennoch kehrt die Frage immer wieder zurück: besteht was ich sehe, wirklich außer mir, ist die Bewegung meines Gemüthes eine Empfindung der Realität? Ist nicht mein Reichthum bloß ideell; zehre ich nicht von einer Summe, empfangen auf Wechsel, gegen die später vielleicht protestirt werden wird? So ist man gläubig in Mitten seines Unglaubens. So zweifelt man, wie in der Gegenwart Gottes. Das Herz drängt uns zu Gott, und ängstlich fordert man sich Rechenschaft von diesem Drange ab. Man zweifelt, und wäre geneigt, Gott selbst seine Zweifel zu klagen. Man könnte dahin gelangen, Gott zu sagen, und hätte man auch große Mühe, an Gott zu glauben.

Auf sonderbare Weise suchten die Frommen seinem Ringen ein Ende zu machen. Sie wiesen ihn auf den Seelenfrieden, und den großen Trost, den ihr Glaube verleihe. Als hätte er dieß einen Augenblick bezweifelt! Als wäre ihm das Alles nicht aus Erfahrung bekannt gewesen! Oder auch, sie theilten ihm die Beweise mit, die, ihrer Meinung nach, die objective Realität des Inhaltes ihres Glaubens genügend verbürgten. Sie konnten ihm freilich ihre Beweise geben, doch nicht die Ueberzeugung der Unumstößlichkeit dieser Beweise. Sie stürzten zusammen, einer nach dem andern, die philosophischen Beweise für das Dasein Gottes, für die Unfehlbarkeit der Schrift, für die allgemeine Giltigkeit des ganzen orthodox-protestantischen Lehrbegriffs. Gerade als Kind der Tradition, sprach er zu dieser Mutter: freilich, ohne dich wäre ich nichts, doch was ich durch dich bin, ist es nicht rein zufällig, nicht einer jener vorübergehenden

Zustände, die ein späteres Zeitalter mitleidig belächelt? Mochten Andere sagen: wir suchen nicht mehr, wir haben gefunden, so dachte er im Stillen, ihr meint, daß ihr gefunden habt. Mehr als eine Meinung habt ihr nicht!

Unter dem Einflusse seiner Vergangenheit ließ er nun bloß zweierlei Standpunkte gelten: auf dem einen glaubte man an absolute Auctorität und betrachtete sich im Besitz einer absoluten Wahrheit; auf dem andern nannte man Alles relativ wahr und demzufolge ungewiß. Von dem ersteren Standpunkt vertrieben, blieb ihm nur der zweite übrig. Alles, ohne Unterschied, ungewiß. Das Leben Jesu ungewiß, das Dasein Gottes ungewiß, die Wahrheit sogar des Sehnens nach Gott ungewiß, die Selbständigkeit des Geistes ungewiß. Welche schauerliche Einförmigkeit!

Wer einmal aus dem religiösen System seiner Jugend gestoßen ist, kann nie mehr an Rückkehr denken. Es stellte sich mir neulich unter einem deutlichen Bilde dar, an unserm jenseitigen Maasufer. Ist ein rundes Stücklein Eisen, vermöge großer Kraftanstrengung, aus einer eisernen Platte herausgetrieben, so sagt man, vermag keine Macht der Welt es wieder in die runde dadurch entstandene Oeffnung zurück zu drücken. So erging es unserm Universitätsbürger.

Allein die Tage seiner verzweifelten Ungewißheit waren gezählt.

Noch ahnte er es nicht, als er auf seinem Wege einen Mann antraf, der auf seine weitere Entwicklung einen entscheidenden Einfluß ausüben sollte. Nun laßt uns sehen weßhalb und wie?

Länger als ein Jahr hatte er dessen Unterricht genossen, doch ohne andern Eindruck als den einer merkwürdigen Täuschung. War doch dieser Mann Niemand anders als der Lehrer der empirischen Philosophie [1]), dessen Richtung bereits 1850 von großer Bedeutung für unser Land geworden war. Und woher denn diese Täuschung? Bevor noch sein Name in den Universitätskatalog eingetragen war, hatte er schon von diesem Lehrer als dem kühnen Bekämpfer des Christenthums vernommen. War es zu verwundern, daß er mit hochgespannter Neugierde zum ersten Male auf den Collegienbänken

---

[1]) Der auch in Deutschland durch seine aus dem Holländischen übersetzte Logik bekannte Professor Dr. Opzoomer.

dieses Professors Platz nahm, in der Erwartung allerlei Bedenken und Beschwerden der Lehre der Finsterniß gegen die Lehre des Lichts erheben zu hören? Und siehe da, das erste, das zweite, das dritte Collegium und alle folgenden gingen vorbei, kein Wort aber zum Vor- oder Nachtheile des Christenthums ward aus dem Munde des Professors vernommen. Es waren lauter Paragraphen und nochmals Paragraphen über eine gewisse empirische Logik, die dem jungen Studenten über den Kopf hinwegflogen, ohne ihn irgend was Schlimmes vermuthen zu lassen. Im Gegentheil; er fand, einfältig genug! daß diese Logik gar unschuldig aussah. Die Metaphysik aber, von demselben Lehrer docirt, die dürfte wohl ganz andere Dinge enthüllen und ihm den holländischen Dr. Strauß von Nahem zeigen. Abermalige Täuschung! Sie wurde historisch gegeben und setzte alle Religionssysteme nach der Reihe auseinander mit einer Ruhe, die niemals Indifferenz ward und keinenfalls ein Vorurtheil gegen die Religion überhaupt oder gegen das Christenthum insbesondere verrieth. So hatte es den Anschein, als werde in diesen Collegien ihm niemals etwas Anderes auffallen, als der allerdings bemerkenswerthe Umstand, daß es hier sehr viel, in den theologischen Collegien aber wenig zu lernen gab.

Indessen war in seinem Innern vorgegangen Alles, was wir in kurzen Zügen beschrieben haben. Der Lehrer der empirischen Philosophie hatte ihn nicht dem Christenthum abtrünnig gemacht, und sich niemals ein einziges Wort wider die ihm theure Tradition entfallen lassen. Auf anderm Wege war der Kampf in seinem Gemüthe entbrannt. Anderen Ursachen zufolge hatte die Frage, gleich einem Vampyr, sich seiner bemächtigt: Absolute Wahrheit und Gewißheit, oder relative Wahrheit und fortwährender Zweifel? Doch, eben als ihn diese Frage am Meisten quälte und in einem Sinne beantwortet zu werden drohte, der ihn einem skeptischen Idealismus in die geöffneten Arme führen mußte, ging seinem Verständniß die Bedeutung einer Logik auf, die ihm ganz neue Dinge verkündigte, einer Logik, die ein Weg zur Wissenschaft zu werden verhieß; die den Menschen zu einer gewissenhaften Beurtheilung seines Erkenntnißvermögens aufforderte und doch ihn vom Skepticismus zu erlösen versprach; einer Logik in einem Worte, die den Menschen nahm

wie er ist, als relatives und endliches Wesen, und ihn ermahnte, demüthig und bescheiden zu untersuchen, wie weit er es mit den ihm verliehenen Hülfsmitteln bringen könne. Es war die empirische Logik; die bis dahin dürren Paragraphen erhielten von nun an Geist und Leben für ihn. Ich will in einzelnen Citaten zeigen was ihn hier am Tiefsten ergriff. Da las er:

„Auf die Frage was Wahrheit sei, lautet die gewöhnliche Antwort: Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen mit den Dingen außer uns. Diese Antwort aber ist völlig unbrauchbar, indem Alles, womit wir unsre Vorstellungen vergleichen können, immer wieder eben unsre Vorstellung ist. Nein, für Wahrheit dürfen wir Alles erklären, was nur die einfache von keinen Folgerungen getrübte Erklärung unsrer Empfindungen ist, und ferner Alles was aus diesen Empfindungen, ohne daß sie von andern widersprochen werden, der Methode der Naturwissenschaften gemäß, abgeleitet worden ist und was überdieß zu Voraussagungen in Stand setzt, die von der Zeit bejaht werden."

Er las weiter:

„Doch, bleibt unsre Erkenntniß bei unsern Empfindungen und dem, was aus ihnen abgeleitet werden darf, stehen, sind wir dann nicht ganz und gar auf unsre Vorstellungen beschränkt, ohne je etwas von der Außenwelt zu erfahren? Idealisten und Realisten führten hierüber ihren alten Streit. Zur Schlichtung dieser Streitigkeit kann nur folgende Bemerkung gelten: Du thust Fragen, deren Beantwortung weder möglich noch nöthig ist; wir können und wollen von keiner andern als einer dem Menschen zugänglichen Wissenschaft reden. Ist aber denn unser Wissen nicht ein bloß subjectives? Ein Mißbrauch des Wortes wäre es, wollte man bejahend antworten. Eine subjective Behauptung ist nichts anderes als eine unerwiesene und deßhalb für den menschlichen Geist nicht allgemein verbindende Behauptung."

Mit steigendem Interesse las er weiter:

Der höchste Grad des Wissens, der Ueberzeugung heißt Gewißheit. Auf allen niedrigeren Stufen findet sich bloß Wahr-

scheinlichkeit. Wahrscheinlichkeit herrscht auf dem Gebiete des Göttlichen und Uebersinnlichen; Wahrscheinlichkeit auf dem Gebiet der Geschichte. Erstere ist dem Glauben eigen. Dem Gläubigen, sei er noch so fest überzeugt, fehlen allgemein gültige Beweise, fehlt begründendes Wissen. Der Glaube ist deßhalb nicht zu entrathen, nur sei es ein rationeller, auf Gründen ruhender Glaube. Diese Gründe mögen nicht genügend, sie sollen aber haltbar sein. Die Beweise dürfen zwar unvollständig, niemals aber unrichtig sein. Ferner darf dem auf Wissen gestützten Glauben kein eben so festes Wissen um dieselbe Sache widersprechen, und endlich darf der Glaube sich niemals für Wissen ausgeben."

Besonders verweilte seine Aufmerksamkeit bei Folgendem:

„Von geringer Bedeutung ist das Bedenken, welches, vornehmlich gegen die Physik erhoben, mit einem und demselben Schlage alle unsre Kenntniß treffen würde; daß sie uns nämlich nicht das Wesen der Dinge offenbare. Die Existenz eines solchen Wesens der Dinge außer und neben ihren Erscheinungen zu behaupten, haben wir ja nicht das mindeste Recht; und wer wird klagen über sein Nichtwissen dessen, was vielleicht nicht einmal besteht? Haben jeder Zeit Etliche behauptet, das Wesen der Dinge zu ergründen, Andere es als ein Mysterium dargestellt, das dem Geiste des Menschen verborgen bleibe, so gebührt uns, wollen wir auf festem Boden bleiben, den Erscheinungen in ihrem Zusammenhange und ihrer Beziehung eifrigst nachzuforschen, nicht aber zu träumen von einem Wesen der Dinge, das sich in ihnen offenbare oder hinter ihnen verberge. So handelt der reine Empiriker, und kann dabei vermöge seines philosophischen, d. h. verbindenden Geistes, vortrefflich Philosoph sein. Er liest nur das *in* den Zeilen stehende und verbindet es zu einem Ganzen; etwas *zwischen* den Zeilen zu lesen, wo in Wahrheit nichts zu lesen steht, überläßt er dem Schwärmer, dem Romantiker."

Dort las er schließlich:

„Während sich der Mensch in jedem Lebensverhältnisse bis

zu gewissem Grade frei fühlt, sogar der ganzen Natur gegenüber, fühlt er sich zu gleicher Zeit nicht nur in seinen Handlungen, sondern auch in seinem Bestehen abhängig von einem Wesen, das also über ihn selbst und die Natur erhaben und Beider letzter Grund sein muß. Dieses Gefühl offenbart sich im Willen, im Handeln, doch nicht weniger in Gedanken, die dessen Vorstellung und Darlegung sind. Dieses Gefühl ist das Material der Religionslehre, welche um so höher steht, je reiner und vollständiger sie es ausdrückt; und welche durchaus nicht verwechselt werden darf mit jenen Systemen, die ersonnen worden sind, um den Inhalt des religiösen Gefühls mit jenem der Weltwissenschaft in Uebereinstimmung zu bringen. Irriger Weise hat man die Ursprünglichkeit und Selbständigkeit dieses Gefühls in Zweifel gezogen, und das Dasein Gottes auf andern Grundlagen unsrer Erkenntniß zu errichten sich bestrebt."

Dieses schloß ihm einen neuen Gesichtspunkt auf. Hatte bis jetzt das Dilemma für ihn gegolten: entweder absolute Gewißheit oder absolute Ungewißheit, nun ward ihm ein Drittes zwischen diesen Beiden Inneliegendes gezeigt, das weder Gewißheit noch Ungewißheit, sondern Wahrscheinlichkeit heißt. Hieß es früher: entweder göttliche Objectivität oder Alles menschlich und subjectiv, jetzt ward ihm klar, daß wir eine kräftige Ueberzeugung hegen dürfen und sollen in Hinsicht auf Alles, was auf menschlichem Wege von Menschen bewiesen wird. War die Religion ihm früher entweder von Oben geoffenbart und herabgekommen, oder bloße Einbildung: nun lehrte ihn die empirische Logik die Anerkennung des guten Rechtes der Religion auf eine aufmerksame Beobachtung der menschlichen Natur zu begründen.

Und besser als irgend ein Handbuch der Logik es hätte thun können, ward diese Philosophie der Erfahrung angepriesen von ihm, der ihr beredter Lehrer war. Wenn ein klarer und vorurtheilsfreier Blick für alle Seiten des menschlichen Lebens, ein warm schlagendes Herz für alles Schöne, Große und Gute, inniges Mitgefühl für Alles was den menschlichen Busen bewegt, eine zarte Vorliebe für alles Einfache und Natürliche, offene Anerkennung für alle

Schwierigkeiten der Vernunft, vereinigt mit großer Sympathie für alle heiligsten Interessen der Menschheit, wenn alles dieses Jemanden zu befähigen vermag, ein guter Lehrer der empirischen Philosophie zu sein, so war dieser Lehrer seiner schönen Aufgabe vollkommen gewachsen.

Gesetzt, der Blitz schlage plötzlich in eine ländliche Wohnung ein. Das Feuer greift um sich, dicke Rauchsäulen steigen auf, die Flamme lodert empor. Verwirrung und Schrecken überall, der Bewohner entflieht, zu erstarrt Hand ans Werk zu legen. Da faßt ihn Einer beim Arm, hält ihn fest, zeigt ihm die noch unversehrten Theile so wie die Mittel zur Löschung des schon Brennenden. Zusammen schreiten sie ans Werk. Viel wird gerettet.

Das war der von diesem Lehrer der Philosophie geleistete Dienst. Die Wahrheit ist jeder Zeit einfach, einfach war also auch die Bemerkung: Was deine Kritik angegriffen, steht freilich nicht unumstößlich fest; die dir entfallene religiöse Tradition ist freilich lange nicht erwiesen. Fehlt ihr aber alle Wahrscheinlichkeit? wäre mindestens nichts darin, das einige, das vielleicht viel Wahrscheinlichkeit für sich hätte?

Nicht gewiß, nein; aber denn auch nicht wahrscheinlich? Siehe da das Befreiungswort, welches die empirische Philosophie für ihn aussprach. Jetzt wurde die Untersuchung ruhig, und er konnte hoffen sie werde fruchtbar sein, denn von nun an hing Alles von treuer und gewissenhafter Wahrnehmung ab. Und der Gegenstand der Aufmerksamkeit ward eben dasselbe religiöse Leben, dieselbe innere Frömmigkeit, die schon die Liebe seiner Kinderjahre gewesen war. In den metaphysischen Vorträgen ward er mit großer Vorliebe hingewiesen auf Spener, Herder, Schleiermacher. Faust, der in der Osternacht die Giftschale nicht leeren kann, weil ihm aus der Ferne das Auferstehungslied entgegen tönt, ward ihm in anziehendem Lichte dargestellt; nicht minder ein Schiller, wo dieser im Lied von der Glocke sich der Hoffnung der Unsterblichkeit nicht entziehen kann. Nachdrücklich ward er erinnert, wie „der Wahrheit helle Strahlen nicht immer Gluth geben", und wie „unser Herz brennend in uns" bleiben soll, jenes „Zeichen, dem seit achtzehn Jahrhunderten widersprochen wird," mit heiligem Interesse zu betrachten.

Diese Worte fielen in gutes Erdreich. Wäre ihm in jenen Tagen ein philosophisches System mitgetheilt worden, das da vorgegeben hätte, die ganze Wahrheit zu umfassen und über Alles zu entscheiden, so hätte ihn dieß unbefriedigt gelassen; dieser Lehrer aber gab nicht die Wahrheit, gab nicht ein System, logisch aus einem Princip deducirt. Er sagte: wir wissen wenig, des Menschen positive Kenntniß reicht vielleicht nicht weiter als über einen Theil der endlichen Welt; doch hüten wir uns vor Uebereilung; laßt uns, der vielen falschen Münzen wegen, die uns in die Hände gespielt worden, nicht alle wegwerfen, auf die Gefahr hin, auch die ächten zu verlieren; laßt uns hinabsteigen in die heilige Tiefe des menschlichen Gemüthes und wahrnehmen, was dort vor sich geht, welche Erscheinungen sich dort zeigen, welche Bedürfnisse dort keimen, welche Stimmen dort wiederklingen. Werden wir auf diesem Wege auch nicht zu einem System über Gott und die Welt und über die Beziehung zwischen beiden gelangen, — was wir wissen können, das wird uns so wenigstens nicht entgehen.

Der Weg, den er als religiöser Mensch zu gehen hatte, war von nun an, wenn nicht gebahnt, so doch angewiesen. Beobachtung des eigenen innern Lebens, Beobachtung der Menschenwelt um ihn her, Beobachtung der Menschheit, sofern ihr Wesen aus der Geschichte erhellt, so hieß das einfache Mittel, dessen vollständige Anwendung freilich unendlich mehr als sogar die unausgesetzte Anstrengung eines ganzen Menschenlebens erfordert, dessen auch nur beschränkte Anwendung aber schon genügen kann, dem innern Menschen jenes höhere Leben zu verbürgen, in welchem sein Adel wurzelt.

Ich werde meine Erzählung nicht weiter fortsetzen. Sie hat kein Interesse, als in sofern sie in einer Person mit einiger Anschaulichkeit darstellt, was in unsrer Zeit, dem Wesen der Sache nach, in sehr Vielen vorgegangen ist, die nun gemeinschaftlich der modernen Richtung angehören. Und es wird nun meine Aufgabe sein, näher zu entwickeln was Alle diese, nachdem sie viel verloren, vermöge der empirischen Philosophie auf religiösem Gebiet gemeinschaftlich zurückgefunden haben. Es wird zu gleicher Zeit den Schluß des ersten, d. h. theoretischen Theiles dieser Schrift bilden.

VI.

Wird das protestantische Christenthum nicht als eine Geistesrichtung, sondern als ein System aufgefaßt, was es offenbar auch ist, so ist es nicht möglich, sich in einem feindseligeren Verhältniß diesem System gegenüber zu befinden, als es der Fall ist, sobald man sich zuerst durchdrungen fühlt von dem wissenschaftlichen Bewußtsein unsers neunzehnten Jahrhunderts, eines Bewußtseins, das sich in der *einen* Ueberzeugung zusammenfassen läßt, daß das Gesetz der Causalität ein durchaus allgemeines sei. Diese Ueberzeugung ist nicht willkürlich entstanden. Sie ist kräftig in uns geweckt worden als nothwendige Folge alles dessen, was die Wissenschaft uns bereits auf physischem und geschichtlichem Gebiet enthüllt hat, so wie der Wahrnehmung, daß in unsern Tagen jeder wissenschaftliche Forscher stillschweigend von der Voraussetzung dieses Gesetzes ausgehe, so gut wie Jeder, der im täglichen Leben nicht blind umhertastet, sondern verständig handelt; indem wir überdieß aus einem richtigen Bedürfniß nach Analogie ein Gesetz, das wir in zahllosen Fällen haben walten sehen, unwillkürlich zu einem allgemein gültigen erheben. Dieses wissenschaftliche Bewußtsein gibt uns alsobald den Begriff, den wir durch das Wort Natur ausdrücken; d. h. Alles was besteht, aufgefaßt als ein großes Ganzes, welches Ganze nichts Anderes ist, als der unverbrüchliche Zusammeuhang aller endlichen Dinge, ein Zusammenhang, der eben aus der nirgends gehemmten noch gestörten Wirkung des Gesetzes der Causalität hervorgeht. Natürlich heißt demnach Alles, wobei uns, es sei Wahrnehmung, es sei Analogie, zu dem Schlusse führt, es könne aus einer im großen Ganzen der endlichen Dinge bereits vorhandenen Ursache genügend erklärt werden.

Diese Weltanschauung ist nicht irreligiös, sondern, nach der bekannten Unterscheidung, religionslos. D. h. von dieser Anschauung ausgehend, trifft man in der Realität niemals auf irgend ein Phänomen, für dessen Erklärung wir genöthigt wären zu einer unendlichen Ursache, d. h. zur Annahme eines Gottes unsre Zuflucht zu nehmen. Allerdings treffen wir viel, ungemein viel an, das zu erklären wir nicht im Stande sind; nichts aber nöthigt unsern Geist

zu der Behauptung, das Unerklärte könne aus dem Zusammenhang der endlichen Dinge nicht erklärt werden. Dazu ist unser Wissen um die Natur in ihrem ganzen Umfange zu geringe. Man müßte in der That die ganze Natur gründlich kennen, um sich zu einer solchen Versicherung berechtigt zu fühlen. Der Umstand nun, daß wir uns stets deutlich bewußt sind, jenes Rechtes durchaus zu entbehren, bestärkt uns immer mehr in dem so eben beschriebenen wissenschaftlichen Bewußtsein. Noch nicht erklärt, unverstanden, beim jetzigen Stand unsrer Wissenschaft sogar unverständlich, das ist es woran wir uns selbst und Andere immer wieder erinnern müssen, sobald wir uns wissenschaftlicher Forschung hingeben; doch von diesem: „noch nicht aus endlichen Ursachen zu erklären" bis zum Satze: „nur aus einer unendlichen Ursache, aus Gott zu erklären", ist ein großer Sprung, zu dem, und wir sagten weßhalb, nicht das Mindeste uns nöthigt. Und wie weit wir auch der Kette endlicher Ursachen und Folgen nachspüren, nie sind wir am Ende, wie wir einmal sein müßten, um auf diesem Grunde mit gutem Rechte die Annahme einer höchsten Ursache feststellen zu dürfen.

Diese Weltanschauung führt uns natürlicher Weise zu völligem Zwiespalt mit der protestantischen Tradition, also daß wir, indem wir der ersteren uns anschließen, der letzteren uns plötzlich ganz entfremdet fühlen. Erklärt doch diese protestantisch-christliche Tradition, im Augenblick, ich wiederhole es, ausschließlich als System aufgefaßt, erklärt sie doch systematisch alles einigermaßen Wichtige nicht aus einer endlichen, sondern aus einer unendlichen Ursache. Das Dasein des Universums selbst wird von ihr auf eine göttliche Willensthat zurückgeführt. Sie kann nicht erkennen, daß sämmtliche biblische Schriftsteller uns eine Religion darlegen, die erhabener als irgend eine andere ist, ohne die hohe Vortrefflichkeit ihrer Einsicht sogleich einer besondern Eingebung Gottes zuzuschreiben. Ist Christus ihrer Schätzung nach der Ausgezeichnetste unter Allen, ja unendlich erhaben über Alle, so folgt für sie daraus, er könne nicht auf natürlichem Wege einfach aus der Menschheit hervorgegangen sein. Muß endlich das hoch entwickelte christlich-religiöse Leben als eine ganz neue Erscheinung in der Geschichte der Menschheit erkannt werden, so darf das Entstehen dieser Erscheinung nicht aus einem

Zusammenhang endlicher Ursachen, sondern muß aus einer unmittelbaren Wirkung des heiligen Geistes erklärt werden.

Und nicht nur ist dieß für die protestantisch-christliche Tradition eine religiöse Anschauung der hier genannten Dinge, sondern ein wissenschaftlicher Satz. Sie gibt uns selbst das Recht zu dieser Unterscheidung. Sie erkennt z. B. Gott gebe uns das tägliche Brod, und sie lehrt, Gott habe uns Jesum gegeben, in beiden Sätzen aber nimmt sie den Ausdruck: „Gott gibt" durchaus nicht in derselben Bedeutung. In dem Satze: Gott gibt uns das tägliche Brod, wird sie zu dieser Behauptung kraft der religiösen Ansicht dessen geführt, wovon sie selbst sehr wohl einsieht, daß es vermöge einer Reihe endlicher Ursachen und Folgen hervorgebracht worden sei. In dem andern Satze hingegen: Gott hat uns Jesum gegeben, will sie mit dieser Behauptung zu verstehen geben, daß der Reihe endlicher Ursachen und Folgen, die den Propheten von Galiläa hervorgebracht haben, die Wirkung einer unendlichen Ursache wenigstens hinzugefügt werden müsse, ohne welche der beabsichtigte Erfolg nicht erreicht wäre.

Diesen Sätzen des protestantisch-christlichen Lehrsystems, die sich noch mit gar vielen vermehren ließen, gegenüber, steht nun das religionslose wissenschaftliche Bewußtsein, wie es einen großen Theil der Kinder dieses Jahrhunderts erfüllt. Diese behaupten keineswegs, sie vermöchten auch nur im Entferntesten alle jene genannten, höchst bedeutenden Erscheinungen, welche von der Tradition unmittelbar aus Gott abgeleitet werden, zu erklären, sondern sie bescheiden sich dabei, das bis jetzt darin noch Unerklärte anzuerkennen und bleiben hierbei einstweilen unverrücklich stehen. Fragt man jenes wissenschaftliche Bewußtsein, ob ein Gott sei, so antwortet es nicht bejahend, allein — und dieß ist bemerkenswerth — auch durchaus nicht verneinend; es antwortet einfach, daß es nicht das Mindeste darum wisse, daß der Mensch erst am ABC der Erklärung des Universums sei, und seine Kenntniß von unendlich weiterem Umfang sein müßte, um ihn über diesen Punkt zu irgend einer entscheidenden Antwort zu berechtigen.

Also steht das wissenschaftliche Bewußtsein der protestantisch-christlichen Tradition gegenüber, und kann sich von ihr nicht bekehren lassen. Denn sobald diese mit ihrer Berufung auf das besondere

Eingreifen Gottes zum Vorschein kommt, und als Beleg dafür auf das sonst gänzlich Unerklärte und Unerklärbare dieser oder jener wichtigen Erscheinung hinweist, so antwortet das wissenschaftliche Bewußtsein: unerklärt allerdings, allein unerklärbar? was weißt du darum? Es kann so die hohe Bedeutung alles dessen was jene Tradition zu schätzen pflegt, in seinem vollen Umfange anerkennen, ohne darum mit ihr zu dem Schlusse zu gelangen, daß eine unendliche Ursache da sei.

Ich rede hier absichtlich fortwährend von dem wissenschaftlichen Bewußtsein, und nicht von der Wissenschaft. Das wissenschaftliche Bewußtsein ist bloß eine der vielen durch die wissenschaftliche Forschung in uns geweckten Ueberzeugungen, und zwar eine Ueberzeugung die sich auf die formelle Seite aller Wissenschaft bezieht, die Ueberzeugung nämlich, wie wir bereits zeigten, daß das Gesetz der Causalität ein durchaus allgemeines sei. Von dieser Ueberzeugung behaupte ich, sie sei religionslos, weil sie uns niemals zwingt, einer andern als einer endlichen Ursache nachzuforschen. Von dieser Ueberzeugung können wir uns niemals losmachen; von ihr ausgehend untersuchen wir die Natur, die Geschichte, unser eigenes Leben, und solange wir bei unsrer Untersuchung einzig und allein dieser Ueberzeugung treu bleiben, können wir keine Ursache auffinden, die uns nöthigen sollte, das Dasein eines Gottes anzunehmen.

Ist aber diese wissenschaftliche Ueberzeugung die einzige, die wir erringen können? Ist die Realität in keinem andern, als in dem aus der Erkennung des Gesetzes der Causalität hervorgehenden Lichte zu betrachten? Ist meine ganze wissenschaftliche Forschung beschränkt auf das Nachspüren der oder jener besonderen Ursache, die diesen oder jenen besonderen Erfolg hervorgerufen haben mag? Lehrt mich meine Wissenschaft, daß ich ein bloß reflectirendes Wesen, oder meine Hand nur dazu erschaffen sei, daß sie das Scalpell hantire? Nein, wahrhaftig nicht. Beschränkte sich meine Wissenschaft ausschließlich auf die Erklärung endlicher Erscheinungen, so würde sie mich Gott nicht finden lassen; sie nimmt aber ebenfalls die noch unerklärten Erscheinungen in sich auf, deren unleugbare Gewißheit ins Licht zu stellen sie sich einstweilen noch begnügt. Und zu dieser letzteren Art der Erscheinungen gehört eben der Mensch in gewissen Mo-

menten seines Daseins. Der Mensch hat Eindrücke, Empfindungen, Bedürfnisse, Liebe und Widerwillen, Hoffnung und Furcht. Darf die Wissenschaft der Wahrnehmung und Beurtheilung dieser Erscheinungen sich entziehen? Die geringsten Eigenschaften einer Pflanze darf sie nicht außer Acht lassen, und sie sollte ihre Aufmerksamkeit den Eigenschaften des Menschen vorenthalten?

Unmöglich. Sie dürfte sich mit gleichem Rechte ein Auge ausstechen. Sowohl physisch als geistig gehört der Mensch zu dem großen Wahrnehmungsgebiet. Nun bestimmt die Wissenschaft, wofern sie empirisch zu Werke geht, nicht a priori, wie z. B. der geistige Mensch auszusehen habe; nein, sondern sie fragt bescheiden und geduldig: was empfindest du? was geht in deinem Innern vor? Und sie richtet diese Frage nicht an den Menschen in abstracto, ein sogenanntes Wesen des Menschen, das nirgends zu finden; sie richtet sie eben so wenig an den ersten Besten, der ihr vorkommt, wohl wissend, daß die Eigenschaften einer Gattung nicht an allen Exemplaren ohne Unterschied, sondern nur an den Entwickeltsten gefunden werden. Die empirische Wissenschaft betrachtet deßhalb nicht den Unwissenden, nicht den Diener der Sinnlichkeit, wohl wissend daß Keiner von diesen berufen sei zu den höchsten Functionen der menschlichen Natur. Sie widmet ihre Aufmerksamkeit dem gebildeten, dem entwickelten, dem geistig gesinnten Menschen, doch nur sofern dieser als natürlich und seiner Natur keine Gewalt anthuend, angesehen werden kann. Und dann sieht sie den Menschen ausgerüstet mit der Ahnung einer höheren Welt, dann findet sie bei ihm das Bewußtsein der Abhängigkeit von einem höheren Wesen, dann entdeckt sie, der Mensch könne nicht in gewisse Lagen kommen und gewisse Eindrücke erfahren, ohne daß der Glaube an einen Gott in ihm erwache, mit einem Worte, dann trifft sie ihn an im Besitze eines religiösen Gefühls.

An der offnen Anerkennung dieses religiösen Gefühls im Menschen läßt sich der Empiriker einstweilen genügen. Bevor er untersucht, was auf dieses Gefühl zu gründen sei, will er zuerst vollen Nachdruck auf seine Existenz gelegt haben. Denn dieses Gefühl ist ihm genügend verbürgt, verbürgt nämlich als integrirender, als wesentlicher Bestandtheil der menschlichen Natur. Es ist ihm unmöglich,

nichts weiter als eine vorübergehende Regung darin zu sehen, wenn er wahrnimmt, daß es allgemein herrscht, daß es allerlei Formen angenommen, mit den Formen aber, in die es sich gekleidet, nicht gestorben ist; daß es vielerlei Ursachen zugeschrieben worden, als da sind Leibesnothdurft und Aberglauben, daß aber diese Ursachen verschwunden sind, ohne daß ihr vermeinter Erfolg im Mindesten aufgehoben ward; daß es beim Menschen auf jeder Stufe, vielleicht schon auf der niedrigsten, bestimmt aber noch auf der höchsten Entwicklungsstufe gefunden wird; daß es im Kinde wie von selbst erwacht und im greisen Alter alle andern Gefühle überlebt; daß es dem Einfachen einen höheren Adel verleiht, und der sonst Ausgezeichnete es nicht entbehren kann, ohne zu fühlen, daß ihm etwas Wesentliches gebreche. Auf derartige Gründe nimmt er an, nicht daß einige Menschen eine Hinneigung zum Religiösen haben, sondern daß der Mensch religiös sei, daß das religiöse Gefühl zum Wesen des Menschen gehöre, d. h. daß unter den karakteristischen Eigenschaften, die dem Menschen seine Stelle in der Reihe der Wesen bezeichnen, auch das religiöse Gefühl aufgenommen werden müsse.

So hat uns die Wissenschaft, sofern sie empirisch zu Werke geht, zur Erkenntniß des religiösen Gefühls geführt. Dieses wissen wir mit wissenschaftlicher Gewißheit: so wie wir auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung die Dinge um uns her aus einem ästhetischen Gesichtspunkt betrachten müssen, so müssen wir sie eben so auf einer bestimmten Entwicklungshöhe aus einem religiösen Gesichtspunkt betrachten.

Nun aber ist die Frage, ob die Wissenschaft uns noch mehr lehre, oder ob sie uns nöthige, bei der Erkenntniß dieses religiösen Gefühls stehen zu bleiben?

Sie erlaubt uns schon sogleich, die Erkenntniß des Daseins Gottes auf dieses Gefühl zu gründen, und lehrt uns einsehen, daß wir dieses von Anfang mit dem gleichen Rechte thun, womit wir, von dem Bewußtsein ausgehend, daß unsre gewöhnlichen Empfindungen von Etwas außer uns herstammen, das Dasein der Außenwelt annehmen. Doch stehen wir hier einen Augenblick stille. Unsre Empfindungen gelangen zu uns vermittelst unsrer fünf Sinne, und die Eindrücke dieser fünf Sinne können wir untereinander controli-

ren. Treffen sie zusammen, so nehmen wir die Existenz der Außenwelt an; differiren sie aber unter einander, und zumal wenn sie einander widersprechen, so glauben wir an Einbildung und Selbsttäuschung. Rosenduft an und für sich z. B. genügt uns nicht um anzunehmen, daß eine Rose in unsrer Nähe sei, so lange unser Auge sie nicht zu entdecken vermag. Hinsichtlich des Daseins Gottes aber haben wir nur ein Wahrnehmungsorgan zu unsrer Verfügung. Der Geruch könnte uns täuschen, hätten wir das Auge nicht, und umgekehrt; wie aber sollen wir wissen, ob das religiöse Gefühl uns nicht täusche? Mag es auch zum Wesen der menschlichen Natur gehören, wer sagt uns, daß unser Wesen nicht auf wenigstens einem Gebiete dem Verhängniß unterliege in einer fortwährenden Einbildung zu verharren?

In der Beantwortung dieser Frage liegt die große Schwierigkeit.

Erwartet man nun, diese Schwierigkeit mit einem Zauberwort gehoben zu sehen, so wird man sich getäuscht finden. Solch eine Zauberformel gibt es nicht; will man aber ohne alle Uebereilung bedächtig alle Gründe prüfen und wägen, die für und wider die Möglichkeit einer Selbsttäuschung in dieser Hinsicht gelten können, so wird möglicher Weise die Frucht unsrer Arbeit unsre Mühe nicht unbelohnt lassen.

Zur Erkenntniß des Daseins Gottes hat uns ein Theil unsrer Wissenschaft geführt, nämlich unsre Psychologie, d. h. unsre philosophische Wahrnehmung des Menschen. So laßt uns nun zuerst untersuchen, ob etwa ein anderer Theil unsrer Wissenschaft, über den wir bereits unumstößliche Gewißheit erlangt haben, diesem Ergebniß gerade entgegen stehe. Diese Untersuchung führt schnell zu einem befriedigenden Resultat. Die physischen Wissenschaften sagen uns durchaus nichts über das Dasein Gottes. Sie verkündigen uns allerdings Gott nicht, doch ist auch kein Physiker in der Welt zu beweisen im Stande, daß kein Gott sei. Er trachtet alle Erscheinungen aus endlichen Ursachen zu erklären und achtet nichts erklärt, so lange dessen endliche Ursache nicht gefunden ist. Mit vollem Rechte; allein er vermag weder zu beweisen, das große Ganze habe keine unendliche Ursache, noch auch jede endliche Ursache könne nicht mit einer unendlichen in Verbindung stehen. Seine Wissenschaft

bleibt dieselbe, ob Gott da sei oder nicht, denn bei der Position sowohl als bei der Negation des Daseins Gottes, bleibt auch die Natur als Object der Untersuchungen der physischen Wissenschaft ganz dieselbe. Unzweifelhaft. Daß man aber die Natur nicht mit vollem Rechte noch aus einem andern als bloß wissenschaftlichem Gesichtspunkt betrachten könnte; daß, wenn der Physiker mit seiner Untersuchung der Phänomene fertig ist, der Philosoph oder der Religiöse nicht nach dem letzten Grunde der Dinge fragen dürfte, — das kann er nicht behaupten.

Dieß ist nichts Geringes. Das Resultat unsrer historisch-psychologischen Wissenschaft ist also nicht im Widerspruch mit unsrer physischen Wissenschaft. Von dieser Seite ergibt sich zwar nichts zur Stärkung unsers religiösen Gefühls, doch ergibt sich von dieser Seite ebenfalls nichts, und gibt es auch nichts, das uns zwingen müßte, die Wahrheit jenes Zeugnisses in Zweifel zu ziehen.

Hätten wir denn etwa von der moralischen Wissenschaft Einrede zu erwarten? Vielleicht wird sie behaupten, das religiöse Gefühl könne keinen Theil ausmachen vom Wesen des Menschen, indem es gerade seiner Entwicklung hemmend entgegenstehe. Vielleicht behauptet sie, die Religion beförbre eine Passivität, welche der Energie des moralischen Lebens schädlich sei. Vielleicht behauptet sie, bei entwickelten Menschen sei die Moralität größer, sobald sie mit der Religion gebrochen haben, als solange sie dieselbe beibehalten. Doch nein, sie vermag dieß auf Grund der Erfahrung nicht zu behaupten [1]). Die moralische Wissenschaft hat nirgends ein sittliches Ideal wahrgenommen, das höher stände als das Ideal das uns in dem Leben Jesu gegeben ist. Und, möchte sie auch diese Behauptung nicht unterschreiben, — der langen Reihe Frommer gegenüber, deren ausgezeichnete Moralität über jeden Zweifel erhaben ist, kann sie höchstens etwa Einzelne nennen, die zugleich sittlich und ohne Religion gewesen. Was aber Alles entscheidet, die moralische Wissenschaft ist von der auf dem religiösen Gefühl gegründeten Wissenschaft zwar zu unterschei-

---

[1]) Hase zufolge hat Augustinus Birnen gestohlen, während er an den freien Willen, und ist er ein Heiliger geworden, während er an die Praedestination glaubte. Handb. der prot. Polemik.

den, doch nicht zu trennen, so lange nicht unwiderlegbar bewiesen ist, daß diese Letztere kein Recht des Bestehens habe. So ist es unmöglich, ohne eine petitio principii von einem sittlichen Ideal als von etwas bestimmt Gegebenem zu reden, so lange noch fraglich bleibt, ob das Handeln aus religiösen Motiven in manchen Fällen und in mancher Hinsicht nicht gerade zu dem sittlichen Ideal des Menschen gerechnet werden müsse.

Auch von dieser Seite also ergibt sich nichts, das uns abhalten müßte, das religiöse Gefühl unter die unserm Geist zur Verfügung gestellten Erkenntnißquellen aufzunehmen, und der Schluß, zu dem wir fürs erste gelangt sind, ist folglich dieser, daß nichts den Satz zu absoluter Wahrheit erheben kann: es ist kein Gott. Das religiöse Gefühl dagegen behauptet: es ist ein Gott; warum sollte es denn nicht vollkommen rationell sein, sich zu dem zu bekennen, was das religiöse Gefühl uns ankündigt und dem nichts widerspricht? Gegen derartige Folgerung ist freilich eingewandt worden, man könne auf der gleichen Basis eben so gut an Gespenster glauben. Allein dieß ist Verkennung der empirischen Methode. An Gespenster zu glauben ist irrationell, nicht weil man so eine Empfindung objectivirt; das ist der einzige Weg zu aller Erkenntniß; sondern weil man zuvor versäumt hat, die schon am Anfange unseres zweiten Kapitels angegebenen Vorsorgen zu treffen.

VII.

Hiermit ist nur die Basis gegeben. Ist diese Basis fest genug? Gewiß nicht für diejenigen, die einer Stimme Gottes aus dem Himmel, oder einer unfehlbaren, absoluten Wahrheit bedürfen; wohl aber für den, der, überzeugt, daß solchen Bedürfnissen nicht genügt werden könne, sich glücklich schätzt, nicht auf dem Wege einer tiefsinnigen, speculativ-philosophischen Beweisführung, in der man sich so leicht irren kann, sondern auf dem Wege der Erfahrung zu dem Resultate gelangt zu sein, daß sein Glaube an Gott sich mit vernünftigen Gründen vertheidigen lasse, und von keinem Theile seiner Wissenschaft widersprochen werde. Dieses darf uns genügen, zumal wenn wir erwägen, daß wir unsern Glauben an Gott zwar mit vernünftigen Gründen vertheidigen, keineswegs aber ihn auf diesen

vernünftigen Gründen errichten wollen. Der Methode der Erfahrung gemäß, kann ich das gute Recht meines Glaubens an Gott, und somit das Dasein Gottes Andern beweisen; niemals aber haben wir einzuwilligen, dieser Glaube sei nun auch aus der Anwendung irgend welcher wissenschaftlichen Methode entstanden. Ich möchte einen scharfen Unterschied machen zwischen Glauben an Gott und Erkenntniß des Daseins Gottes. Mein Glaube an Gott ruht unmittelbar auf meinem religiösen Gefühl; meine Erkenntniß des Daseins Gottes beruht auf meiner philosophischen Wahrnehmung dieses Gefühls, wobei die vorhin von mir geübte Kritik zu voller Anwendung kommt, und diese Erkenntniß ist nichts Anderes als eben die, daß ich richtig aus meinem religiösen Gefühl geschlossen habe. Könnte ich auf die angeführten Gründe hin nicht zu dieser Erkenntniß gelangen, so wäre möglich, daß ich meinen Glauben darum noch nicht fahren ließe, ich wäre aber genöthigt ihn für einen subjectiven Eindruck zu halten. Mein Glaube darf sich unmittelbar auf Gefühl, meine Erkenntniß muß sich unmittelbar auf Vernunftschlüsse stützen.

Diese Unterscheidung zwischen Glauben an Gott oder religiösem Gefühl und Erkenntniß des Daseins Gottes ist unentbehrlich. Der Mensch gelangt erst dann zu ihr, wenn sein Verstand einen gewissen Grad der Entwicklung erreicht hat, dann aber muß sie auch gemacht werden, und zwar aus zweierlei Gründen.

Zuerst dürfen wir nie irgend einem Gefühl objectiven Werth beilegen, so lange unser Verstand die Gültigkeit der Behauptung, die wir auf dieses Gefühl gründen, nicht beweisen kann. Dieß ist eine höchst einfache Regel, die in den täglichen Vorkommenheiten des Lebens fortwährend angewandt, auf religiösem Gebiete aber immer wieder außer Acht gelassen wird. Hier ist es zur Gewohnheit geworden den kalten und trocknen Verstand zu verunglimpfen. Daß der menschliche Verstand kalt und trocken sei, gestehe ich von Herzen gern ein, und bin dessen recht froh, denn, wäre der Verstand nicht kalt, so hätten wir niemals irgend welche Gewißheit, und seine Trockenheit geht mich nichts an, indem ich durchaus keine Früchte von ihm erwarte.

Was ist der Verstand? Man hat einen Unterschied gemacht zwischen Verstand und Vernunft. Vernunft ist der gemeinschaftliche

Name, mit dem wir sämmtliche Anlagen bezeichnen, die den Menschen wesentlich über den thierischen Instinct emporheben. Der Verstand aber ist nichts weiter als ein Controlirungsvermögen, das bei jeder etwas mehr als die einfache Darlegung einer Empfindung enthaltenden Behauptung angewandt werden muß. So trocken ist der Verstand, daß er nichts hervorbringen kann; doch Hervorbringen ist auch keineswegs seine Aufgabe. Er ist nur berufen, alle zusammengesetzten Wahrheiten, die wir zu besitzen meinen, zu controliren. Sagt z. B. Einer, er glaube an die Himmelfahrt Mariä, so hat der Verstand mit dieser Behauptung nichts zu schaffen. Was hätte der Verstand dagegen anzuführen? Jener sagt einfach, er glaube an etwas; man kann dem Menschen eben so wenig verbieten an etwas zu glauben, als man ihm verbieten kann an einem warmen Julitage vor Frost zu zittern. Behauptet eben derselbe nun weiter, Maria sei wirklich gen Himmel gefahren, so ist was er zu behaupten meint, eine zusammengesetzte Wahrheit, denn seine Behauptung schließt Zweierlei ein; erstens, daß er etwas glaube, und zweitens, daß sein Glaube mit der Realität übereinstimme; zu dieser letzteren Erklärung aber hat er ein Raisonnement anwenden müssen. Dieses Beispiel haben wir bloß allgemein zu machen. Man mache die Probe! Sobald wir eine etwas mehr als die einfache Darlegung einer Empfindung enthaltende Behauptung aufstellen, sind wir sogleich auf das Gebiet des Raisonnements übergetreten, und einmal auf diesem Gebiete, steht uns nicht frei, es wieder zu verlassen, um von dort aus auf das Gebiet der Ueberzeugung über zu gehen, ohne daß unser Paß von dem Verstande visirt und legitimirt worden sei, d. h. ohne daß unser Verstand die Richtigkeit unseres Raisonnements gebilligt habe. In absolutem Sinne kann uns der Verstand niemals vor Irrthum wahren, weil er es immer mit den vorliegenden Data zu thun hat. So kann, um bei dem oben gewählten Beispiel zu bleiben, irgend Einem ein Paß auf falschen Namen verabreicht sein, dessen Signalement dennoch mit seiner Person übereinstimmt; in diesem Falle wird der Paß an der Grenze unfehlbar angenommen werden, ohne doch diese Legitimation zu verdienen. So kann auch der Verstand ein Raisonnement auf bestimmt vorliegenden Angaben für vollkommen richtig erkennen; sind aber diese Data bloß so richtig, als sie es in einem

bestimmten Momente sein können, ohne es also in absolutem Sinne zu sein, so kann der Verstand uns nicht vor Irrthum schützen, müßten wir auch zu ihm gelangen auf einem von dem Verstande selbst sanctionirten Wege. Dem Verstande aber deßwegen mißtrauen zu wollen, wäre die Ungereimtheit selbst. Unfehlbarkeit ist dem Menschen nun einmal unerreichbar. Weil eine Dampfmaschine dich in die Luft sprengen kann, wirst du dich ihrer nicht mehr bedienen als kürzesten Reisemittels? Die Frage ist also nicht, ob der Verstand eine absolute und in allen denkbaren Fällen untrügliche Bürgschaft wider Irrthum gewähre, sondern ob es außer dem Verstande noch eine andere Bürgschaft gebe, die uns Gewähr leisten könne, daß wir nicht lauter subjective Wahrheiten besitzen. Ich sage frei heraus, es gibt keine andere Bürgschaft, und ich sage dieß besonders deßwegen, weil es nicht möglich ist, irgend eine Erklärung abzugeben — es müßte denn sein unsrer unmittelbaren Empfindungen — wofür wir keine Verstandesbeweisführung angewandt hätten.

Sobald man nun raisonnirt, versteht sich wohl von selbst, daß man richtig raisonniren, und obendrein daß man wissen müsse ob man richtig raisonnirt habe. Nun wird doch wohl nicht das Herz, oder irgend etwas Anderes, sondern nur der Verstand beurtheilen können, ob das Raisonnement richtig oder nicht richtig sei. Das einzige Vermögen zur Beurtheilung der Richtigkeit einer Gedankenreihe, eines Raisonnements, ist unser Verstand. Der Mensch gelangt, mit Vorbehalt der obengenannten Ausnahme, nur vermittelst der Verbindung von Gedanken (Raisonnement) zu einer Behauptung; mit jeder Behauptung also kommen wir unter die Gerichtsbarkeit des Verstandes. Es ist, meiner Ansicht nach, durchaus nöthig, an diese einfache Wahrheit auf religiösem Gebiet eindringlich zu erinnern. So wahr es für mich ist, daß der Verstand über unsre Empfindungen, über unser Gefühl an sich wenig zu sagen habe, eben so fest bin ich überzeugt, daß keine auf unser Gefühl und unsre Empfindungen gegründete Behauptung, sei sie noch so theuer und noch so erbaulich, der Kritik des nüchternsten und bedächtigsten Verstandes entzogen werden dürfe, und daß von dem Resultat dieser Kritik die Entscheidung über die Frage, ob eine solche Behauptung objectiven Werth habe oder nicht, schlechterdings abhängig gemacht werden

müsse; so wie ich weiter der Meinung bin, der entwickelte Mensch habe solche Behauptungen, von denen er selbst, wenn er aufrichtig ist, erkennen muß, der kalte Verstand könne die Beweisführung, worauf sie sich eigentlich stützen, noch nicht legitimiren, ganz und gar für sich zu behalten.

Im täglichen Leben handelt der entwickelte Mensch der hier gesetzten Regel gemäß, und dieß ermuthigt mich die Forderung an ihn zu stellen, ihr auch auf religiösem Gebiete treu zu bleiben. Wenn ich mich so auf das was der Entwickelte im täglichen Leben zu thun pflegt, berufe, so habe ich bloß den Schein wider mich. Welchen Schein?

Von Jemand, den ich Jahre lang hochgeachtet und geliebt, vernehme ich, er habe sich eine Niederträchtigkeit zu Schulden kommen lassen. Ich untersuche den Grund der Beschuldigung, sofern mir dieß zu thun möglich ist, und finde alle Beweise gegen ihn. Es ist mir nicht möglich ihn von dem auf ihm ruhenden schlimmen Verdacht zu reinigen. Ich behaupte nichtsdestoweniger seine Treue. Dieß aber würde ich ja nicht thun, hätte ich ihm nicht seit Langem Gefühle der Achtung und Liebe gewidmet. Mein kühler Verstand würde ja bei so vielen Beweisen gegen ihn sogleich das Urtheil sprechen. Ist es nun nicht falsch, daß wir den objectiven Werth unsrer Ueberzeugungen von der Kritik des Verstandes abhängig machen?

In derartigen Fällen ist der Schein gegen mich, doch auch nicht mehr als der Schein. Nein, eben die Kritik des Verstandes ist es, die mir das Recht verleiht, im Glauben an meinen Freund zu verharren. Bei der Entrüstung, welche die obengenannte That an sich in mir erregen würde, es sei gegen den Angeklagten, es sei gegen den Kläger, bleibt mein Verstand kühl, und bringe ich nun vor diesen Richter, sei es eine Verurtheilung, oder eine Freisprechung, so sagt eben der kühle Verstand: die Beweisführung, die dich zu einem von Beiden gebracht, ist nicht richtig; denn, verurtheilst du, so bringst du dem auf deinem Freund ruhenden schweren Verdacht gegenüber, die jahrelange Erfahrung nicht in Anschlag, welche gegen die Möglichkeit einer solchen von ihm verübten That zeugt; und, sprichst du deinen Freund schlechthin frei, so lässest du dagegen den

schweren Verdacht außer Acht, der wieder deiner langen Erfahrung gegenüber steht. Du mußt also dein Urtheil aufschieben, und nach sorgsamer Vergleichung sehen, was am Schwersten bei dir in die Wagschale falle, ob deine alte Erfahrung, oder der neue Verdacht, und mußt diesen deinen vorläufigen Schluß in deinem Urtheil genau ausdrücken.

Ist nun der Fall denkbar, daß ich mit dem vollsten Rechte ausschließlich auf Grund der Kenntniß, die ich selber von meinem Freund besitze, die Grundlosigkeit der gegen ihn geführten Beschuldigung behaupte, so werde ich das Recht dazu doch allein daher nehmen, daß sich kein Fehler in die Folgerung eingeschlichen habe, wodurch ich, meine Erfahrung der Beschuldigung Anderer gegenüber stellend, zur Ueberzeugung seiner Unschuld gelangt bin.

Die Erfahrung lehrt uns, der Entwickelte lege erst dann seiner Ueberzeugung objectiven Werth bei, wenn sein Verstand das Raisonnement, das ihn zu dieser Ueberzeugung geführt, billigen kann. Ein Sophismus wäre es hiergegen anzuführen, der Verstand werde immer sein eigenes Raisonnement billigen, da es eben nur unser Verstand sei, der raisonnire. Es verhält sich nämlich so; den Weg, welchen der Verstand für einen *bestimmten* Beweis eingeschlagen, stellt er dem Wege gleich, den er für *Beweisführung* im *Allgemeinen* als den wahren erkannt hat; und welche Ungereimtheit läge hierin?

Bleiben wir aber nicht zu viel auf abstractem Gebiet, indem wir vom Verstande reden, als wäre er ein unabhängiges, für Alle nach demselben Gesetze handelndes Tribunal? Es verhält sich ja ganz anders. Dein Verstand macht andere Forderungen als der meinige. Die deinem Verstande genügende Beweisführung heißt meinem Verstande ungereimt. Wir haben also in dem Verstande einen bloß willkürlichen Maßstab.

So ist es allerdings, für jetzt wenigstens, und wir leiten die dringende Nothwendigkeit daraus her, zur Uebereinstimmung zu gelangen in Betreff der Methode, die wir zu befolgen haben, um Wahrheit zu finden. Diese Methode aber ist für mich nicht mehr ungewiß. Ich sage es deßhalb meinem geachteten Lehrer, Prof. Opzoomer, mit voller Ueberzeugung nach: „Wahrheit ist Alles, was

aus unsern Empfindungen, ohne daß sie von andern Empfindungen widersprochen werden, der Methode der Naturwissenschaften gemäß, deducirt worden ist, und was überdieß zu Voraussagungen in Stand setzt, die von der Zukunft bestätigt werden." ... „Nicht soll nur eine Naturwissenschaft unser Vorbild sein; unser Blick muß auf jegliches Arbeitsfeld schauen, wo der Mensch Untersuchung gesäet und unzweifelhafte Erkenntniß geerntet hat;" so wie ich ebenfalls die beste Vertheidigung jener Methode in diesen Worten ausgesprochen finde: „sie hat bereits zu Untersuchungen geführt, welche die Menschheit gefördert, welche sie weiser, besser und glücklicher gemacht haben."

So werde denn dieser Methode gemäß gehandelt, ohne daß man vorher frage, welche Art der Gewißheit sie uns ermögliche. Da ich mich hier jedoch weder auf ihre Beschreibung noch auf ihre ausführliche Apologie einlassen darf, so entgegne ich auf die so angeführte Einwendung lieber dieses: Führen wir hier keinen Streit über die Methode, stelle Jeder sich nur die Forderung, auf religiösem Gebiet keinerlei Behauptungen zu äußern, die sich vor seinem Verstande, wie er einmal ist, nicht rechtfertigen lassen und deren zu Grunde liegende Beweisführung er nicht vor Solchen legitimiren kann, an deren klarem Verstande zu zweifeln er kein Recht hat. An dieser Gewissenhaftigkeit aber fehlt es eben! Der Orakelton ist so verführerisch. Man glaubt sich so gerne im Besitze des höchsten Wissens, und achtet es dann oft unter seiner Würde, in Ungewißheit und Kritik herumzuirren. Prediger namentlich sind hier großen Verlockungen ausgesetzt.

Meine Anpreisung einer auf alle unsre religiösen Aussagen anzuwendenden Verstandeskritik ist hiemit noch nicht zu Ende. Ich wünsche sie natürlicher Weise ebenfalls auf die Motive die uns zuweilen zu religiösen Aussagen führen, ausgedehnt zu sehen. Nichts gewöhnlicher als hier die Bedürfnisse des Herzens anführen zu hören, als redete man von etwas Objectivem, aus dem nur legitime Schlüsse abzuleiten wären. Die Bedürfnisse des menschlichen Herzens zu bestimmen, bedarf es aber einer umfangreichen Menschenkenntniß, die nicht am eigenen Heerde, allerdings nicht in der Studirstube, eben sowenig aber ohne anhaltendes philosophisches Studium

der Geschichte zu erreichen ist. Mit großer Anmaßung reden Einige von den Bedürfnissen des menschlichen Herzens, während sie die Geschichte nur sehr oberflächlich und fehlerhaft kennen. Und doch ist es die Geschichte allein, die, nur Eins zu nennen, uns lehren kann, welche Bedürfnisse vorübergehend und also unwesentlich, welche hingegen bleibend oder wesentlich genannt werden dürfen.

Es bedarf schließlich kaum der Erwähnung, daß das Maß, wonach die Verstandeskritik unsern religiösen Aussagen günstig lautet, keineswegs in gleichem Verhältniß zu dem Maß unsers religiösen Gefühls stehe. Wenn unser Verstand z. B. die Erkenntniß des Daseins Gottes durchaus und auf die Dauer abwiese, so würde mein Glaube an Gott bald zu versiegen anfangen und zuletzt ersterben; wenn unser Verstand das Recht zu dieser Erkenntniß zwar nicht bestritte, es aber ebenfalls auf die Dauer als im höchsten Grade zweifelhaft erklärte, so bliebe mein religiöses Gefühl an sich ebenso wenig am Leben. Dieß Alles ist vollkommen wahr; ich habe es früherhin nicht immer eingesehen, doch bin ich dessen mir jetzt lebhaft bewußt, und wünsche demgemäß meine Auffassung von dem Dualismus zwischen Glauben und Wissen zu modificiren. Glauben und Wissen können einander nicht absolut entgegengesetzt sein, ohne daß der Glaube zurückweiche; der Einfluß der Wissenschaft ist dazu zu mächtig. Doch wird hiemit nicht aufgehoben, daß, wie ich mich so eben ausdrückte, das Maß, in welchem die Kritik für meine Erkenntniß des Daseins Gottes günstig lautet, nicht immer in gleichem Verhältniß zu dem Maße meines religiösen Gefühls zu stehen brauche. Ich habe bereits zwei Fälle genannt, wo diese Gleichheit des Verhältnisses Statt finden wird; ein dritter Fall aber ist möglich, ja meiner Ueberzeugung nach, hier wirklich vorhanden. Wie steht es damit? Aus unsrer empirischen Untersuchung ist hervorgegangen, daß die Kritik der auf unser religiöses Gefühl basirten Aussage das wohl Begründete dieser Aussage nicht leugnete, nicht zweifelhaft machte, sondern im Gegentheil zu hoher Wahrscheinlichkeit erhob. Zu hoher Wahrscheinlichkeit! Nun behaupte ich, der Umstand, daß wir hier der vollkommenen Gewißheit, der vollkommenen Evidenz entbehren, brauche den vernünftigen Menschen nicht abzuhalten, ein sehr warmes religiöses Gefühl in sich zu hegen. Dieses Gefühl ist nicht

auf dem Wege des Raisonnements in mir entstanden. Ginge aus dem Raisonnement seine Illegitimität hervor, so müßte ich es Preis geben; ginge aus dem Raisonnement die Ungewißheit seiner Legitimität hervor, so vermöchte ich es eben so wenig auf die Dauer zu hegen; nun aber das Raisonnement die hohe Wahrscheinlichkeit seiner Legitimität darthut, nun brauche ich mir doch keine Gewalt anzuthun, nun brauche ich mir doch nicht aufzuzwingen, ich müsse lau bleiben, bloß weil das gute Recht dessen, was ich auf dem Grunde jenes Gefühls behaupte, nicht vollkommen evident ist. Ich gebe noch einmal zu, daß, wenn mein religiöses Gefühl an sich nicht kräftig ist, das Bewußtsein, auf diesem Punkt nicht mehr als Wahrscheinlichkeit erlangt zu haben, nicht sehr günstig auf mein Gefühl zurück wirken werde; doch es ist ja eben so deutlich daß, besäße ich hier auch die höchste wissenschaftliche Gewißheit, hätte ich eine dem Menschen übrigens unerreichbare Evidenz hinsichtlich des Daseins Gottes, dieses an sich doch nicht im Stande wäre, das religiöse Gefühl warm und lebendig in mir zu erhalten. Ein Gefühl entspringt nicht allein aus wissenschaftlicher Evidenz oder läßt sich durch dieselbe mit neuer Kraft beseelen. Zu diesem Erfolg wird die Wirkung zahlloser anderer Ursachen erfordert. Vortrefflich sind die Worte Opzoomers: „Die wahre Apologie der Religion muß Paedagogie sein, Erziehung zu jenem wahren Standpunkt der Entwicklung, wo sich das religiöse Gefühl von selbst erzeugt." Trefflich; und dazu müssen wir die Apologie auch mit Bezug auf uns selbst machen. Wir müssen uns selbst erziehen und uns solchen Anlässen aussetzen, die das religiöse Gefühl wohlthuend berühren können.

Daß wir für die Erkenntniß des Daseins Gottes nicht mehr als hohe Wahrscheinlichkeit beibringen können, braucht um so weniger die kräftige Wirksamkeit des religiösen Gefühls zu hemmen, als wir uns deutlicher bewußt sind, daß es zuerst ausschließlich der Lebendigkeit dieses Gefühls zu verdanken sei, daß wir heut zu Tage als wissenschaftlich Entwickelte uns nicht in vollständiger Ungewißheit über Gottes Dasein befinden. Wollte, indem wir sie persönlich auftreten lassen, die Wissenschaft sich einmal herausnehmen, zu der Religion des Menschen so zu sprechen: dir gebührt ein

kümmerliches Dasein, weil ich dein gutes Recht nur wahrscheinlich machen kann, so könnte ja die Religion mit vollstem Rechte antworten: wohl gesprochen! du würdest aber einen bedeutenden Schatz entbehren, wenn ich kein gesundes und blühendes Aussehen hätte. Spräche umgekehrt das religiöse Gefühl zur Wissenschaft: ich werde schweigen, weil du meinen Inhalt nur höchst wahrscheinlich machen kannst, so wäre die Wissenschaft an der Reihe zu antworten: du sprichst sehr thöricht; schweigst du, so bin ich auf dem wichtigsten Theil meines Gebietes zu lauter Unwissenheit verurtheilt.

Fahren wir also fort, unserm religiösen Leben Nahrung zu verleihen, es wird ohne Gefahr sein, so lange wir nur nicht behaupten, auf der Basis dieses Lebens den höchsten Grad der Erkenntniß oder Gewißheit in Betreff der übersinnlichen Dinge zu besitzen. Fahren wir fort zu erkennen, daß wir es in unsrer religiösen Wissenschaft nicht weiter als zur Wahrscheinlichkeit zu bringen vermögen, so hat dieß wiederum keine Gefahr, so lange unser religiöses Gefühl kräftig ist, d. h. so lange wir für unsre normale Entwicklung als Menschen gehörig Sorge tragen. Und ob Jemand fragte, warum wir neben unsrer wissenschaftlichen Betrachtung der Dinge noch eine religiöse Betrachtung derselben Dinge behaupten, so gut als eine ästhetische, so antworten wir einfach: weil wir nicht nur wissenschaftlich oder ästhetisch, sondern religiös sind.

VIII.

Die Basis, wir wiederholen es, ist nunmehr gegeben; allein dabei dürfen wir uns nicht beruhigen. Das religiöse Gefühl nach seinem allgemeinsten Inhalt gedacht, ist nun festgestellt, wir müssen aber diesen Inhalt auch im Einzelnen darzulegen suchen. Der dazu einzuschlagende Weg ist derselbe, dem wir bisher gefolgt: Analyse des religiösen Gefühls selbst und Prüfung des Zeugnisses unsrer übrigen Wissenschaft.

Das religiöse Gefühl ist Abhängigkeitsgefühl. Die Geschichte weist uns diese Definition an: folglich ist sie keine willkürlich gewählte. Dieß ist schon so oft gezeigt worden, daß wir nicht länger dabei zu verweilen brauchen. Doch kann nicht nachdrücklich genug eingeschärft werden, daß jede schiefe Bedeutung dieser Definition

fern bleibe. Reden wir hier von Abhängigkeitsgefühl als identisch mit religiösem Gefühl, so denke man ja nicht an eine gewisse Passivität oder Furchtsamkeit, die vor höherem Bewußtsein der eigenen Kraft schwinden müßte. Unverkennbar offenbart die Religion in ihren allerersten Formen diesen Karakter, wie sie ihn auch in späteren Formen noch nicht ganz verleugnet, doch sehen wir ihn fortwährend im Abnehmen begriffen und treffen ihn bei Entwickelten nicht mehr an, deren Frömmigkeit doch über jeden Zweifel fest steht. Auf diesem Erfahrungsgrunde also — denn wir beharren bei unsrer rein empirischen Methode — gehört Passivität oder Furcht nicht zum Wesen des religiösen Gefühls. Trägt es diesen Karakter seinem Wesen nach nicht an sich, und ist nur zweierlei Art des Abhängigkeitsgefühls denkbar, so muß das dem religiösen Gefühl identische Abhängigkeitsgefühl moralischer Natur sein. Und so ist es allerdings. Der Religiöse fühlt sich abhängig von einem Wesen, das eine moralische Ueberlegenheit über ihn ausübt. Er blickt auf zu seinem Gott, nicht wie ein Sklave zu seinem Herrn, sondern wie der Jüngere zu dem Aelteren, wie der Schwächere zu dem der ihn stützt, wie der Unentwickelte zu einem vernünftig sehr entwickelten Menschen, oder endlich wie ein moralisch schwaches Geschöpf aufblickt zu dem, den sein kräftiger Wille zu großen sittlichen Thaten befähigt.

So wird der Religiöse vermöge seines Abhängigkeitsgefühls, nun in letzterem Sinne aufgefaßt, von selbst dahin geführt, dem Wesen, dessen Dasein das religiöse Gefühl ihn kennen lehrt, die höchste Verehrung zu widmen, eine Verehrung, die unwillkürlich zur Anbetung wird. Solche Anbetung aber wäre nicht möglich, stellte er sich jenes höhere Wesen nicht als das absolut vollkommene Wesen vor. Diese Vorstellung aber wird selbstverständlich durchaus bedingt von der Entwicklungshöhe, worauf der, welcher sich die Vorstellung macht, in einem gegebenen Momente sich befindet. Wollen wir also jetzt für uns selbst, vermöge der Analyse unseres religiösen Gefühls, zu einer einigermaßen richtigen Definition des Wesens, dessen Dasein jenes Gefühl uns kennen lehrte, gelangen, so haben wir uns zu fragen: was ist in unsrer Zeit, und die Entwicklung unsrer moralischen Begriffe in Betracht gezogen, die höchste an irgend einem

Wesen uns denkbare Vollkommenheit? Ist auf diese Frage die Antwort gefunden, so werden wir ebenfalls wissen, wie wir, von der Natur unseres religiösen Gefühls ausgehend, uns Gott vorzustellen haben.

Lange vielleicht hätten wir nach solcher Antwort geforscht, oder vielmehr es ist eine eitle Frage ob wir sie je gefunden hätten. Wie dem sei, die christliche Tradition unter deren Einfluß wir herangewachsen, und deren Werth auch in anderer Hinsicht wir bereits angezeigt, weist uns eine der eben gestellten Forderung genügende Antwort an. Sie sagt uns: Gott ist die Liebe. Dankbar eignen wir uns dieses Wort an, denn je tiefer wir nachdenken, desto klarer wird uns bewußt, daß Liebe für uns eins sei mit der höchsten Vollkommenheit. Sie ist eins mit der höchsten Macht, keine Macht unwiderstehlicher als die Macht der Liebe. Sie ist eins mit der höchsten Weisheit, die Weisheit der Liebe allein ist ihres Namens würdig. Sie ist eins mit der höchsten sittlichen Reinheit, denn gut zu sein ist lieb zu haben; mit der Unendlichkeit, denn die Liebe kennt keine Grenzen; mit der kräftigsten Persönlichkeit, denn niemals tritt mehr das eigene Selbst hervor, als wenn man sich aus Liebe Andern hingibt.

Ich glaube nicht, daß Alles dieses noch irgend einer Beweisführung bedürfe. Wenden wir uns allein an unser religiöses Gefühl, trachten wir den Inhalt dieses Gefühls, wie es sich bei den entwickeltsten Völkern Europas offenbart, in einer Lehre darzulegen, so ist es wohl unmöglich, den Gott, zu dessen Verehrung und Anbetung wir uns gedrungen fühlen, nicht das vollkommenste Wesen zu nennen, und eben so unmöglich die Vollkommenheit dieses Wesens in irgend etwas Anderm als in der Liebe zu gründen. Was ist der umfassendste Verstand ohne Liebe? Was die unumschränkteste Macht ohne Liebe? Was ein lebendes Wesen ohne Liebe? Dieß ist so wahr, daß, dürfen wir uns Gott nicht als die höchste Liebe denken, unser Abhängigkeitsgefühl sogleich verschwindet, in dem Sinne den wir diesem Worte zuerkannt. Denn, ist Gott nicht länger die Liebe, so vermag seine moralische Ueberlegenheit uns auch nicht länger Ehrfurcht einzuflößen, indem nichts uns mehr abhalten könnte, zu solchem Schein-Gott zu sagen: Du bist nicht der höchste Verstand, denn,

da Du selbst nicht die Liebe bist, verstehst Du nicht was das Höchste ist in der ganzen Welt, und eben so wenig verstehst Du das Tiefste, das nur die Liebe verstehen kann. Du bist nicht die höchste Macht, denn wiederum, da Du selbst nicht die Liebe bist, so kannst Du mich nicht zur Liebe zwingen; Du kannst über mich herrschen, gewaltthätig mir Alles rauben, mein Naturleben in mir vernichten, Deine Macht aber reicht nicht an meine innerste Persönlichkeit, sie reicht nicht so weit, daß ich Dir etwas willig zum Opfer brächte. Das schwächste deiner Geschöpfe, das da liebt, ist mächtiger als Du bist. Was heißt es, Welten in's Dasein zu rufen, wenn Dein Geschöpf sein Herz Dir, der Du nicht die Liebe bist, vorenthalten kann? Endlich, Du bist nicht das höchste Leben, denn selbst ohne Liebe, kennst du nicht die höchste, die vielseitigste, die heiligste Lebensoffenbarung.

So können wir aus der Unzulässigkeit jeder andern Vorstellung vor dem religiösen Gefühl die Nothwendigkeit darthun, uns das vollkommene Wesen als die höchste Liebe zu denken. Und auf das Wort uns muß hier einiger Nachdruck gelegt werden. Des Menschen religiöse Ideen sind von seinen moralischen Ideen nicht zu trennen. Wir haben nun einmal moralische Ideen der Art, daß Liebe uns als die höchste Vollkommenheit vorkommt, also daß nichts oder Niemand, dem Liebe fremd bleibt, irgend ein Gefühl der Verehrung oder Anbetung in uns hervorzurufen vermag. Materielle Kraft läßt uns kalt. Jupiter Olympios bewundern wir bloß als Kunstwerk; der Gott selbst ruft ein Lächeln bei uns hervor. Verstandesüberlegenheit flößt uns nur kühle Bewunderung ein, wofern sie nicht verbunden ist mit sittlich vortrefflichen Eigenschaften. Wir sagen also nicht zu viel, wenn wir, jetzt noch ausschließlich auf die Forderungen unseres religiösen Gefühls Achtung gebend, und dieses Gefühl aufgefaßt als Bedürfniß der Verehrung, der Anbetung dessen, was wir uns als das vollkommene Wesen denken müssen, freimüthig behaupten: entweder kein Gott, oder ein Gott dessen Wesen Liebe ist. Um so mehr, weil nun alle übrigen Eigenschaften, deren Idee mit der des vollkommenen Wesens enge verbunden ist, eine eben so unsre Verehrung und Liebe hervorrufende Bedeutung erlangen. Erstens ist es nicht mehr als natürlich, uns die höchste Liebe als unendlich, als allmächtig, als vollkommene Weisheit, als die Heilig-

keit selbst zu denken; ist doch die Liebe alles dieses kraft ihrer Natur; sodann aber vermögen wir die Unendlichkeit, Allmacht, Weisheit und Heiligkeit nur dann anzubeten, wenn sie die Unendlichkeit der Liebe, die Allmacht der Liebe, die Weisheit und die Heiligkeit der Liebe sind. Von der Liebe getrennt, vermögen diese Eigenschaften nur schweigendes Staunen in uns zu erregen.

Wir wiederholen also: für uns, auf unserm Standpunkt moralischer Entwicklung ist kein Gott, oder ein Gott, dessen Wesen Liebe ist.

Und diesen Standpunkt können wir nicht als einen zufälligen, einen vorübergehenden betrachten. Zuerst, weil er nicht unter einem momentanen Einflusse ins Leben getreten, sondern vermöge einer sehr langsamen, geschichtlichen Entwicklung geworden ist, was er nun ist; doch nicht minder deßhalb, weil er im Princip schon bei den Ausgezeichnetsten des Alterthums gefunden ward, und sich sogar dort geltend gemacht hat, wo die Dogmatik an sich zu einer ganz andern Vorstellung geführt haben müßte. Der Gott, den Plato den Kindern verkündigt haben will, ist, laut seiner Schrift de Republica ein Gott der Liebe. Ein Gott der Liebe ist eben so der Jehovah, wie ein Jesajah ihn seinem Volke darstellte. Und im Mittelalter, da Gott selbst in erster Instanz ein kaiser- und papstartiges Wesen war, hat das Bedürfniß nach Verehrung der höchsten Liebe sich behauptet und offenbart in der Anbetung des leidenden Gottmenschen und der Mutter Gottes voller Huld und Gnade. Ist nicht auch der pietistische und herrnhutische Christusdienst ein neuer Beweis für die Wahrheit unserer Behauptung; war er nicht zum Theil Reaction gegen die Gotteslehre der Protestanten?

Wir sind indessen weit entfernt zu glauben, unsre Untersuchung wäre hiemit zu Ende gebracht. Unserer empirischen Methode treu, haben wir nicht nur unsere Kenntniß des religiösen Gefühls, sondern auch unsere übrige Wissenschaft zu befragen, bevor wir uns zu irgend einer Behauptung über Gott berechtigt glauben. Ob unsere Wahrnehmung der Realität im Widerspruch mit der Erkenntniß des Daseins Gottes sei? so fragten wir, als es sich um die Bestimmung des objectiven Werthes handelte, der dem Zeugniß des religiösen Gefühls im Allgemeinen gebührt. Jetzt muß die Frage ge-

stellt werden, ob unsere Wahrnehmung der Realität sich unserem religiösen Gefühl etwa widersetze, so oft dieses Gefühl bezeugt: Gott ist die Liebe. Diese Frage berührt nicht die Philosophie, sondern die Religionslehre. Sie forscht nicht nach der Beziehung des Ganzen der endlichen Dinge, oder der Welt, zu dem unendlichen Wesen; sie sucht nur zu entdecken ob die Realität, so weit wir sie kennen, so sei wie wir zu erwarten berechtigt sind, wenn wir das Bekenntniß: Gott ist die Liebe, auf die Lippen nehmen. Denn diese Behauptung schließt ja ein, daß Gott sich als ein Gott der Liebe offenbare; was wäre eine Liebe, die sich nicht offenbarte? Nun sind Natur und Menschheit die einzige Offenbarung, die wir von Gottes Liebe erhalten können; diese Offenbarung in der obengenannten Absicht zu befragen, ist deßhalb eine Pflicht, die wir nicht versäumen dürfen, wo wir uns den Weg auf dem wir zu unserer religiösen Ueberzeugung gelangt sind, klar zu machen suchen.

Keiner der nicht sogleich fühlte, daß, wo wir Natur und Menschheit zu befragen haben, die Menschheit weit mehr als die Natur unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, da es namentlich erstere ist, die so manches Bedenken gegen unser Bekenntniß laut werden läßt. Nicht als gebe gerade die Betrachtung der Natur und bestimmter noch der Thierwelt in dieser Hinsicht keine Ursache zu gar manchem rechtmäßigen Zweifel; auch hier trifft man auf Räthsel, die mit Recht hervorgehoben worden sind, und deren befriedigende Lösung mir bis auf diesen Augenblick unbekannt geblieben; wir hegen aber dennoch die Ueberzeugung, daß, predigte die Menschenwelt uns mit unumstößlicher Gewißheit einen Gott der Liebe, die Räthsel der Thierwelt nicht hinreichen würden, das freudige Bekenntniß der Liebe Gottes von unsern Lippen zu wehren. Diese Bemerkung sei unsre Rechtfertigung, wenn wir bloß den wichtigsten Theil der Offenbarung Gottes, seine Offenbarung in der Menschheit, zum Gegenstande unsrer Untersuchung machen.

Keine leichte Aufgabe fürwahr! Denn wem wäre es noch ein Geheimniß, daß eine nicht einmal oberflächliche Betrachtung der Menschenwelt uns nimmermehr einen Gott der Liebe zu predigen scheint, und, „wir verstummen [1]) und unsre Fassungskraft mit uns

---

[1]) Worte aus Busken Huet's Predigten. (Kanzelreden, S. 77 ff.)

vor den Mysterien in den Lebensschicksalen von Individuen und Personen. Kein Sperling fiele zur Erde ohne den Willen unsers Vaters? und in der Natur um uns her, Hand in Hand mit einer Liebe, so groß wie die der sorgsamsten Mutter, sehen wir eine Grausamkeit und Härte walten, vor der sogar die boshafteste Stiefmutter beim Mißhandeln des Geringsten ihrer Verstoßenen zurückschrecken würde; sehen wir das Feuer und die Wellen und sämmtliche Elemente, losgelassenen Teufeln gleich, wüthen wider Jung und Alt, wider Schuldige und Unschuldige, wider Hochbegabte und Blödsinnige. Gott hätte ein Herz auch für unsern leisesten Schmerz und auch die Haare unsers Hauptes wären alle gezählt? — Und in der menschlichen Gesellschaft, der wir angehören, erblicken wir zwar eine Schaar Glücklicher und Bevorzugter, daneben aber eine zahlreichere Schaar Bedürftiger und Elender, Märtyrer des Ueberflusses Anderer, lebenslänglich zum Dulden Verurtheilter, aller Nahrung für Geist und Herz Beraubter, ohne Luft zum Athmen, ohne Brod beinahe für ihre Kinder. Weiß unser Vater weß wir bedürfen? Wird uns gegeben das warum wir bitten? Und zwanzig, fünfzig Jahre schon flehen wir ihn täglich um dasselbe an; nicht um Gold, oder Ehre, oder Eitelkeit, nicht um das, was unsrer Seele Schaden brächte, sondern um einen Funken Lebensgenuß, eine Handvoll Sonnenstrahlen auf unserm Wege, eine Stelle wo wir das Haupt hinlegen könnten; doch noch immer vergebens. Demüthig wie der Sclave sich krümmt vor dem Angesicht seines erzürnten Meisters, mit Vernichtung unsrer selbst, mit Verleugnung aller eignen Würde, flehten wir ihn oft an, uns den Segen zu lassen, oder uns das theure Wesen zurückzugeben, das er selbst uns zum Geschenke gab, an dessen Besitz seine eigene Güte uns gewöhnte, von dem er wußte, es sei uns unentbehrlich, um fest zu bleiben Angesichts der Versuchung, um bei unsern guten Vorsätzen zu beharren, um besser und frömmer zu werden; und siehe, er blieb so taub gegen unsre demüthigen Bitten, wie ehedem Baal gegen das wahnsinnige Heulen seiner abergläubischen Priester. Sind dieß Empfindungen meiner Einbildungskraft, phantastische Nachtmährchen?"

Nein, leider nicht! Und noch ist nicht der tausendste Theil gesagt von dem, was hier gesagt werden könnte. Und sei auch diese

Sprache nicht frei zu sprechen von Leidenschaftlichkeit, sie ist vergleichungsweise zurückhaltend, wenn man erwägt, was für Zustände es sind, deren Wahrnehmung sie jedem denkenden Menschen täglich einflößt. Ich erachte es sei überflüssig, meinen Pinsel in die düstersten Farben zu tauchen zur Schilderung einer Realität, die doch niemals düster genug abgemalt werden kann. Was frommt es, uns die schauerlichen Scenen vorzuführen, die wir sehen, von denen wir hören, und die doch nur erst ein schwaches Schattenbild sind des großen jammervollen Ganzen von Elend, Schuld und Reue, dessen Vermuthung allein schon uns durch einen Inferno wandern läßt, weit angreifender noch, als das angreifende Gedicht des mittelalterlichen Dichters. Alles was sich wider den Glauben an einen Gott der Liebe anführen läßt, ist gesagt worden; die Welt, die Geschichte der Menschheit wiederholen es noch täglich, verkünden es mit lauter Stimme. Was soll nun hiebei unser Schluß sein? Müssen wir, das Zeugniß unseres religiösen Gefühls auf die eine, das Zeugniß der Realität auf die andere Seite stellend, nun behaupten, Dieses mache Jenes zu einem trügerischen Sirenengesang, von dem der Verständige sich nicht länger bethören lasse?

Ich glaube nicht.

Wohl bin ich jenen optimistischen Anschauungen der Welt und der Geschichte, bei denen Viele, wie es scheint, sich zu beruhigen vermögen, in hohem Grade abgeneigt. Es kostet mich sogar Mühe sie zu toleriren, weil sie in meiner Schätzung wenigstens auf einer oberflächlichen Kenntniß der Realität, so wie sie ist, beruhen und gewöhnlich mit naiver Eingenommenheit für die eigne Lage und das eigne Schicksal zusammenhängen. Ich sage es offen, die aufrichtige und unparteiische Wahrnehmung eines beträchtlichen Theiles der Wirklichkeit führt mich zur Ueberzeugung, daß dieser Theil der Realität sich am Besten durch die Voraussetzung erklären lasse, nicht göttliche Liebe, sondern göttliche Willkür beherrsche uns. Keine der vielen Beweisführungen, wodurch so manche Theodicee der Welt Leiden und Schuld mit der Erkenntniß von Gottes Liebe in Einklang zu bringen sucht, kann so viel ich sehe vor der Kritik bestehen. Nur eine Probe zum Beweis. Hat doch jene Beweisführung den größten Rechtsschein für sich, deren Schluß dieser ist: das Böse geschieht, das Leiden ist un-

verkennbar, Beide aber zeugen nicht wider Gottes Liebe, indem ja Gott so oft Gutes aus Bösem hervorgehen läßt. Herrliche Wahrheit zwar, allein nichtswürdiger Beweis. Denn wohlbesehen, kommt diese Beweisführung auf Folgendes hinaus: Einem der nicht schreiben kann und es höchst wahrscheinlich niemals gelernt hätte, schneide ich die Fingerspitzen ab; nichts desto weniger darf er meine Freundschaft nicht in Zweifel ziehen, denn seit ihm die Finger fehlen, hat dieses Uebel das Gute hervorgebracht, daß er mit den Zehen zu schreiben sich geübt hat. Allerdings, wäre die Welt von einem bösen Gott erschaffen worden, und hätte der Gott der Liebe dann aus ihr gemacht was Er konnte, Alles so viel nur möglich zum Besten lenkend, dann würde der Umstand, daß das Elend oft die Ursache des wahren Glücks, und die Sünde die Ursache der höchsten Heiligkeit ist, uns sogleich zum Bekenntniß bringen: die Gottesregierung offenbart uns einen liebreichen Gott. Doch nun? Nein, nicht vergebens ist das Leiden. Ohne den Schmerz wäre auch das Herrlichste nicht entkeimt; die Passionsblume hat manchen Kelch erschlossen, deren Duft uns dauernd erquickt, allein, giebt mir dieß eine Theodicee? Denn, mag auch in den gegebenen Umständen das Leiden kräftig zum Guten wirken, und die Sünde die Bedingung höherer Vollkommenheit sein, wer hat die Umstände erschaffen? Ich nicht und du nicht, sondern Gott allein. Ohne moralischen Kampf kein Sieg, ohne das uns umringende Elend kein Mitleiden, ohne Schmerz kein Mann der Schmerzen! . . . O ich weiß es; war aber der Allmächtige an diese Bedingungen wie an ein Fatum gebunden? Wer hat sie Ihm vorgeschrieben?

Genug zum Beweis, auch diese Theodicee mache das Problem nur noch verworrener als es ursprünglich schon ist. Und jede Theodicee wird an diesem Uebel leiden, denn keine wird es je weiter bringen können als zum Aufweisen der absoluten Nothwendigkeit und des hohen Nutzens der Leiden und Kämpfe unseres Geschlechts. Und dann wird ja stets unsre Antwort lauten müssen: eben daß diese Nothwendigkeit besteht, daß der beabsichtigte Zweck nur auf diesem Wege erreicht werden konnte, eben dieß ist die große Schwierigkeit für den Glauben an einen Gott der Liebe.

Oder wäre es möglich, sich bei der von Etlichen angenommenen

Lösung des Räthsels zu beruhigen? Das Böse, so heißt es, das Böse in der Welt komme auf Rechnung des Satans, des Fürsten dieser Welt! Kindische Rede! Auf wessen Rechnung käme dann der Satan selbst? Das Böse, so behaupten Andere, sei unvermeidliche Folge unsrer moralischen Freiheit, eines an und für sich so großen Gutes, daß die göttliche Liebe es uns nicht vorenthalten durfte. Nicht weniger kindisch! Ein schönes Capital, das so mißliche Zinsen abwirft. Ueberdieß, steht es denn so über allen Zweifel fest, daß wir jenes hochgelobte liberum arbitrium wirklich besitzen? Doch dieses noch dahingestellt, konnte wirklich die menschliche Natur von Anfang an nicht so eingerichtet werden, daß sie Gottes Absicht erfüllte, auch ohne daß ihr Wahlfreiheit verliehen wurde, so ist der ganze der Erschaffung des Menschen zu Grunde liegende Plan ein äußerst fehlerhafter und wahrlich nicht geeignet, mich zur Anbetung der Weisheit und Liebe Gottes zu führen.

Soll man nun schließlich mit Paulus sagen, der Lehm dürfe dem Töpfer keine Rechenschaft abfordern? Sehr wahr; — eine traurige Lösung jedoch. Denn sind wir nicht mehr als Lehm, wie sollten wir uns je zu irgend einem Glauben betreffend Gottes Absichten oder Gesinnungen erheben? Soll ich aber Gottes Liebe anbeten, so muß ich auch mehr sein, als ein stummes Werkzeug in seiner Hand.

Ich wiederhole also das so eben Eingeräumte: ein beträchtlicher Theil der Realität läßt sich nicht besser erklären, als durch die Annahme eines über uns herrschenden, blind waltenden Fatums.

Weisen wir nun trotz dem Allen die Nothwendigkeit der Leugnung der Liebe Gottes als Consequenz unserer Wissenschaft der Geschichte und des menschlichen Lebens ab, so thun wir dieß allein deßwegen, weil wir keine Hypothese annehmen können, die nicht allen Erscheinungen, wofür sie ersonnen, Rechnung trägt, und weil wir das Annehmen eines willkürlichen Fatums für eine solche unbefriedigende Hypothese zur Erklärung der Welt halten müssen.

Denn, neben dem Leiden und der Sünde, die unsern Glauben darniederbeugen, gibt es ja so viel in dieser Welt, das uns mit rührender Beredtsamkeit auffordert, an Gottes Liebe zu glauben und diese Liebe anzubeten. Man braucht das Herz dem uns umringenden

Elend nicht zu verschließen um anzuerkennen, daß es Augenblicke gibt, die das Dankgebet uns auf die Lippen legen: Gott, Du bist die Güte! Es gibt gar manchen selbstsüchtigen Genuß, oft ist unsre dankbare Stimmung nicht frei von Egoismus; wäre es aber darum weniger wahr, daß es auch reine Freude gibt, Freude, die wir uns später nicht vorzuwerfen haben, eine Freude, die wir unmöglich als etwas Zufälliges annehmen können, sondern bei der uns zu Muthe ist als wäre es ein Gott, der uns segnet, weil wir uns nicht nur glücklich, sondern gesegnet fühlen und gesegnet mit einer alle menschliche Freundlichkeit weit übersteigenden Milde.

Ließe sich wirklich aus dem Leiden der Welt auch nur ein Zweifel an Gottes Liebe erheben, dem nicht ein Segen gegenüber stände, der unser Herz zum Glauben an Gottes Liebe stimmt? Hier wird die Jugend das Opfer der Verführung; dort aber ist sie eine reine Lilie, die man nicht betrachtet, ohne selbst reiner zu werden. Hier ist ein in Folge von Erziehung oder Verhältnissen verdorbenes Leben, das, in seinem Anfange einem breiten Strome gleich, zuletzt im Koth ein schmähliches Ende nimmt; dort aber ist ein grünendes Alter, dessen gefurchte Stirne verklärt wird von einem milden Glanze, der von anderswo als dieser Erde herzukommen scheint. Hier ist ein Stummer, der uns nur sagt: wo ist dein Gott? Dort aber läßt die menschliche Stimme die heiligsten Saiten in unserm Busen erklingen und macht die heilsamsten Thränen fließen. Armer Blinder, — doch du bist ja nur darum so arm, weil Sehen so herrlich sein kann, und Du, dem noch nie ein: thue dich auf! ins Ohr gedrungen, du entbehrst ja nur deswegen so viel, weil Hören die Quelle so großen Glückes sein kann. Wäre Er ein Gott der Liebe, er ließe sich erweichen von dem Flehen der Kinderlosen; dennoch, wer sonst als ein Gott der Liebe hat Mutterfreude erschaffen, oder das blaue Auge gemalt meines zweijährigen Kindes? Der Haß meines Feindes ist stark, doch bei Weitem nicht so stark als die Treue meines Freundes. Menschen werden Menschen zur Plage; doch eben so wird ein Mensch seines Bruders Schutzengel und guter Genius. Neben dem Gottesacker, wo auf fast jedem Steine ein Räthsel eingegraben steht, wogen die Saatfelder, und ihr Rauschen ist ein Lobgesang. Ich sehe sie wohl, die dunkeln Thüren, deren

Schwelle flach getreten ist von Missethätern; doch über diese Schwelle sehe ich auch die Füße derer schreiten, die nicht gekommen Vorwürfe zu machen, sondern die alsobald in den kalten Zellen Worte sprechen werden, voll der Hülfe und des herzlichen Erbarmens. Eine Sphynx erscheinst du mir, räthselhaftes Haus, wo ein Gott, den man Liebe nennt, eine zahllose Schaar seiner Menschenkinder Jahr ein, Jahr aus eingehen läßt, um sie dort sterben zu lassen an den sonderbarsten Qualen, ersonnen, wäre man geneigt zu sagen, mit dem Scharfsinn eines mittelalterlichen Inquisitors; und dennoch ist eben dieses Lazareth das Monument einer Humanität, deren Zuruf uns wohlthuend entgegen tönt: Hier wird Niemand verachtet, wir sind Alle hier, Trauernde zu trösten.

Noch verweilte ich bloß bei unsern persönlichen Schicksalen. In der Geschichte treffe ich eine Reihe von Begebenheiten und Erscheinungen an, einen Chorus, aus dem nur dumpfe Klagetöne emporsteigen. Wird er aber nicht beantwortet von einer Antistrophe, die jedes Mal mit einem Lobliede schließt? Ist die Geschichte der Menschheit mit Blut und Thränen geschrieben, so sind doch nicht alle ihre Blätter so düstern Ursprunges. Es gibt deren, die geschrieben sind unter dem keuschen Schatten von Engelsfittigen; Seiten, zu deren Abfassung zartes Gefühl und reine Poesie ihre Feder geliehen. Immer wieder ist der Gegensatz zwischen dem was zum Zweifel an Gottes Liebe und dem was zum Glauben an Gottes Liebe führt, so treffend, daß das Letztere wie berufen scheint die Kraft des Ersteren zu brechen. Wo ist die Sünde, deren die Menschheit sich nicht schuldig gemacht? doch hebt eben der Umfang ihres sittlichen Elends die Lichtspur um so glänzender hervor, welche Jesus von Nazareth unvertilgbar in ihr hinterlassen hat. Wie ist die Phantasie mißbraucht worden; sie hat sich mit Träbern genährt, und doch ist eben diese Phantasie auch die Mutter der schönsten Legenden geworden, einst der Glaube jenes goldenen, nun der Trost unseres eisernen Zeitalters. An unserm socialen Leben nagt der Krebsschaden der Unzucht; so groß aber ist der Adel des Künstlers, und so groß der Adel jeder menschlichen Seele, daß hier die milesische Venus, dort die Ariadne auf ihrem Panther in der Seele des Betrachters keine anderen als Gefühle der ehrfurchtvollsten Andacht

hervorrufen. Die Macht des Aberglaubens untergräbt noch täglich das Reich des Lichtes und der Wahrheit und tritt seinen Fortschritten hemmend entgegen; dieser nämliche Aberglaube aber baut auch Cathedralen, und malt eine Madonna mit dem Pinsel Rafaels, und lauter Licht und Wahrheit durchströmen deine Seele. Soll ich endlich den zahllosen uns betäubenden Dissonanzen des Lebens deine Harmonien gegenüberstellen, innig geliebte Welt der Musik? Ist nicht dein Haydn berufen uns zu weihen zu höherem Leben, — dein Mozart ein Prophet, an den das Wort erging: „Tröste mein Volk!"

Dürfte nun Jemand es wagen, die Welt zu erklären mit dem Satze allein, daß keine Liebe, sondern Willkür den Scepter führe? Wir reden nach den Regeln der kältesten Logik, und fragen, ob die Voraussetzung: Es gibt nichts als göttliche Willkür, nichts als göttliche Souveränität ohne Mitleid, wir fragen, ob sie sich auf alle Thatsachen stütze, deren Wahrnehmung zu ihrer Beurtheilung erfordert wird? Allein es ist nicht der Mühe werth, die Antwort abzuwarten. Und so gelangen wir einstweilen zu diesem Schlusse:

Allegorisch gesprochen, ist die Welt ein Buch mit einem Blatte links und einem Blatte rechts; auf der linken Seite stehen geheimnißvolle Zeichen, auf der rechten liest man: „Ich werde abwischen alle Thränen von den Augen; denn meine Liebe ist größer als die deiner Mutter."

IX.

In diesem Bilde ist jedoch nicht die ganze Wahrheit enthalten. Bei diesem Ergebniß dürfen wir nicht stehen bleiben. Gibt es offenbar ein Gebiet, wo Alles Licht ist, und ein anderes, auf dem wir anfänglich nichts als Finsterniß entdecken, so wollen wir vorsätzlich auf diesem letzteren Gebiet verweilen, damit wir sehen, ob nicht allmählig einige Dämmerung erscheine, ja ob nicht auch hier aus der dunkeln Wolkendecke hie und da mitunter ein Lichtstrahl hervorbreche.

Es ist mir oft aufgefallen, daß der Schmerz uns immer am räthselhaftesten erscheint, den wir nicht selbst erfahren, sondern den wir bei Andern bemerken. Wenn man aus dem Leiden der Welt ein schwerwiegendes Bedenken gegen die Behauptung des religiösen Gefühls, daß Gott die Liebe sei, ableitet, so denkt man gewöhnlich weniger an eignen als an fremden Schmerz, mithin gerade an den

Schmerz, den man am wenigsten genau kennt. Es sei mir erlaubt ein Beispiel anzuführen. Du erzählst mir einen traurigen Fall: eine junge Mutter liegt hoffnungslos an der Auszehrung darnieder. Räthselhaft, so sagen wir zu einander, wie kann Gott die Liebe sein und diese Frau losreißen von all ihrer Freude und all ihrer Liebe? Bald darauf verlasse ich dich und setze mich hin an das Krankenlager der Leidenden. Sonderbar; so eben zweifelte ich, und nun? Ist mir doch als empfände ich hier einen Frieden, den die Betrachtung meiner größten Vorrechte mir noch niemals verliehen: wir sind Beide traurig und dennoch froh. Wenn ich dann ein Gebet an dem Krankenlager ausgesprochen, so wirft mir die Leidende mit sanfter Stimme vor, daß ich nur gebeten und nicht auch gedankt habe. Nicht gedankt! Wie? Für diese Qualen, für den herannahenden Tod, für jene Kleinen, die man bald Waisen nennen wird! Und doch hat die Kranke Recht. In ihrer Gegenwart ist die Zukunft helle und das Vertrauen leicht. Nirgends eine Frage, überall eine göttliche Antwort! Späterhin entfällt sie mir wieder; hier liegt sie vor mir und ich lese sie als eine wohlbekannte Schrift.

Man behaupte nicht, dieß sei eine Ausnahme von der Regel. Bei eingebildetem Leiden wird viel, bei wirklichem Leiden wenig gemurrt. Unzufriedenheit scheint namentlich Derjenigen Theil, die es gut haben. Wahres Leiden zu sehen, wie oft hebt es nicht das Herz empor!

Ich will dieser Bemerkung keine zu große Bedeutung beilegen, und sie nicht mehr beweisen lassen, als sie in der That beweist. Sei es auch vollkommen wahr, daß die üblichen Vorstellungen über Glück und Unglück sehr oft falsch sind, so sind sie es doch lange nicht immer. Es gibt unzählige Verhältnisse, die durchaus unglücklich sind; daß aber zuweilen das, was die Welt ein Räthsel nennt, wirklich eine Quelle des Lichtes ist, auch dieß ist unleugbar, und gibt uns einen jener Lichtstrahlen, auf die wir hindeuteten.

Einen andern Lichtstrahl, mag es auch sonderbar klingen, fange ich auf aus unserm gänzlichen Unvermögen die Gottesregierung zu erklären. Nehme ich die dunkeln Seiten des menschlichen Lebens und der Geschichte wahr, so komme ich allerdings zu der Voraussetzung, daß kein Gott der Liebe sei. Darf ich mir selbst aber genug trauen, um diese Voraussetzung zu einem Schlusse zu erheben?

Wäre die Realität zum Theil weniger vollständig unbegreiflich, so würde ich mit größerem Selbstvertrauen ein Urtheil auszusprechen wagen. Auch hier ein Beispiel.

Einer meiner Bekannten schickt mir einen schlecht verfaßten und schlecht geschriebenen Brief, dessen Sinn ich trotzdem deutlich ermitteln kann. Ich komme mit der vollsten Gewißheit zur Ueberzeugung, der Absender habe von Styl und Schrift einen geringen Begriff. Ein anderer Freund aber schickt mir einen Brief, von dem kein Wort für mich leserlich und der Sinn also nicht zu ermitteln ist. Nun habe ich doch kein Recht dem Absender, von dessen Weisheit ich schon unzählige Proben hatte, ohne Weiteres alles Talent des Stylisirens und Schreibens abzusprechen. Ich vermuthe, er habe sich einer Zeichenschrift bedient, deren Schlüssel mir fehlt.

Jener unleserliche Brief ist das Leiden der Erde. Alles ist hier verkehrt. Nicht nur sehe ich in diesem Theile der Wirklichkeit Gottes Liebe nicht, sondern eben so wenig seine Heiligkeit und Gerechtigkeit. Es ist Alles Mysterium, so daß ich, nach der Ursache forschend, eben so gut an blinde Willkür als an unendliche Liebe denken kann. So kann der Landmann, der Hebräisch vor sich sieht, eben so gut glauben, ein Kind habe hier ein Papier mit willkürlichen Figuren vollgekritzelt, als daß ein Jesaia seine erhabenen Weissagungen hier für die Nachkommenschaft niedergelegt habe.

Genau gesprochen, und zu dem vorhin gewählten Bilde zurückkehrend: wir können nicht behaupten, die eine Blattseite stehe der andern absolut gegenüber. Das Leben hat eine die Liebe Gottes eindringlich predigende Lichtseite, und eine Schattenseite, die aber das Gegentheil nicht eben so unzweideutig verkündet. Wir haben hier nicht sowohl eine Negation als ein Fragezeichen vor uns, ein höchst peinliches Fragezeichen, ich gebe es noch einmal zu, ein Fragezeichen, das für mich nicht verschwinden würde, wäre es auch erwiesen, daß der Schmerz immer heilige, und die Sünde immer zu höherer Vollkommenheit führe. Denn, wäre uns auch verbürgt, daß dieser Zweck niemals verfehlt wird, noch würde in der Nothwendigkeit eines solchen Mittels das Räthselhafte bleiben. Ein Fragezeichen aber, das Räthselhafte aber ist wohl im Stande eine gegenüberstehende Bejahung zu schwächen, nicht aber sie umzustoßen. Und so werden

wir der Wahrheit nicht zu nahe treten, wenn wir behaupten, die Beobachtung der Wirklichkeit sei einerseits nicht solcher Art, daß sie den vernünftigen Menschen zwingen müßte der Aussage seines religiösen Gefühls zu mißtrauen, andrerseits aber sehr geeignet, dieser Aussage neue Kraft zu verleihen.

So gelangen wir auch hier zu einem nichts weniger als ungünstigen Ergebniß für unsre Erkenntniß eines Gottes der Liebe: ob sie aber nun, bei so Vielen was dawider zu zeugen scheint, recht lebendig sein und bleiben werde, das hängt von dem Zustande unseres Herzens ab. Auch hier ist, und zwar sehr nachdrücklich Paedagogie die beste Apologie, und kein Raisonnement in der Welt ist im Stande unserm Herzen Begeisterung zu geben. Ein Blick aber auf das wirkliche Leben reicht hin, uns in dieser Hinsicht Vertrauen für die Zukunft einzuflößen. Was keine Theodicee vermag, thut das Leben täglich. Wir lieben und erfahren Liebe. Keines von Beiden scheint mir auch nur möglich zu sein, ohne daß unsre Ueberzeugung von einem Gott der Liebe dadurch erstarke. Gar Mancher — es ist eine stets wiederkehrende Erscheinung — gar Mancher, der lange verkannt und abgesondert lebte, kann nicht ein Zeichen wahrhaften Interesses erfahren, ohne daß Belebung seines religiösen Gefühls und erhöhte Dankbarkeit gegen Gott die unmittelbare Folge dieser Erfahrung sei. Um Lippen, die sich noch so eben zweifelnd zusammenzogen, spielt ein Lächeln des glaubensvollen Vertrauens, sobald die Ueberzeugung lebendig ward: auch du wirst nicht vergessen. Ein kleiner Sonuenstrahl spricht für uns fast immer von dem großen Lichte, das sich zwar vor unsern Augen hinter Wolken verhüllen kann, an dessen Dasein aber zu glauben dem Menschen ein so unwiderstehliches Bedürfniß ist. Es ergeht uns im Leben wie, laut der Erzählung, dem Reisenden in dem kuppelförmig gebauten Baptisterium zu Pisa. Stellst du dich mit dem Führer unter die Kuppel, und gibt dieser nur drei bis vier auf einander folgende Töne an, so macht der Wiederhall in der hohen Kuppel dir sogleich den Eindruck einer sehr erhabenen Musik. So erschließt im Leben oft ein einzelner Ton reiner menschlicher Liebe uns eine Harmonie von Liebe, die höheren Ursprunges ist.

Aus unsrer Beweisführung ergibt sich genügend, daß wir un-

serm Princip fortwährend treu bleiben. Dieses Princip heißt uns, unsern Ausgangspunkt für jede religiöse Ueberzeugung allein im religiösen Gefühl suchen, um sodann die Aussage dieses Gefühls an dem, was die Wahrnehmung der Realität uns lehrt, zu prüfen. Ist dem aber so, so ist es uns auch unmöglich, nachdem wir die Realität einmal unpartheiisch wahrgenommen und entdeckt haben, daß sie der Frömmigkeit nicht widerstreite, sie hinfort anders als mit religiösem Gemüthe zu betrachten, so oft wir sie zur Belebung unsrer religiösen Ueberzeugungen zu Rathe ziehen wollen. Wir können deßhalb die sich in der Welt vorfindenden Gegensätze nicht mit dem Blick des Ungläubigen betrachten. Wohnt Liebe zu Gott in unserm Herzen, Gegenliebe, so darf auch von dieser Liebe gesagt werden, daß sie alle Dinge bedecke, alle Dinge hoffe, alle Dinge glaube und ertrage von Gott. Wollen wir nichts Uebles von unsern Mitmenschen reden, wir hüten uns vor allem, — es sei ehrerbietig gesagt, — Uebles von Gott zu reden. Am liebsten heben wir das Räthselhafte in seiner Weltregierung nicht gar zu stark hervor. Es geht uns dem Werke Gottes gegenüber ungefähr so, wie es uns den Werken der großen Meister gegenüber ergeht. Wo wir auf eine unserm ästhetischen Gefühl nicht wohlthuende Vorstellung treffen, lassen wir nicht sogleich ein ungünstiges Urtheil laut werden. So oft haben sie uns das Ideal entschleiert, jene großen Meister, daß es uns schwer wird, ihre Abweichungen anzuerkennen. Ja, gilt es einen Schumann, so fangen wir wohl öfter mit störrischem Widerstreben an, um uns doch am Ende hinzugeben mit einem: Du hast mich übermocht. So gibt es vielleicht auch im wirklichen Leben Dissonanzen, an die ein ganzes Geschlecht sich gewöhnen lernen muß, um eben dadurch eine vollere Harmonie auffassen zu können.

Dennoch, auch bei der besten Gesinnung, ist es unmöglich, durch die Wahrnehmung der Realität nicht fortwährend zum Zweifel an Gottes Liebe geführt zu werden, nicht fortwährend denken zu müssen: was für eine sonderbare Liebe! Ein kleiner Knabe, noch nicht sieben Jahre alt, ein junger Leidender, verbrachte die letzte Nacht seines Lebens in beständigem Seufzen. Am frühen Morgen, nahe am Unterliegen, fragte er seinen Vater: kann ein Mensch die Seufzer eines andern Menschen zählen? Und mit diesem grenzen-

los wehmüthigen Worte nahm er Abschied von dem jungen Leben. Solch ein Wort wirft deinen Glauben an Gottes Liebe einen Augenblick zu Boden; und ginge wohl ein Tag vorüber, an dem er nicht ähnliche Wunden erhielte?

Etliche finden großen Trost in dem Gedanken, daß all unser Leiden und all unser Streben in so mancherlei Richtungen eine Folge der Sünde unsers Alt-Vaters Adam sei, wodurch die ganze Welt verdammt sei vor Gott.

Einige sind ganz zufrieden, wenn sie dir beweisen können, fast alle Leute seien unglücklich geworden durch das was ihnen zu nennen beliebt dieser Leute eigne Schuld.

Andere meinen, Gott sei gerechtfertigt, wenn sie anzuzeigen im Stande sind, die meisten Menschen wollen das wahre Glück nicht suchen.

Trostloser Trost! Gäbe es keinen andern, so würde ich lieber Atheist, denn solche Ueberlegungen sind für mich gotteslästerlich. Daß wir vermöge unsrer Geburt sündig, daß wir selbst die nächste Ursache unseres Unglücks sind, daß wir unser wahres Glück nicht kennen, ist das eine Erklärung des Räthsels? Es ist eben das Räthsel selbst und von seiner räthselhaftesten Seite. Das Alles ist so; und der Gott, der uns erschaffen, sollte die Liebe sein!

Wir können uns von diesem eingebildeten Troste nicht erbauen lassen. Unser Trieb nach Realität ist dazu zu groß, und wir machen kein Geheimniß aus der beständigen Schwankung unseres Glaubens.

Fassen wir nun zusammen wohin uns dieser Abschnitt geführt hat. In großen Zügen haben wir den Weg angezeigt, der Viele unsrer Zeitgenossen aus der protestantischen Orthodoxie durch allgemeinen Zweifel hindurch, zu ihrer jetzigen religiösen Anschauungsweise geführt hat. Der Standpunkt absoluter Wahrheit und absoluter Gewißheit ist ihnen für immer entsunken. Den Verführungen des Skepticismus waren sie ausgesetzt, sind ihnen aber entgangen vermöge der Grundsätze jener Methode, die auf religiösem Gebiet hohe Wahrscheinlichkeit hat finden, und namentlich die Ursprünglichkeit des im Gemüthe des harmonisch Entwickelten sich vorfindenden religiösen Gefühls hat schätzen lernen. Daß die Anhänger der modernen Denkweise die Religion lieben und sie weder wollen noch können Preis

geben, haben sie daher sowohl ihrer protestantisch christlichen Erziehung als der empirischen Methode zu verdanken, welche letztere sie gelehrt, die Stimme des Herzens nicht zu verachten. Wäre unter dem Einflusse der Erziehung keine Stimme in ihrem Herzen erwacht, die empirische Methode wäre vielleicht nicht im Stande gewesen, eine solche bei ihnen zu wecken; doch auch andrerseits, hätte die empirische Methode nicht bei Zeiten gesorgt, daß sie die Ehrfurcht vor dem Heiligthum des Herzens bewahrten, die Erziehung an sich hätte ihrer Keinen abgehalten, jenes Heiligthum für immer zu schließen. Ihre Entwicklung war bedingt vom Einflusse der Tradition; daß sie aber den wichtigsten Theil dieser Entwicklung, ihrem Wesen nach, fortwährend als normal, als menschlich betrachten, das verdanken sie jener empirischen Psychologie, die sie behalten ließ, was sie wirklich besaßen und nur den Unwerth dessen zeigte, was sie doch schon verloren hatten. Die Tradition machte sie fromm, die empirische Methode lehrte sie die Frömmigkeit als unentbehrlichen Bestandtheil der menschlichen Natur betrachten, und als eine nicht zu verachtende Quelle, aus der vielleicht Kenntniß zu schöpfen sei. Die Tradition machte sie religiös, die empirische Methode ließ sie als denkende Wesen religiös bleiben.

So weit stimmen die Pflegemütter, deren Sorge diejenigen, welche man jetzt mit einem allgemeinen Namen als Anhänger der modernen Denkweise bezeichnen kann, nach einander anvertraut wurden, ziemlich genau überein; weniger innig war die gegenseitige Uebereinstimmung, wo es ihre religiöse Erkenntniß galt. Diese religiöse Erkenntniß war unter dem Einflusse der Tradition sehr ausgedehnt, unter der Leitung der empirischen Methode wurde sie sehr beschränkt. Zuerst veränderte sie ihren Karakter. War sie früher absolute Wahrheit, jetzt gibt sie sich nur für relative Wahrheit aus; stand sie zuvor auf der höchsten Stufe, d. h. war sie Gewißheit, jetzt steht sie eine Stufe niedriger und heißt Wahrscheinlichkeit; war sie früher sehr complicirt, sodaß sie sich auch über die Beziehung Gottes zur Welt erstreckte, ja sogar eine historische, positive Religion in sich aufgenommen hatte, jetzt ist sie höchst einfach geworden und auf diese beiden Wahrheiten beschränkt: Es gibt ein vollkommenes Wesen, das wir genöthigt sind anzubeten, und dieses vollkommne

Wesen muß die vollkommne Liebe sein; während sie über die Weise des Bestehens, über die Wirksamkeit und über die Beziehung dieses Wesens zur Welt sich kaum andeutend äußert. Und noch ist der Unterschied zwischen Vorhin und Jetzt nicht erschöpft. Wo früherhin die Art der uns zu Theil gewordenen religiösen Kenntniß unsern religiösen Glauben fortwährend kräftigte, da übt heute das Mangelhafte und der mangelhafte Grund dieser Kenntniß, ob es schon nicht so zu sein brauchte, doch unwillkürlich einen ungünstigen Einfluß auf unsern religiösen Glauben aus. Und endlich, wo vorhin unsre religiöse Kenntniß der Art war, daß wir jeden sich dagegen erhebenden Zweifel als sündhaft ansehen mußten, da ist sie jetzt ein Gebäude, ich hätte fast gesagt so vorläufig aufgeführt, daß jedes Bedenken dagegen noch willkommen sein, oder wenigstens gelassen von uns angehört werden muß. Wahrlich, das Vorhin wäre in jeder Hinsicht dem Heute vorzuziehen, wüßten wir nicht wie nominell unser ehemaliger Reichthum war, und was bei der mindesten Anwendung von Kritik davon übrig bleibt.

Für den Anhänger der modernen Denkweise trägt der Gott, den man anbeten kann, und nach dem Maße der eignen religiösen Entwicklung mit mehr oder weniger Gluth auch wirklich anbetet, den Namen der vollkommnen Liebe. Das ist der Name, in welchem Gott sich uns offenbart bei einer andächtigen Betrachtung unsers religiösen Gefühls sowohl als der Wirklichkeit in ihrem vollen Umfange, in welcher Wirklichkeit die Geschichte der Religionen mit der Religion Jesu als Krone und seiner Person als unsterblichem Mittelpunkt, eine Hauptstelle bekleidet.

Dieß ist eine Religionslehre, die mit Ueberzeugung beten lehrt: Unser Vater, dein Name der Liebe werde geheiliget, dein Wille der Liebe geschehe, dein Reich der Liebe komme in und durch uns!

X.

Es ist jedoch unmöglich, die Vorstellung einer höchsten Ursache, welche die vollkommne Liebe sei, in unserm Geiste aufzunehmen, ohne nach einem Zusammenhang zwischen dieser Vorstellung und unsrer Weltwissenschaft forschen zu wollen. Dieser Trieb ist die Quelle der speculativen Philosophie, deren Hauptproblem in nichts Anderem

besteht als in dem Auffinden der Beziehung zwischen Gott und Welt, d. h. zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen, zwischen der Einheit und der Vielheit. Das Forschen nach dieser Beziehung kann sicherlich nie zu einem erwünschten Ziele führen, wenn wir nicht zu allererst eine genaue Kenntniß der beiden Endpunkte besitzen, nämlich Gottes und der Welt, zwischen denen das Verhältniß gefunden werden muß.

Die erste Frage nun lautet: was wissen wir von Gott, und hierauf ist die Antwort, eben weil sie noch nicht viel umfassen kann, bald gegeben. Gott, so wissen wir nun aus der richtigen Analyse unseres Abhängigkeitsgefühls, Gott ist das unendliche Wesen, das wir die höchste Ursache aller Dinge und die vollkommne Liebe nennen. Kaum aber ist dieses Urtheil ausgesprochen, so versucht unser philosophisches Denken, was sich damit anfangen lasse. Diese Probe ist sehr bald gemacht und führt in wenigen Augenblicken zu einem ungünstigen Ergebniß, indem sie beweist, daß zwischen diesem Gott und der Welt keinerlei Beziehung gedacht werden könne, da wir uns schwerlich ein selbstständiges Dasein der Welt neben dem Unendlichen denken können. Wir berufen uns auf unser zweites Capitel, wo wir den Begriff des unendlichen Wesens mit unsern religiösen Vorstellungen verglichen haben. Dort zeigte sich uns, daß unsre Kenntniß von Gott nur noch erst aus einzelnen Vorstellungen besteht, deren Zusammenhang unter einander wir noch nicht zu entdecken vermögen und die überdieß so unvollständig sind, daß, wenn wir aus ihr einen Gottesbegriff zusammensetzen wollen, in diesen Begriff Bestandtheile aufgenommen werden müssen, die einander gegenseitig aufheben. Unsre Kenntniß von Gott ist demnach eine so geringe und namentlich eine so ungenaue, daß wir von dieser Seite nicht hoffen dürfen, je etwas mehr von der Beziehung zwischen Gott und der Welt wissen zu können, als dieses Allgemeine, daß Gott in irgend einer nicht näher zu umschreibenden Causalitätsbeziehung zu der Welt stehe.

Hiemit aber darf unsre Untersuchung der Beziehung zwischen Gott und der Welt noch keineswegs als vollendet angesehen werden, indem uns möglicher Weise aus unsrer Kenntniß der Welt mehr Licht aufgehen wird. Ruhig dürfen wir von der Voraussetzung ausgehen, sie sei, vergleichungsweise, unendlich vollständiger und genauer als unsre Kenntniß von Gott, mag sie auch nicht vollständig und

genau genug sein, um uns über den uns hier beschäftigenden Punkt die erwünschte Gewißheit zu geben. Diese Kenntniß der Welt setzt uns wenigstens in Stand, mit hoher Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, welcher Art die Beziehung zwischen Gott und Welt sicherlich nicht sei.

Unsre Weltwissenschaft, wie schon bemerkt, lehrt uns zuerst, daß das Gesetz der Causalität ein durchaus allgemeines ist. Hierüber besteht bei den Geschichtsforschern, den Rechtskundigen, den Kennern der Natur in ihrem ganzen Umfange keinerlei Meinungsunterschied, und das Leugnen dieses Gesetzes macht alle Wissenschaft rein unmöglich. Wenn nun jeder Erfolg eine endliche Ursache hat, die in gleicher Weise wieder der Erfolg einer ebenfalls endlichen Ursache ist, so geht hieraus sogleich hervor, daß Gott nie und nirgends unmittelbar handle, daß mithin nichts in der Welt gefunden werde, was Gott als nächster Ursache zugeschrieben werden dürfte. D. h. Gottes Beziehung zur Welt ist nicht solcher Art, daß sie ein Eingreifen Gottes in den Lauf der irdischen Dinge zuließe.

Unsre Weltwissenschaft lehrt uns im Zusammenhang mit Ersterem, daß die Möglichkeit der Dinge ausschließlich durch ihre Natur bedingt wird. Dieß ist eben nur eine besondere Anwendung des Gesetzes der Causalität. Denn möglich nennen wir nun allein dasjenige, dessen Ursache im Zusammenhang der endlichen Dinge schon vorhanden ist, es sei als nächste, es sei als mehr oder weniger entfernte Ursache. Die Behauptung: alle Dinge sind möglich bei Gott, muß deßhalb so verstanden werden, daß Gottes Allmacht das zu Stande bringe, was mit der von Ihm verordneten Natur der Dinge übereinstimmt. D. h. Gottes Beziehung zur Welt ist nicht solcher Art, daß seine Macht in Betreff der irdischen Dinge weiter reichen könnte als die Macht der Natur in ihrem ganzen Umfange.

Unsre Weltwissenschaft führt uns drittens zur Ueberzeugung, daß zwischen dem Lauf der Weltgeschichte und des Menschen besonderem Glück kein Zusammenhang Statt findet; daß der Bestimmung der Menschheit im Allgemeinen die Bestimmung einiger Individuen und Völker zeitlich untergeordnet und hingeopfert werde. Die großen Geschicke, die sich zu Gunsten unsers Geschlechtes entscheiden, gehen, so weit wir sehen können, nicht anders als auf Kosten einzelner Menschen in Erfüllung, deren besonderes Schicksal in dem Falle

sich uns als eine Sache von sehr untergeordneter Wichtigkeit darstellt. Ferner bemerken wir, daß zwischen der Wirkung der physischen Natur und des Menschen theuersten Bedürfnissen kein unmittelbarer Zusammenhang Statt findet. Der Tod fragt nicht nach dem Lebensalter oder der Unentbehrlichkeit des Menschen, den er dahinrafft. Der Sturm fragt nicht ob er etwa das Schiff verschlingt, auf dem der Langersehnte zur Heimath zurückkehrt. Die Aussage: alle Haare eures Hauptes sind gezählet, kein Vogel fällt zur Erde ohne Gottes Willen, muß also in dem Sinne aufgefaßt werden, daß unsre Unglücksfälle nicht aus irgend einer Unachtsamkeit von Seiten Gottes über uns kommen, und daß seine Liebe nicht ohne Mitgefühl dafür unsere besondern Interessen bei Seite stelle. D. h. Gottes Beziehung zur Welt ist nicht solcher Art, daß Seine Liebe, wo es die Erfüllung ihrer großen Absichten gilt, dem irgend wie Rechnung tragen könne, was der Mensch mit Recht Glück oder Unglück nennt.

Dieß ist es, was die Erfahrung mir in Betreff des Problems von der Beziehung Gottes zur Welt zu lehren scheint. Diese Negationen sind nicht aus der Luft gegriffen, nicht aus irgend einem aprioristischen Gottesbegriff abgeleitet worden, sondern enthalten die einfache Erklärung dessen, was in den Umkreis unsrer Wahrnehmung fällt. Damit dieß einem Jeden fühlbar werde, haben wir sie bloß in einer Form vorzutragen, bei der sogleich hervortritt, daß sie nicht direct Gottes Beziehung zur Welt, sondern vielmehr den Zustand der Welt selbst bestimmen. Denn hierauf lassen sich ja diese Negationen zurückführen. Die Welt ist nicht der Schauplatz eines unmittelbaren Handelns Gottes; die Welt ist nicht der Schauplatz einer göttlichen Allmacht, welche die Natur des Wesens Gottes nicht zur Bedingung hätte; endlich, die Welt ist nicht der Schauplatz einer Liebe Gottes, die jeder Zeit im menschlichen Individuum ihren Endzweck fände.

Ich glaube nicht, daß die Metaphysik der modernen Richtung viel weiter reiche, wenn dieß noch Metaphysik heißen darf. Daß dieses Ergebniß ein unser religiöses Gefühl nicht immer befriedigendes sei, habe ich bereits eingereimt; doch kann uns dieß seine Wahrheit nicht in Zweifel ziehen lassen. Macht dieses Ergebniß das religiöse Gefühl zur Unmöglichkeit, so würde ich ihm mißtrauen;

nun aber ist es bloß geeignet, uns zu lehren, wie wir unser religiöses Gefühl anzuwenden haben. Unser religiöses Gefühl verkündigt uns eine unendliche und allmächtige Liebe. Unsre Weltwissenschaft lehrt uns, wie wir erwarten dürfen, daß diese Liebe sich offenbaren werde; und diese Wissenschaft spricht so deutlich, daß vernünftiger Zweifel hier kaum denkbar ist. Will man ihr kein Gehör geben, zieht man bloß das religiöse Gefühl zu Rathe, um zu wissen, in welcher Weise dieses religiöse Gefühl in den verschiedenen Lebenslagen angewandt werden soll und was man auf dem Grunde dieses Gefühls erwarten darf, so macht man sich, indem man die unentbehrliche Gewährschaft des kühlen Verstandes ungebraucht läßt, meiner Ansicht nach, verkehrter Mystik und Schwärmerei schuldig, und fällt nun, da die Ergebnisse unsrer Wissenschaft eben doch nicht zu vergessen sind, einem Dualismus anheim, der entweder auf unsre Wissenschaft oder auf unsre Religion irgend einmal einen verhängnißvollen Einfluß üben muß.

Wie nun aber unsre Kenntniß der Welt und unsre religiöse Erkenntniß gegenseitigen Einfluß auf einander üben sollen, das stelle ich mir folgendermaßen vor. Unsre Weltwissenschaft verweist uns nur auf endliche Ursachen. Vermöge der philosophischen Betrachtung unsers religiösen Gefühls, lernen wir eine unendliche Ursache kennen. Befragten wir allein unsre Weltwissenschaft, so würden wir niemals Gott, höchstens einen logischen Grund alles Bestehenden finden; doch auch umgekehrt, befragten wir allein unser religiöses Gefühl, so würden wir niemals das Bestehen eines Naturzusammenhanges vermuthen. So wie nun unsre Weltwissenschaft Gott nicht leugnen darf, und zwar des Zeugnisses unsrer Religionswissenschaft wegen, eben so darf umgekehrt diese Letztere den Naturzusammenhang nicht leugnen, und zwar des Zeugnisses unsrer Weltwissenschaft halber. Das ist meiner Ansicht nach der Einfluß, den die beiden Theile des menschlichen Wissens gegenseitig auf einander auszuüben haben. Der harmonisch entwickelte Mensch wird demzufolge, meiner Auffassung nach, niemals auf dem Grunde seiner Erkenntniß des Naturzusammenhangs irreligiös, und niemals in Folge seiner Erkenntniß Gottes, unwissenschaftlich werden. D. h. die endlichen Ursachen liegen innerhalb des Umkreises seiner Wahrnehmnng, und zwischen

diesen Ursachen hat er einen unverbrüchlichen Zusammenhang annehmen lernen; dennoch wird er niemals zu sagen zaudern: Gott handelt, Gott regiert. Eben so aber hat er Gottes Dasein erkannt, hält er an Gottes Liebe fest; dennoch wird er niemals auf dem Grunde dieser religiösen Ueberzeugung etwas erwarten oder hoffen, das nicht aus dem Naturzusammenhang hervorgehen könne; er wird auf keinen Erfolg rechnen, dessen Möglichkeit nicht in diesem Naturzusammenhang begründet sei. Bleibt dieser Naturzusammenhang ihm größten Theils, bleiben darum auch viele als möglich denkbare Folgen ihm unbekannt, so erlaubt ihm dieß, Wünsche zu bilden und Hoffnungen zu hegen, die er kindlich Gott offenbart, läßt ihn aber nie vergessen, daß jede Folge von einer Kette, von einem ganzen System endlicher Ursachen abhängt. Seine Weltwissenschaft wird ihn also immer und überall abhalten an ein Eingreifen, an eine unmittelbare Wirkung Gottes zu glauben; seine Religionswissenschaft aber wird ihn stets abhalten Fatalist zu werden, da er in diesem Naturzusammenhang den Ausdruck der höchsten Weisheit und Liebe erkennt oder ahnt. Ein unerbittliches Fatum steht nicht auf gleicher Linie mit einer Liebe, die weise genug ist, sich an ihre eigenen Gesetze zu binden.

Wir sprachen von dem harmonisch entwickelten Menschen. Wird er auch nirgends in Vollkommenheit gefunden, so bleibe doch dieses Ideal uns lebendig vor der Seele stehen. Unsere große Beschränktheit in Betracht genommen, besteht unsre harmonische Entwicklung bis jetzt noch ausschließlich im Ausbilden aller unsrer Anlagen und im Rechnungtragen aller Data und Andeutungen, die auf irgend einem Wege zur Kenntniß der Menschheit gelangt sind. Wir erkennen es offenherzig an: auf dem höchsten Lebensgebiete ist unser Wissen noch trauriges Stückwerk. Populär gesprochen, muß unser religiöses Wissen stückweise zusammengetragen werden. Geschickten Haushältern gleich, müssen wir mit wenig viel zu machen suchen. Die Möglichkeit des Irrens ist sehr groß; die Versuchung, in dieser oder jener Hinsicht einseitig zu werden, ist es nicht weniger. Consequenzmacherei, es sei in Bezug auf unsre Weltwissenschaft, es sei in Bezug auf unser religiöses Gefühl, ist ein angenehmes und bequemes Ding. Pietist zu werden, d. h. die Stimme der Weltwissenschaft zu ver-

achten, ist eben so leicht als Positivist zu werden, d. h. das Zeugniß des religiösen Gefühls außer Acht zu lassen. Brücken — nach Professor Opzoomer's witzigem Ausdruck — Brücken zu legen zwischen unsrer Religionslehre und unsrer Weltwissenschaft, d. h. ein metaphysisches System zur Erklärung der Beziehung zwischen Gott und Welt zu bauen, das können wir nicht lassen; doch dürfen wir noch keine für haltbar ansehen, und auf den Pontifex maximus harren wir noch immer. Doch keine Noth! Zum praktischen Leben wird das Einsehen unseres wahren Zustandes uns nicht unfähig machen. Sei auch Dämmerlicht unser Theil, wir segnen darum nicht minder das Licht der Welt, dem wir auch für Dämmerung zu danken haben; wir bleiben darum nicht müßig. „Bei Zweifel und Ungewißheit", so heißt es, „kann der Mensch nicht leben." Laßt uns nicht zum Voraus bestimmen, wobei wir leben können; leben sollen wir und fruchtbar soll unser Leben sein. So lange wir für unsre harmonische Entwicklung Sorge tragen, wird es an der Möglichkeit dazu gewiß niemals fehlen. Niemand der nicht zugäbe, daß das Leben ein Kampf ist. Dürfen wir denn erwarten, der Lebensvorrath werde immer so im Ueberflusse vorhanden sein? Nur die Trägheit, nur die Müßigkeit unsers Geistes lassen uns beständig auf einem Bein stehen. Allein auch im Geistigen haben wir beide zu brauchen, und nur in der Behauptung unseres Gleichgewichts die Bürgschaft für unsre Sicherheit zu suchen.

Ich weiß Andern und mir selbst in Bezug auf die Religion keinen bessern Rath zu geben als diesen: Thue dir keine Gewalt an, sei nicht religiös oder irreligiös, weil in dem Kreise dem du angehörst, eins von Beiden Mode. Wirf das Wenige was du hast nicht weg, weil es so wenig ist, sondern pflege jeden in deiner Natur niedergelegten Keim sorgsam und mit Liebe. Das eine Talent werde nicht vergraben. Gedenke deiner Beschränktheit; und magst du auch nichts annehmen wofür du keine evidenten Beweise beibringen kannst, so ehre doch, um deiner Schwachheit willen, die Erwartungen, die Vorgefühle, die Ahnungen deines Innern, sobald sie mit deinen besten Augenblicken zusammenhangen. Werde kein kirchlicher, doch auch ja kein materialistischer Dogmatiker. Laß dich nicht durchaus beherrschen von einem kleinen Theile deiner kleinen Wissenschaft.

Lasse dem Mystischen und Geheimnißvollen einen gewissen Raum in deinem Leben. Dein Leben sei ein Kunstwerk, von deinem Geiste gemalt, dessen Schattirungen du nicht verwahrlosen sollst. Unterdrücke nicht ängstlich alle unerklärten Regungen deines Gemüthes. Laß den Trieb der Realität niemals entarten in Vorliebe für die flache und gemeine Wirklchkeit. Lebe fortwährend unter dem Eindruck, daß in jeder Hinsicht unendlich mehr da sei als wir sehen, mehr Wahrheit, mehr Licht, mehr Tugend, als wir je wahrzunehmen vermögen. Verbanne jedes aristokratische Gefühl aus deinem Herzen. Sei gewöhnlicher Mensch mit den gewöhnlichen Menschen um dich herum. Dein Außergewöhnliches ist oft so fraglich und oft so verdächtigen Karakters. So unendlich viel hast du mit deinen Mitmenschen gemein, daß, was dich von ihnen unterscheiden mag, so gut wie verschwindet. Du issest und trinkst, du liebst und fühlst Widerwillen, du hoffst und fürchtest wie alle Menschen; auch du bist anhänglich an das Leben, und dermaleinst eine Leiche wie jede andere Leiche, — was solltest du dich als aus anderm Stoffe betrachten? Kinder einer künstlichen Bildung, die unzweifelhaft, sei es auch in den Einzelnheiten nicht nachzuweisen, an großer innerer Unwahrheit leidet, thut es uns Noth, um Menschen im wahren Sinne zu bleiben, beständig in die Empfindungen des Volkes einzugehn, uns so enge nur immer möglich daran anzuschließen, uns wenigstens niemals geflissentlich davon zu isoliren. Je höher unsre wissenschaftliche Entwicklung steigt, desto mehr sollen wir das, wozu sie uns gemacht, an dem innern Leben derer prüfen, die einem ganz verschiedenen Entwicklungsgange gefolgt sind. Die verständige und liebevolle Mutter des Hauses, gebildet in den manchfachen Sorgen um die Ihrigen, die Kinder selbst, die Wonne des Familienkreises, das sind die Gelehrten, von deren Empfindungen ich nicht gerne abweiche, wo es des Lebens bestes Theil gilt. Wachsen ist gut, doch über unsre Kräfte wachsen, gebiert Auszehrung. Nur am Busen der Menschheit tränkt unsre Lippen der Leben spendende Strom.

Ende des ersten, theoretischen Theiles.

Richtung und Leben.

II.

Dichtung und Leben.

II.

Viertes Kapitel.

> Nel mezzo del cammin di nostra vita
> Mi ritrovai per una selva oscura.
>
> Dante.

Der Trieb nach Realität, in welchem wir die sittliche Basis der modernen Denkweise suchten, hat sich bereits auf dreifache Weise in dieser Schrift geoffenbart. Er führte uns zum Bestimmen 1) der Beziehung, in der wir zur Außenwelt stehen; 2) der Art der für uns zu erlangenden Gewißheit; 3) der uns zu Theil gewordenen religiösen Erkenntniß.

Ich traue mir zu, die Grundsätze der modernen Denkweise, sofern sie mit dem Leben in Berührung treten, genügend erörtert zu haben. Wir wiesen auf unsere kosmologische Vorstellung, auf unsere kritische Anschauung des Erkenntnißvermögens; auf unsern Mangel an aller positiven Metaphysik, aufgefaßt als in dem Sinne einer philosophischen Beschreibung des Wesens Gottes und seiner Beziehung zur Welt. Unsre Ansicht von der sogenannten apostolischen Dogmatik blieb kein Geheimniß, und eben so wenig unsre Würdigung des Christenthums, ausschließlich in sofern es mit der aus der Person und dem Leben Jesu hervorgehenden sittlich religiösen Offenbarung im Einklang steht. Nicht weniger unzweideutig trat hervor, daß wir, äußerer Auctorität abgewandt, und der Tradition gegenüber uns durchaus kritisch verhaltend, die Religion auf der einzigen Basis einer genauen Wahrnehmung der menschlichen Natur zu behaupten versuchen, wobei wir jedoch bereit sind die Aussagen des religiösen Gefühls fortwährend an dem Zeugniß unsrer Weltwissenschaft zu prüfen. Endlich wurde angezeigt, wie wir auch für unsre religiöse Erkenntniß der empirischen Methode zu folgen wünschen,

mag sie uns auch nicht im Geringsten zu absoluter Wahrheit oder Gewißheit führen.

Dieß sind nicht rein abstracte Betrachtungen. Im Gegentheil, hierin liegen allgemeine Grundsätze, die unserm sittlichen Leben eine bestimmte Richtung zu verleihen im Stande sind. Insonderheit eignen die drei ersten Sätze sich dazu. An diesen wenigstens will ich versuchen, dies etwas ausführlicher darzulegen.

I.

Die praktische Bedeutung unserer kosmologischen Vorstellung ist nicht ohne Wichtigkeit. Behält man sie fest im Auge, so läßt sie uns geringen Werth legen auf das, was dem menschlichen Ehrgeiz zu schmeicheln pflegt und uns nur persönlich trifft. Hochmuth, nicht nur in gröberem, sondern auch in mehr verfeinertem Sinne, bezeichnet sie als einen blos lächerlichen Fehler. So hebt sie den Menschen empor über Beschränktheit des Geistes und kindische Mißgunst, die das Leben Vieler verderben oder doch freudlos machen. Denn nicht jedes menschliche Leiden ist ehrfurchtgebietend. Unsre Täuschungen zeugen nicht immer für den Adel unsrer Seele. Gar manche unsrer Klagen gegen das Leben und gegen unsre Mitmenschen müssen auf Rechnung der übertriebenen Wichtigkeit kommen, die nicht nur unsre Person, sondern alles Irdische in unsern Augen annimmt. Es ist, als lautete das erste und vornehmste Gebot für uns so: „Du sollst dich nicht zertreten lassen, Niemand in dem Wahne lassen, als seiest du ihm untergeordnet, keine Ueberlegenheit in irgend einem Punkte besitzen ohne gehörige Sorge zu tragen, daß es in deinem Kreise bemerkt und geschätzt werde. Sollte ein an Talenten, an Verstand, im socialen Range dir Untergeordneter dich unter seinen Schutz nehmen wollen, so laß das ja nicht zu.“ Als käme es in dieser kleinen Welt so besonders viel darauf an, wem wir überlegen oder nicht überlegen seien, und wer uns den schuldigen Respect erzeige oder nicht erzeige. Groß ist auch unser Bedürfniß, das Gute das wir thun, anerkannt zu sehen. Haben wir einen Dienst geleistet, der Gegenstand unsrer Dienstfertigkeit soll es wenigstens anerkennen, daß er uns zu Dank verpflichtet sei. Geschieht dieß nicht, so sind wir unzufrieden, so achten wir uns beleidigt, und berechtigt, uns geschickt

an dem Undankbaren zu rächen. Dienstleistung jedoch kommt nur selten vor. Was sollten wir uns damit befassen? Jeder sehe wie er in der Welt fortkomme. Wer uns im Wege ist, den drängen wir, wo möglich, auf die Seite, oder machen ihn mit unsrer Zunge unschädlich. Gegen den der uns einmal auf die Zehen getreten, hegen wir dauernden Groll. So freundliche Geschöpfe sind wir, daß ein herzliches Zusammenwirken an demselben Werke zu den Ausnahmen gehört. Der Brodneid (la jalousie du métier) ist sprüchwörtlich geworden. Und gilt es kein Gewerbe, und also eben so wenig Geldvortheil, so ist oft genug die Ehre — und noch dazu was für eine Ehre! — hinreichend um Menschen gegen Menschen zum Kampf zu rüsten. Was für Stürme im kleinsten Glas Wasser! Wie können Menschen einander so recht von Herzen gering achten! Wie komisch können sie sich auf die geringste Vortrefflichkeit etwas zu Gute thun, ja mitunter sogar auf die wenigst vortreffliche ihrer Eigenschaften! Wohl scheint es schwer zu sein, gewisse Aemter zu bekleiden ohne furchtbarer Anmaßung anheimzufallen, und eine lächerliche Wichtigkeit anzunehmen. Wie so manche Haltung, wie so mancher Blick zeugen von herablassender Güte! Wie zahllose Sonnen gibt es! Man wird geblendet von ihrem Glanze.

Das pedantische Wesen hat sich so vorzugsweise an nichtige Dinge gehängt, daß es mehr lächerlich als schuldig genannt werden muß.

Die Ursache ist immer eine und dieselbe: übertriebenes Gefühl der eigenen Wichtigkeit, eine Uebertreibung die sich mit einer früheren Weltanschauung freilich reimen mochte, die in der gegenwärtigen aber am ganz falschen Platze ist. Das Sehen und Erkennen der Realtität in diesem Punkte kann nicht anders als heilsam wirken. Ich weiß, daß Vernunftgründe an sich nicht hinreichen unsre Leidenschaften zu zügeln, dennoch aber, wer irgend wie gewöhnt ist, sich bestimmen zu lassen von dem was er weiß, der kann schwerlich des Menschen wahren Rang in der Natur kennen lernen, und dabei doch noch immer vornehmer, noch immer wichtiger in seinen eigenen Augen werden. Es ist in der That bemerkenswerth, daß die Fortschritte der Naturwissenschaften alle solcher Art sind, daß sie, richtig verstanden, uns immer mehr zur Demuth stimmen müssen. Es ist

begreiflich, daß dem Menschen der Busen schwillt beim Bewußtsein des eigenen Werthes, so lange er im Mittelpunkt des Universums, auf einer unbeweglichen Erde majestätisch einherschreitet, den Blick zum Firmamente erhoben, das sich über seinem Haupte wölbt, dessen Pracht sich für ihn entfaltet, und an dem Sonne, Mond und zahllose Sterne, Tag und Nacht, wie für ihn auf- und untergehen. Welche Kluft trennte nicht den Menschen, seinem Gefühle nach, von der ganzen Natur, namentlich von den unvernünftigen Geschöpfen, die ihm im Lustgarten Edens alle ursprünglich unterworfen waren. Ein besonderes Schöpfungswort hatte ihn ins Dasein gerufen, und ihm offenbar als besondere Aufgabe übertragen, die Herrschaft der Gottheit in der Natur darzustellen.

Was aber bleibt vernünftiger Weise jetzt noch von solchem Bewußtsein des eigenen Werthes übrig? Wir befinden uns nicht mehr im Mittelpunkt des Universums; wir schreiten nicht mehr majestätisch auf einer unbeweglichen Oberfläche einher; wir können Sonne, Mond und Sterne nicht mehr so klein erblicken, ohne uns eben dadurch zu erinnern, wie groß sie sein müssen; wir entdecken, daß unser Körper aus Stoffen zusammengesetzt ist, die überall sonst in der Natur vorhanden sind; wir gelangen zur Vermuthung, daß der Mensch ursprünglich ein gar unbeholfnes Wesen war, daß er vielleicht Jahrhunderte lang in gänzlicher Sprachlosigkeit verbracht habe; wir müssen es gelassen anhören, wenn die Wissenschaft in ihrer Untersuchung nach dem Entstehen der Gattungen ernsthaft die Frage berührt, wie enge wohl unsere Verwandtschaft mit Chimpanse oder Gorilla sein mag. Jeden Tag kann die Entdeckung einer gewissen Anzahl fossiler Menschen uns im eigentlichen Sinne auf unsere richtige Nummer stellen.

Sollte nicht aus diesen verschiedenen Ergebnissen eine Gleichmäßigkeit der Gemüthsstimmung bei uns hervorgehen können, die sich weder durch zu großen Ehrgeiz, noch durch zu leicht gekränkte Eigenliebe aus der Fassung bringen ließe? Auf der festen Oberfläche dieser kleinen Welt, auf einer angewiesenen Bahn im Universum dahingeschleudert; den Gesetzen unterworfen, welche die uns bekannten Stoffe beherrschen, und in der Voraussicht, daß alles was jetzt einen so beträchtlichen Theil unserer Persönlichkeit ausmacht,

bald in ganz andern Formen in der Natur, aus der auch wir genommen sind, wieder aufleben werde, verbringen wir einige Momente, die wir Jahre nennen; wie sollten wir denn bei der Möglichkeit, daß vielleicht nichts von Allem was wir thun und sind, irgend ein bleibendes Interesse habe, unsre Seele hängen an das was ganz gewiß vergeht? Ist es, im Hinblick auf die Beschränktheit der Proportionen in denen wir uns bewegen, nicht weise, mit aller unsrer Macht zu trachten nach dem, was dann noch, wenn auch immer nur relativ, das Größte und Wichtigste genannt werden darf, und daran fest zu halten mit unserm ganzen Herzen? Was mit dem Bleibenden in uns nicht im allermindesten Zusammenhang steht, darf uns ja weder entzücken, noch quälen. Unsre Erde ist zu klein, um sie zum Schauplatz unsrer Zänkereien zu machen; wir selber sind zu winzig, uns einander den Vorrang ablaufen zu wollen.

Die Wahrheit dieser Betrachtungen ergreift uns um so mehr, und erscheint uns um so fruchtbarer, als diese unsere Beschränktheit nichts von dem Umfang unsrer höheren Bedürfnisse hinwegnimmt. Auf diese kleine Ecke des Universums, die wir unsre Welt nennen, hingebannt, dem Einflusse unsrer kleinen Umgebung dahingegeben, ergeht es uns schier wie dem Verbannten in Patmos, und thun sich unserm Geiste fortwährend die kühnsten Fernsichten auf. Klein sind wir; unser Geist aber achtet sich dennoch berufen, das ganze Universum zu umfassen, und gelingt uns dieß nicht, so schreiben wir es keineswegs eigenem Unvermögen, sondern nur den Verhältnissen außer uns, der Unvollständigkeit unsrer Werkzeuge zu. Klein sind wir; unser Herz aber fühlt sich empfänglich für die Erfahrung einer unendlichen Liebe, und wird sich täglich mehr einer bodenlosen Leere bewußt, daß es scheint, nur ein Gott vermöge es zu füllen.

Klein sind wir, und dennoch: kann es ein hochmüthiger Wahn sein, daß wir uns es nicht aufzuzwingen vermögen, nur für unser zeitliches Dasein geboren zu sein; daß das Beste, das Wesen unsrer Persönlichkeit uns immer mehr zu einer unbegrenzten Entwicklung berufen und befähigt zu sein scheint?

Ich verhehle mir nicht, daß in diesem Contraste der Reiz des Lebens zum großen Theil für mich liegt. Etwas so Erhabenes liegt in der Beschränktheit unseres gegenwärtigen Daseins, nun da wir

uns an dieser Beschränktheit nicht genügen lassen; etwas so Tragisches in der Unermeßlichkeit unserer höheren Bedürfnisse, da sie durch das was wir wirklich sind, so wenig gerechtfertigt scheinen. Daß die Idee eines Gottes, die Idee der Unsterblichkeit bei uns aufgekommen, und daß diese Ideen eine so wichtige Stelle im Leben der Menschheit eingenommen haben, das ist so sonderbar, daß es an Wahnsinn grenzt, und zu gleicher Zeit im besten Sinne des Wortes so kühn, daß es uns mit unwiderstehlicher Macht auf eine höhere Bestimmung hinweist.

Warum sollte nun dieser Contrast nicht gerade einen günstigen Einfluß auf unser ganzes Dasein ausüben können, in so fern er recht eigentlich dazu geeignet ist, uns sowohl von unsrer persönlichen Unwichtigkeit als von dem hohen Werth der menschlichen Natur zu überzeugen? Es gibt, kommt mir vor, wenig, was uns kräftiger aus dem Kreise des Gemeinen und Alltäglichen losreißt, als das Bewußtsein des Räthselhaften unsrer Existenz; wenig, was uns so heilsam demüthigt und erhebt. Eine Betrachtung des Menschen, wobei das Licht hauptsächlich auf diesen Contrast fällt, erhält unsern Geist in fortwährender Spannung und Anregung, indem nun die wechselnden Lebensverhältnisse uns bald in das Lilliput der menschlichen Beschränktheit, bald auf den Berggipfel führen, wo ein Prometheus der Gottheit trotzt. Die Legende vom Sohn des Menschen wird die Legende des Menschensohnes; eine Krippe und ein Stall werfen das Licht von Bethlehems Gefilden zurück; ein mißhandelter und erschöpfter Körper schlummert in einem Grabe, worüber das Morgenroth der Auferstehung bald leuchten wird. Heute das Ecce Homo eines demüthigenden Mitleidens; morgen das Rabbuni der bewundernden Liebe.

II.

So trägt unsre kosmologische Vorstellung Früchte für das praktische Leben. Nicht weniger aber ist unsre kritische Ansicht des menschlichen Erkenntnißvermögens dazu geeignet. Erinnern wir uns in der Kürze was diese Kritik uns gelehrt. Sie zeigte uns, wie wir von dem nämlichen Punkte auszugehen und theilweise den nämlichen Weg zurückzulegen haben, um Wahrheit sowohl als Irrthum

zu gewinnen; sie bewies uns, daß Objectivität für uns nicht anders zu erringen sei, als vermöge treuer und gewissenhafter Wahrnehmung, Vergleichung und Erklärung unsrer eignen Eindrücke. Sie lehrte uns einsehen, daß wir keinen Prüfstein der Wahrheit besitzen in irgend einer Realität außer uns, die unabhängig von uns selbst zu unserer Kenntniß gelangen könnte, und daß mithin die Bürgschaft dafür, daß wir Wahrheit und nicht Irrthum gefunden haben, einzig und allein in der Richtigkeit der Methode liegen könne, derzufolge wir unsere Empfindungen wiedergeben und Consequenzen daraus ableiten. Die Kritik unseres Erkenntnißvermögens gibt uns, es kurz auszudrücken, diese Lehre: darf auch der Mensch darauf rechnen, Wahrheit zu finden, so bleibt doch die Möglichkeit des Irrens eine außerordentlich große.

Hier haben wir wiederum nicht blos einen Satz aus der Logik, wenn man so will, sondern eine moralische Vorschrift. Wie? Man könnte dem Irrthum stets Thor und Riegel geöffnet sehen, und sollte nicht eine Ansicht der Menschheit und ihrer auf all ihr Thun und Lassen wenigstens gleichen Einfluß übenden Ueberzeugungen und Vorurtheile gewinnen, die zur innigsten Liebe und Theilnahme stimmen muß? Besuche eine Blindenanstalt; es kommt dir kein Gefühl des Widerwillens an; tritt ein in welches Lazareth du willst, und lebhafte Sympathie für den dich hier umringenden Theil der leidenden Menschheit wird sich deiner bemächtigen. Wer aber wird denn die übergroße Möglichkeit des Irrens, der Alle ausgesetzt sind, einsehen lernen, ohne daß eben dadurch alle besseren Gefühle seines Herzens sich regen? Um so mehr, als diese Möglichkeit nicht nur so groß ist, in Folge der von Vielen angewandten sonderbaren Art des Raisonnirens, sondern auch, und zwar besonders in Folge des ungeziemenden Einflusses, den unsre Leidenschaften auch sogar auf unsere besten Beweisführungen ausüben, so daß wir mitunter von dem vortrefflichsten Princip noch Mißbrauch machen und die schlimmsten Consequenzen daraus ableiten werden.

Das Bewußtsein der Möglichkeit des Irrens muß uns zur Milde stimmen, wenn wir erwägen, daß der Irrthum selten straflos ist, daß jedenfalls Wahrheit immer die unentbehrliche Bedingung zur Erfüllung unseres Berufes im besten Sinne des Wortes ist. Wahr=

heit allein kann uns frei, Wahrheit allein kann uns glücklich machen. Sind wir selten weder dieses noch jenes, so ist es in der Regel die Folge irgend eines Irrthums, dem wir uns hingeben. Es ist einmal nicht anders. Die höchsten Güter werden uns nicht in den Schooß geworfen. Sittliche Freiheit und innerer Friede werden uns nicht mechanisch zugemessen, wie ein Geschenk von Gottes Gnaden. Selbst in dem immer relativen Maße in welchem wir uns ihrer freuen dürfen, sind es Früchte, die wir nur erndten werden, falls wir Wahrheit gesäet haben. Ob unser Urtheil nun falsch oder verworren sei, wir werden in jedem Falle irgend wie dafür zu büßen haben. Unsere Erkenntniß steht meistens im richtigen Verhältniß zu unserm Glücke. Diese Aussage ist freilich nicht ermuthigend; wer aber wird ihre Richtigkeit leugnen? Von unserer Selbstkenntniß hängt ab, wie wir unsern Karakter ausbilden, welche Lebensaufgabe wir erwählen, welchem Herzen wir unser eigenes Herz für das Leben hingeben werden. Von unserer Menschenkenntniß hängt ab, welchen Erfolg wir mit unserer Stellung im socialen Leben erringen, ob wir uns Freunde oder Feinde machen werden, ob uns auf unserm Wege durchgängig Wohlwollen oder Mißtrauen werde zu Theil werden. Die ausgezeichnetsten Fähigkeiten und Talente gleichen, sobald sie mit Mangel an Menschenkenntniß zusammengehen, einem wohlausgerüsteten Schiffe in voller See, dem aber das Steuerruder fehlt. Von unsrer Kenntniß, von der Entwicklung unseres Urtheils im Allgemeinen wird öfter die Tragweite unseres Blickes, der Edelmuth unsres Herzens, der Werth der Erziehung die wir Andern geben, die Bedeutung tausend kleiner Plagen für unsre ganze Existenz, die Ausdauer unsres Muthes, der Erfolg unsrer Bestrebungen bedingt. Schiefe Vorstellungen nähren mancherlei Zwietracht. Mangel an klarem Verständniß verursacht vielerlei Elend. Beschränktheit des Geistes erregt allerlei Unzufriedenheit mit Gott und Welt; Kenntniß im weitesten Umfange ist demnach die Hauptquelle moralischer Freiheit und moralischen Glückes, oder des Entgegengesetzten, je nachdem sie wahr oder falsch ist.

Dieses wissen wir, und dazu, daß die Menschheit zum großen Theile in Unwissenheit versunken liegt, sich ergötzend am Schein und von so manchem Irrlicht verlockt, fortwährend der rechten Spur ver-

lustig. Jahrhunderte vergehen, bis die nützlichsten Wahrheiten entdeckt werden, wiederum Jahrhunderte, bis sie das Gemeingut Aller werden. Auf Kosten des theuersten Blutes und der kostbarsten Thränen feiern die reinen Grundsätze endlich ihren Sieg; — in abstracto, ja allerdings, doch auch die reinsten werden noch unwirksam gemacht durch das mangelhafte Urtheil und die Leidenschaften der Menschen. Ueberdieß wissen wir, daß sich hieran mit einem Male nichts ändern lasse, und daß der Reformator noch am gesegnetsten wirken wird, der die unerschöpflichste Geduld besitzt, und in der vollen Ueberzeugung an der Menschheit arbeitet, daß er nur für eine sehr ferne Zukunft Samen ausstreue. Die einleuchtendsten Beweisführungen prallen ab an Stumpfsinn oder Trägheit des Geistes. Rationelle Gründe bleiben um so einflußloser, je rationeller sie sind. Dagegen ist die menschliche Phantasie außerordentlich empfänglich und schmiegsam, so daß, wer nur diese Phantasie zu bearbeiten versteht, die Menschheit führen kann wohin er will. Keine Thorheit gibt es so thöricht, keinen Sophismus so greifbar, daß sie die Menschheit nicht irre zu leiten vermöchten, sobald nur auf ihre kranke Phantasie der nöthige Druck geübt wird. Die Nothwendigkeit selbstständigen Nachdenkens und unparteiischer Untersuchung möge noch so oft ins Licht gestellt werden, sobald die Fluth der Leidenschaft steigt, wird auch der festeste Damm der Beweisführung wie Papier.

Dieser Zustand unseres Geschlechts erregt Empfindungen der Milde und Theilnahme, sobald man sich auf einen kritisch-philosophischen Standpunkt stellt; auf diesem Standpunkt wird scharf unterschieden zwischen einer rein subjectiven Meinung und einer solchen die allgemein verbindend heißen darf. In der Regel wird dieser Unterschied nicht gemacht. Jeder hat gewöhnlich über Alles was ihm vorkommt ein Urtheil; an der objectiven Gültigkeit dieses Urtheils wird gar nicht erst gezweifelt; eine abweichende Meinung wird einfach als ungereimt bei Seite gelassen; das ist der praktische Glaube, von dem die meisten Menschen sich im Leben beherrschen lassen. Sie ahnen nicht oder kaum, welche Mühe für uns mit dem Erreichen objectiver Wahrheit verbunden sei. Wer aber einmal gelernt hat, am allerwenigsten in der Wärme und Lebendigkeit seiner Ueberzeugungen die Bürgschaft wider Irrthum zu suchen; wer einmal

erkannt hat, wie stark der Mensch unter dem Einflusse seiner Subjectivität stehe, und wie äußerst schwer es ihm falle, die Dinge rein objectiv zu betrachten, den ergreift öfter Wehmuth beim Anblick jenes unendlichen Streites der Meinungen, Gefühle, Bedürfnisse und Auffassungen, dessen Zeuge er täglich ist. Ist es doch leicht, vermöge einer einigermaßen genauen Beobachtung, bei Jedem den wir von Nahem kennen, dem zufälligen Ursprung seines ganzen Wesens und Seins nachzugehen. Und eben dieser zufällige Karakter der Ueberzeugungen, Neigungen und Urtheile der großen Mehrzahl, dieser ist es zu allererst, welcher solch wehmüthigen Eindruck hervorbringt. Es kostet zuweilen Mühe, in des Menschen geistiger Physiognomie nicht dasselbe zu erblicken als in seiner äußeren Erscheinung, nämlich einfach das Product unzähliger zufälliger, bloß von dem Lande und der Stadt, dem Volke und der Familie, denen er angehört, bedingter Ursachen. Mit einem Worte: wir suchen fast umsonst nach dem geheimnißvollen Moment, in welchem die menschliche Persönlichkeit auftritt als eine einigermaßen selbstständige Macht. Und immer wieder drängt sich uns die Frage auf: ob wir mit dem was wir lieben und meiden, mit der Eigenthümlichkeit unseres Karakters, mit unsern guten und schlimmen Eigenschaften, mit unsrer politischen und religiösen Richtung, noch etwas mehr seien, als die Summe von allerlei Kräften, über die wir niemals gefragt worden sind, ob wir ihrem Einflusse ausgesetzt zu sein begehrten, und wovon nur eine hätte anders sein sollen, um mit den übrigen ein ganz verschiedenes Resultat zu liefern.

Wer sich der Erkenntniß und Ueberzeugung der Mehrzahl seiner Mitmenschen gegenüber kritisch verhält, der hat davon diesen großen Gewinn, daß er keinen menschlichen Irrungen gegenüber mehr Zorn empfinden, sich an keinem menschlichen Aberglauben mehr ärgern kann, und gegen alle seinen eigenen Ansichten widerstreitenden Meinungen eine um so größere Milde und Toleranz beweisen darf, als diese bei ihm auf doppeltem Grunde beruhen. Für's Erste ist er sich natürlich bewußt, den nämlichen zufälligen Einflüssen, von denen er Andere beherrscht sieht, selber ausgesetzt zu sein; zum Andern und Wichtigsten aber steht es ihm nicht mehr frei, die Meinungen und Thaten seiner Mitmenschen böswilligen und schlechten Motiven zu-

zuschreiben. Immer wieder bemerkend, daß der Weg, der ihn seinem Urtheile nach Wahrheit finden ließ, öfter gerade neben jenem andern Wege herläuft, ja von diesem sogar beständig in allerlei Richtungen durchschnitten wird, der Andere seiner Meinung nach zum Irrthum geführt hat, spricht er so zu sich selbst: hätte ich mich nur einmal verführen lassen, diesen anstatt jenen Pfad einzulenken, hätte ich einem Einflusse etwas mehr als einem andern nachgegeben, wer weiß, ob ich nicht dort stünde, wo sich jetzt der Mann befindet, dessen Betragen mich befremdet, ja ärgert!

Dieses zu erkennen verleiht große Milde. Setze ich mich der Gefahr aus, für den kritischen Standpunkt zu schwärmen, oder sehe ich recht, wenn ich behaupte, die fortwährende Anwendung der Kritik des Erkenntnißvermögens sei im Stande eine Quelle der Liebe in unserm Herzen zu erschließen? Es liegt etwas so Erbarmungswerthes in der unabsehbaren Reihe von Täuschungen, welche die Menschheit in ihrem Streben nach Wahrheit schon erfahren hat. In ihrer unkritischen Subjectivität hat sie in jedem gegebenen Momente die volle Ueberzeugung gehegt, im Besitze der Wahrheit, ja zuweilen sogar der vollen Wahrheit zu sein; doch immer wieder ist diesem Achilles seine Briseïs entrissen worden. Die verschiedenen Richtungen und Lehren der Vergangenheit sind nunmehr begraben, und nur der Geschichtsforscher gedenkt ihrer noch. Laßt uns aber nicht vergessen, daß sie einst der Gesundheit und Lebenskraft, ja einer Zeit der höchsten Blüthe sich erfreuten, einer Zeit, da sie von ihren zahllosen Freunden mit Liebe und Stolz betrachtet wurden. Was für Tage des Glücks hat die denkende Menschheit nicht schon erlebt, Tage, an welchen sie ihr Trauergewand ablegte und sich schmückte gleich einer Braut, weil eine herrliche Zukunft sich ihr zu öffnen schien; doch immer wieder sind andere Tage der Einsamkeit und der Schande über sie gekommen, an welchen sie wehklagte gleich einer Betrogenen! Welche Seligkeit muß nicht der Theil jener ersten Christen gewesen sein, als das: „Kindlein, es ist die letzte Stunde" der Ausdruck der unerschütterlichen Ueberzeugung Aller war. Wie vollkommen befriedigt müssen sich nicht später diejenigen gefühlt haben, die sich dem Gnosticismus mit Herz und Seele hingeben konnten, damals als der Gnosticismus noch herrschte in seiner

üppigen Pracht und für den Stein der Weisen galt! Ich kann sie mir ausmalen, die Freude, wovon das Angesicht eines Augustinus erglühte, als er sein de civitate Dei zu Ende gebracht hatte, und der ganze Rath Gottes mit der Heidenwelt in seinem vollen Umfange entschleiert vor ihm dalag. Ich sehe die Genugthuung leuchten in dem Auge eines Anselmus, als er sein ontologisches Argument vollendet hatte, und Gottes Dasein hinfort über jeden vernünftigen Zweifel erhaben achten durfte. Was muß sich nicht geregt haben im Gemüth der Edelsten unter den Scholastikern, als Kirchenglaube und Philosophie das herrliche Verbrüderungsfest feierten; welch unbeschreiblicher Friede erfüllte nicht die Brust jener liebenswerthen Mystiker, die sich nur in die Tiefen der Liebe zu versenken hatten, um den Schlüssel zu jeglicher Verborgenheit zu finden. Wie fröhlich wird jener Archimedes der neueren Zeiten sein „Eureka" ausgerufen haben, als er sein „Cogito ergo sum" gefunden hatte; und wie schien ein Himmel auf Erden angebrochen, als das Morgenroth der französischen Revolution das hellste Licht aufgehen ließ über die politischen und socialen Lebensfragen, als das dreifache Zauberwort: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Alles neu zu machen versprach.

Und siehe! der Glaube an ein tausendjähriges Reich ist den Christen ein Spott geworden und eine jüdische Träumerei. Der Gnosticismus ist auf das Gebiet der leersten Speculation verbannt. Des Augustinus „de civitate" ist einfach ungenießbar geworden. Das ontologische Argument lebt noch hie und da in einem abgenutzten Lehrbuch der Theologia naturalis. Der Scholasticismus ist jetzt identisch mit Allem was langweilig und dürr ist; und die Argumente der Mystiker lassen sich kaum mit ernster Miene wiederholen. Unserem Skepticismus gegenüber ist der Zweifel des Cartesius ein Kind; und überlassen wir uns dem Zweifel, so wird wahrlich nicht er uns davon zu heilen vermögen. Der Wahlspruch der Revolution endlich ist heut zu Tage zu einem Gemeinplatz geworden, der nur in gewissem Sinne noch Anklang bei uns findet; wir wissen es nur zu wohl, die socialen Probleme sind zu verwickelt, als daß ein Zauberwort sie zu lösen im Stande wäre.

Ich vergesse nicht, daß unser Geschlecht im Suchen und Strau-

cheln langsam vorwärts geschritten ist, und daß das Kämpfen und Ringen unsrer Väter nicht ausschließlich der Vergangenheit angehört. Verschwindet aber damit etwas von dem tragischen Eindruck, den das Zertrümmern eines schönen Traumes nach dem andern bei uns zurückläßt, besonders dann, wenn wir erwägen, wie diejenigen, die vor diesen Phantasiegebilden die Kniee beugten, sich eine so ganz andere Zukunft vorspiegelten? Noch ist des Irrens kein Ende; und wollte man auch einen Augenblick lang annehmen, in der Christenwelt sei das Licht der Civilisation in relativ genügendem Maaße verbreitet, so gibt es ja viele Millionen unserer Mitmenschen, die entweder bestimmt scheinen, stets auf dem Standpunkt ihrer beschränkten Entwicklung stehen zu bleiben, oder sich in einer Uebergangsperiode befinden, die vielleicht erst nach Hunderten von Jahren zu einem erwünschten Resultate geführt haben wird. Wer aber könnte dessen inne werden, wer in der Ueberzeugung dieser Dinge leben, und noch dazu mit dem Bewußtsein, selbst immerfort fehl greifen zu können, ohne der Menschheit ein zartes Interesse zu widmen, der schon von so vielen körperlichen Leiden gefolterten, in so wehmüthigem Dämmerlicht, zuweilen sogar in vollständiger Finsterniß umherirrenden Menschheit, dort mit ihren drei- oder vierhundert Millionen Buddhisten, in Verzweiflung sich ausstreckend nach einem Alles verschlingenden Nirvana, hier mit ihren Katholiken und Denkern, schwankend zwischen Aberglauben und Zweifelsucht.

Dieses Mitleid aber ist keineswegs krankhafte und unfruchtbare Sentimentalität. Es ist eine, in einer bestimmten Auffassungsweise unseres Daseins, vor Allem in einem ernsten Streben sich offenbarende Liebe. Ist das Gebiet des Irrthums so groß, und das Gebiet der Evidenz so klein; stürzt sich der Mensch immer wieder in Folge seines Unverstandes und seiner mangelhaften Erkenntniß in allerlei Elend; trachten Aberglaube und Zweifelsucht sich seiner wechselsweise, als ihrer unglückseligen Beute zu bemächtigen; kostet es so viel Mühe nur einen Schritt breit vom Reiche der Unwissenheit und des Vorurtheils zu erobern, so müssen wir das Leben wohl ernst nehmen, so haben wir keine Zeit philisterhaft zu sein und uns jenen nichtigen Zerstreuungen hinzugeben, die unsere Tage verschlingen ohne unsern Geist zu bereichern; so werden wir es uns

als einer heiligen Pflicht bewußt, daß wir unsre Augenblicke wohl anzuwenden, unsre materiellen Bedürfnisse zu bezähmen, unsern Geist an Anstrengung zu gewöhnen, vermöge eines mäßigen Lebenswandels die höchst mögliche Geistesklarheit zu behaupten haben, damit wir dieses kurze Leben nicht vergeuden, sondern für uns selbst und Andere soviel Nutzen daraus ziehen, als unsere schwache Natur nur irgend zuläßt. Dann wird, gestatten uns die Verhältnisse ein contemplatives Leben, unser Studium der Wissenschaft kein selbstsüchtiges Zusammenscharren von Kenntnissen sein, eine Ernte, bestimmt dereinst mit uns zu Grabe zu sinken; nein, dann wird unser Blick fortwährend auf das Leben gerichtet bleiben, und der Mensch im Gelehrten weder auf- noch untergehen. Dann werden wir, hat einmal die Ueberzeugung sich unsrer bemächtigt, daß es unser Beruf sei ein Vorurtheil auszurotten, oder einen Aberglauben zu bekämpfen, von keiner Besorgtheit um unsern Ruf oder um unsre gesellschaftliche Stellung, von keiner einzigen persönlichen Rücksicht uns zurück halten lassen, sondern wir werden reden, kräftig und aufrichtig, im guten Zutrauen zu dem zwar immer relativen, doch darum nicht minder unverkennbaren Werthe des Kampfes, zu dem wir uns rüsten im Interesse dessen, was wir als der Wahrheit sich nähernd erkannt.

Eine ernste Lebensauffassung, eine jeder redlichen Ueberzeugung Achtung und aufrichtiges Interesse widmende Toleranz; Bereitwilligkeit, Alles was der Menschheit oder auch nur ihrem geringsten Theile irgend wie zu Gute kommt, mit Zeit, Vermögen und Geistesgaben eifrigst zu unterstützen; Muth, groß genug um mit Aufopferung eigener Ruhe, ja, wo es gefordert wird, mit dem Zerreißen der theuersten Bande, Vorurtheile anzugreifen und Irrthümer zu bekämpfen, das ist, meiner Ueberzeugung nach, die Gesinnung, die uns nicht gänzlich fehlen kann, sobald es uns Ernst ist mit der kritischen Ansicht des menschlichen Erkenntnißvermögens.

III.

Eine dritte wissenschaftliche Ueberzeugung wünsche ich zu einem Prinzip zu erheben. Es ist die betreffend das Unzulängliche jedes Versuches, zu einer Metaphysik streng wissenschaftlichen Karakters zu gelangen.

Wenn wir von Gott reden, so reden wir gewöhnlich von ihm mit Bezug auf die Welt. Wir können also nicht von dem göttlichen Wesen reden, ohne das Gebiet der Metaphysik zu betreten, die, bald den Namen der Philosophie, bald den der kirchlichen Dogmatik tragend, in jedem Falle sich immer mit Gottes Beziehung zur Welt beschäftigt. Der Glaube an eine göttliche Vorsehung, die Gesetze der Natur aus besondern Absichten zu ändern oder aufzuheben im Stande sein soll, der Glaube an Gottes Vaterliebe oder an Gebetserhörung — um nicht von anderweitigen Glaubensüberzeugungen zu reden — schließt nothwendig diesen oder jenen metaphysischen Satz ein, der auf zweierlei Art gefaßt werden kann: nämlich entweder als Lehrsatz, oder als poetisches Symbol.

Es kann nicht gleichgültig sein, welche von diesen beiden Anschauungsweisen man zu der seinigen mache. Doch ist es vielleicht nicht überflüssig, den Unterschied zwischen beiden zu erläutern. Betrachte ich eine Aussage über das göttliche Wesen als einen Lehrsatz, so bezeichne ich sie damit als eine mehr oder weniger genaue Bestimmung, aus welcher, zusammen mit anderen Bestimmungen, das göttliche Wesen in wirklichem Sinne erkannt werden könne. Ein solcher Lehrsatz bildet dann den Theil einer wissenschaftlichen Definition der Gottheit, und besitzt demzufolge einen objectiven Karakter. Einen solchen Lehrsatz nicht zu unterschreiben, kann sodann auch nur auf Rechnung der Unwissenheit oder bösen Absicht kommen, und darf eben so irrationell heißen, als es z. B. sein würde, leugnen zu wollen, daß die kürzeste Entfernung zwischen zwei Punkten die gerade Linie sei. Wer sich im Besitze eines solchen Lehrsatzes weiß, nebst noch anderen, die dann zusammen ein dogmatisches System ausmachen, meint überdieß — und von seinem Standpunkt mit Recht — er besitze nicht nur Wahrheit, sondern *die* Wahrheit, sodaß von demjenigen, der sie verwirft oder bezweifelt, ohne Umschweif behauptet werden darf, was dieser habe, sei Lüge. Bei einer solchen Ansicht von den Aussagen unseres religiösen Gefühls *darf* man nicht anders als intolerant sein; hier wäre Toleranz lächerlich. Zu dulden, daß Einer das bezweifle, worüber kein rationeller Zweifel bestehen soll, weil es die absolute Wahrheit ist, das wäre nichts Geringeres als ein Verrath an den höchsten Interessen der Menschheit.

Daß diese Ueberzeugung unmöglich die Ueberzeugung desjenigen sein könne, der einstweilen noch aller Metaphysik einen wissenschaftlichen Karakter abspricht, das braucht nicht erst versichert zu werden. Was aber die entgegengesetzte Ueberzeugung einschließt, ist vielleicht nicht Jedem sogleich klar. Betrachten wir die Aussagen unseres religiösen Gefühls weder als wissenschaftliche Bestimmungen, noch auch als bloße Träumereien ohne irgend eine Realität, so zu sagen, zum Hintergrunde, so bleibt noch ein Drittes übrig, nämlich, daß wir sämmtlichen Aussagen unseres religiösen Gefühls den Namen geben einer geweiheten Symbolik, bestehend aus allerlei poetischen Vergleichungen, die — annähernd wäre schon zuviel behauptet, nein, vielmehr in großer Entfernung — eine heilige Realität mit verständlichen Worten anzudeuten suchen, in solcher Weise, daß von jeder Aussage gelten muß, sie sei zu gleicher Zeit wahr und unwahr, wahr in metaphorischem, unwahr in buchstäblichem Sinne.

Ungefähr so: Jemand wird sagen, eine Jungfrau ist eine Rose; oder, jenes Herz ist golden; spricht er nun Wahrheit oder Unwahrheit? Beides allerdings. Wer aber wäre so abgeschmackt, daß er antworten würde: „blüht denn eine Jungfrau an einem Stengel," oder: „kannst du aus jenem Herzen eine Tuchnadel verfertigen?" — Wer aber andrerseits so unwissend, zu übersehen, es sei hier eine Metapher angewandt worden, und nun zu behaupten: ich habe einen Lehrsatz betreffend eine Jungfrau; Art. I, sie ist eine Rose?

Nicht anders verhält es sich mit unsrer Sprache über Gott. Sagen wir: Gott ist der Vater seiner Menschenkinder, Gott ist der Weltschöpfer, Gott sorgt für uns, Er zählt die Haare unseres Hauptes, oder endlich: Gott ist ein persönliches Wesen, so reden wir in lauter dichterischen Metaphern, die auf zweierlei Art, doch mit der gleichen Geschmacklosigkeit, buchstäblich gefaßt werden können, indem man sie entweder durch das Uebersehen des Tertium comparationis lächerlich macht, oder indem man sie zu sogenannten Lehrsätzen erhebt. Wollen wir uns vor dieser doppelten Geschmacklosigkeit hüten, so muß jedes Reden über Gott im Tone eines Lobliedes gestimmt sein. Gott selbst ist dann für uns nur das Höchste was wir uns denken, das Tiefste was wir fühlen, das Liebenswertheste was wir lieben, das Schönste was wir bewundern, das

Begehrenswertheste was wir begehren können, oder vielleicht noch richtiger: das unerreichbare Ideal, nach welchem wir uns ausstrecken, so oft wir denken, fühlen, lieben, bewundern oder begehren, das nennen wir Gott. Je nach der bestimmten Beziehung, worin wir uns bewußt sind zu diesem Ideale uns zu befinden, legen wir ihm andere Eigenschaften bei, geben wir ihm andere Namen.

Dieses scheint in geradem Widerspruche zu stehen zu dem, was ich in meinem ersten Capitel über den Trieb der Realität geschrieben, als welcher die Anwendung aller uneigentlichen Ausdrücke auf religiösem Gebiete ausschließen sollte, während dagegen hier erhellt, daß alle Aussagen unseres religiösen Gefühls uneigentlich, allegorisch sind, und ich sie demungeachtet nicht verbannt haben will. Jener Trieb nach Realität hat also geringen Werth, wenn wir am Ende doch unsre Zuflucht zu allerlei dichterischen Vorstellungen nehmen, und von den höchsten Angelegenheiten in einer Sprache zu reden fortfahren müssen, die mehr die Sprache des Gefühls als die der gesunden Vernunft ist?

Ich räume Alles dieses ein, und erhalte dadurch Gelegenheit, ins Licht zu stellen, was für das Leben aus unsrer ungünstigen Beurtheilung jedes metaphysischen Systems hervorgehe. Der Trieb nach Realität, uns allen traditionellen religiösen Vorstellungen gegenüber mit der Waffe einer unerbittlichen Kritik versehend, führt uns allerdings nicht viel weiter als zur Kritik, d. h. zu einer richtigen Prüfung der unsern religiösen Vorstellungen innewohnenden relativen Wirklichkeit. Es währt lange bis dieser Trieb im Menschen erwacht, ist er aber einmal erwacht, dann arbeitet er fort mit einer unwiderstehlichen, Alles vernichtenden Kraft. Bald sind wir am Ende unsrer religiösen Vorstellungen. Wir haben sie, eine nach der andern geprüft und erwogen, und unser Resultat ist dieses: Alles ist Symbol, Alles ist uneigentlicher Ausdruck, und dieses das Einzige, das wir wissen: Gott ist groß, und wir begreifen Ihn nicht.

Ist dieses Resultat einmal erlangt, dann wähnen wir im Anfange — kein andrer war der Weg eines Cartesius — vermittelst streng philosophischen Denkens zu einem vollkommen rationellen Gottesbegriff gelangen zu können. Was die kirchliche Dogmatik uns nicht gab, das wird die Weisheit der philosophischen Schulen uns geben.

Eitle Erwartung. Hier reicht — um mit Schiller zu sprechen — „kein Verstand der Verständigen“ aus. Aus dem Gesichtspunkt der abstracten, logischen Vernünftigkeit ist der berühmteste, philosophische Gottesbegriff eben so hohl, eben so unbefriedigend als der dunkelste Köhlerglaube. Ich brauche z. B. die kirchliche Trinitätslehre von Vater, Sohn und heiligem Geist wahrlich nicht gegen die spinozistische Trinitätslehre von der einen, untheilbaren Substanz mit ihren beiden unendlichen (sic!) Attributen umzutauschen. Das Dogma der Incarnation möchte ich wohl in Hinsicht der Vernünftigkeit in Schutz nehmen gegen Jeden, der sich auf die Vernünftigkeit seines Theismus, d. h. seines Bekenntnisses eines transcendent-immanenten Gottes etwas Besonderes zu Gute thut. Rühmt sich Jemand einer Gotteslehre die, nach dem beliebten Ausdruck, den Forderungen des Gemüthes und den Forderungen des Denkens zu gleicher Zeit ein Genüge thue, so lockt sein süßer Wahn uns ein wohlwollendes Lächeln auf die Lippen, das so viel heißt als: sancta simplicitas!

Der Trieb nach Realität bewahrt uns also vor Selbsttäuschung, hält uns ab das als Wirklichkeit anzunehmen, was keine Wirklichkeit hat, sondern blos Frucht der religiösen Phantasie ist. Doch ich kann es mir und Andern nicht verhehlen, wenn dieser Trieb sich nicht an Kritik genügen läßt, sondern ein positives Resultat begehrt, so wartet seiner nichts als Täuschung. Es ist, meiner ernsten Meinung nach, dem Menschen nicht verliehen, irgend eine Bestimmung des göttlichen Wesens zu geben, die den denkenden Verstand nicht in allerlei unübersteigliche Schwierigkeiten verwickle.

Ist dieses einmal und mit vollkommner Aufrichtigkeit anerkannt worden, dann schöpfen wir freieren Athem, dann beugen wir uns einem nicht selbstentworfenem Schicksalsschlusse, dann nehmen wir auch dieses Kreuz willig auf die Schultern, und suchen mit vollem Selbstbewußtsein bei der Phantasie das, was die große Menge unbewußt aus ihren Händen empfängt; und der Unterschied zwischen der abergläubischen Masse und dem denkenden Frommen kommt hierauf hinaus, daß, während beide sich ungefähr zu dem Nämlichen bekennen, die Erstere für wirklich hält, was der Letztere nur den symbolischen Ausdruck nennt einer Wahrheit, die ihm leider größtentheils unbekannt bleiben muß.

Das Leben ist ein beständiges Entweder-Oder, bei dem wir uns so gut wie möglich für Eins von Beiden entscheiden müssen. So auch hier. Und ist es erst recht klar geworden, was uns eigentlich unentbehrlich wäre für die tiefsten Bedürfnisse unseres Wesens, zur Entfaltung aller unsrer Kräfte, so kommt es nur darauf an, uns nun recht verständig und praktisch zu benehmen, nicht länger dem was doch unerreichbar nachzujagen, und uns wohl zu durchdringen mit der Wahrheit, daß die Griechen sich irrten, als sie die Tantalusqual in die Unterwelt versetzten. Es wäre die Thorheit selbst, erwarten zu wollen, daß unser Bedürfniß nach Realität, nach reiner, klarer Evidenz auf religiösem Gebiete befriedigt würde. Auf diesem Gebiete nach unumstößlichen und die Zustimmung Aller gewinnenden Beweisen für die Realität unsrer Vorstellungen und namentlich unsrer Ausdrücke zu fragen, das ist das Beginnen eines in der Geschichte des menschlichen Denkens durchaus Unbewanderten. Wir müssen uns, sobald wir die Religion selbst nicht preisgeben wollen, in Bezug auf unsre religiöse Sprache und Vorstellungen, mit demselben fatalen Vermögen begnügen, dem bei Weitem die meisten menschlichen Irrungen zur Last kommen; von dem wir am Anfange, wenn wir die ersten Schritte auf den Weg des Denkens setzen, nichts hören mögen; von dem wir die begründete Ueberzeugung bei uns hegen, es werde uns niemals zu irgend einem Ergebniß führen, über dessen Evidenz wir uns vergewissern könnten; ein Vermögen aber, das wir doch am Ende wieder genöthigt sind zu Hülfe zu rufen, wollen wir nicht umkommen vor geistigem Mangel. Dieses Vermögen heißt Poesie, Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft ist eine sonderbare Erscheinung im Menschen. Es läßt sich alles Schlimme und alles Gute von ihr sagen und Beides mit gleichem Rechte. Denke sie hinweg, und das Gebiet des menschlichen Irrthums und menschlichen Leidens zieht sich zusammen, fast bis auf gänzliches Verschwinden; und hinwiederum, vernichte sie, und dem Mittelalter fehlt sein Dante, die Restauration harrt umsonst ihres Shakesspeare, die neueren Zeiten werden ihres Milton und Goethe beraubt. Doch Namen sind hier überflüssig; denn niemals vielleicht hat die Menschheit etwas Großes oder Gutes zu Stande gebracht, das sie nicht auch dieser Wunder-

kraft zu verdanken hätte. Sie leiht uns Schwingen, die uns Zeiten und Entfernungen verachten lehren; sie ist die große Künstlerin, welche dem abstracten Gedanken, der ohne sie zur Unfruchtbarkeit verurtheilt wäre, eine sichtbare Form, Fleisch und Bein, gibt, und die den Enthusiasmus der Menge weckt und lebendig erhält für die in stiller Einsamkeit gereifte Geistesfrucht des Denkers.

Sie hat die Unternehmungen ins Dasein gerufen, die der Welt ein neues Ansehen gegeben; sie hat alle besten Lebenssäfte in die geweihete Literatur der ganzen Menschheit fließen lassen. Sie hat die unsterblichen Erzählungen geschaffen, welche wir die Gleichnisse Jesu nennen, und die Farben geliehen zu den unvergänglichen Schilderungen in „eines Christen Reise nach der Ewigkeit."

Und doch ist alles dieses noch nicht ihr größter Ruhm. Die Einbildungskraft hat die menschliche Sprache zu dem gemacht was sie ist. Was würde unser Sprachvermögen bedeuten, wenn nicht diese Macht ihm beständig zu Hülfe eilte? Die Mehrzahl unsrer Wörter und Ausdrücke sind Bilder, kühne, sinnreiche, zarte Bilder, und wer nichts von Bildern hören will, der mag sprechen und schreiben im anziehenden Styl einer Notariatsurkunde. So sehr hat die Phantasie uns in ihrer Macht, daß wir keine edle Empfindung, kein tiefes Gefühl, keinen erhabenen Gedanken in menschliche Sprache zu kleiden vermögen, ohne von ihr, und von ihr fast allein, die angemessenen Formen entlehnen zu müssen.

Wie könnte es sich nun anders verhalten auf religiösem Gebiet, wo eben die edelsten Empfindungen, das tiefste Gefühl, die erhabensten Gedanken täglich einen Ausdruck suchen? Hier alle uneigentlichen Ausdrücke vermeiden zu wollen, wäre nichts anderes als sich dauerndes Schweigen aufzuerlegen.

Daß mit dieser Nothwendigkeit ein großer Nachtheil verbunden sei, bin ich der Erste einzuräumen; daß uns, besonders da wo es die höchsten Angelegenheiten gilt, klare Begriffe und eigentliche Ausdrücke, ja eine nüchterne Sprache erwünscht wäre, empfinde ich lebhaft; allein was nützt es, zu trauern über das, was nun einmal nicht zu ändern? Laßt uns lieber, dem bekannten vaterländischen Sprichwort zufolge, aus der Noth eine Tugend machen, und zusehen, daß

wir die Einbildungskraft, welche die Quelle vieles Schlimmen werden kann, zum Guten anwenden.

Schon gut, wenn wir uns an Andern spiegeln können. Und die uns hier freundlich den Spiegel vorhalten, das sind der Rationalismus und Deismus vom Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts. Fast ließe sich behaupten, sie hätten uns, durch ihren Mißbrauch dieser Worte, für immer von der „Vorsehung" und dem „höchsten Wesen" erlöst. D. h. ihr Versuch, klare Begriffe über die Gottheit in der Sprache des sogenannt aufgeklärten Verstandes auszudrücken, ist fruchtlos geblieben. Dieser Versuch hat eine Reaction hervorgerufen, eine pietistische und mystische Reaction, die unsre Aufmerksamkeit auf ein unverkennbares Bedürfniß des Menschen hinlenkt.

Sind wir so der Phantasie in die Arme geliefert, und ist jede religiöse Bewegung die sich ganz ihrem Einflusse entziehen will, todt geboren, so ist das erfolgreichste Mittel sie unschädlich zu machen dieses, daß man ihre Herrschaft offen anerkenne. Die Phantasie richtet ja nur dann Schlimmes an, wenn man ihren eigentlichen Karakter übersieht und ihre Schöpfungen für etwas Wesentliches hält. Läßt man dagegen Phantasie Phantasie sein, und erkennt man ihre Kinder fortwährend als *ihre* Kinder an, so droht uns von dieser Seite her nicht mehr die mindeste Gefahr.

Erkennen wir also dankbar an, daß, wo die Sprache des nüchternen Verstandes nicht ausreicht, unsre besten Empfindungen auszudrücken, die Einbildungskraft, die Poesie, oder wie man jene wundersame Macht auch nennen wolle, uns zu Hülfe eilt; und Poesie in ihrer ganzen Fülle darf uns in der That zu Gebote stehen, so lange wir uns nur bewußt bleiben, daß sie Poesie und nicht z. B. Wissenschaft sei.

Im täglichen Leben wird dieß von Jedermann anerkannt. Niemand scheut sich den *Löwenmuth* des Mannes oder die *schneeweiße* Aufrichtigkeit des Jünglings zu rühmen. Wer befürchtet, nicht verstanden zu werden, der seinen einzigen Liebling sein *Lämmchen* nennt, oder von der theuren Erde, worin er das theure Wesen gebettet, als von dem *Acker Gottes* spricht. Bedarf es der Erläuterung, wenn ich *unauflösliche* Freundschafts*bande* glücklich

preise, oder dem jungen Herzen, in welchem die erste Liebe keimt, die Unschuld einer Taube zuspreche. Wäre es zweideutig, Göthe als einen König oder Beethoven als einen Priester zu ehren, oder wird Jemand mich der Anwendung eitler Phraseologie anklagen, wenn es mir beliebt von dem Tempel der Wahrheit und dem Altar der Liebe zu schwärmen. Endlich, gebe ich Anlaß zu Mißverständnissen, wenn ich in Napoleon einen Titanen oder in Rembrandt einen Zauberer begrüße? Bei diesen figürlichen und uneigentlichen Ausdrucksweisen leidet die Deutlichkeit keinen Schaden, einfach weil Jedermann von ihrem figürlichen Karakter völlig überzeugt ist, weil Jedermann sehr gut weiß, daß es Sachen gibt, die man nicht andeuten kann, ohne sie mit einem allgemein bekannten Gegenstande zu vergleichen, dessen Name allein schon die Vorstellung gewisser Eigenschaften hervorruft. Heine's: „Du bist wie eine Blume!" sagt uns von seiner Angebeteten gewiß unendlich mehr, als wir in der ausführlichsten Beschreibung von ihr lesen könnten, gesetzt eine solche Beschreibung wäre überhaupt genießbar.

Wir werden, meiner Ansicht nach, einen großen Fortschritt gemacht haben, wenn wir so weit sein werden, daß kein Irrthum in Betreff der den meisten Ausdrücken unsrer religiösen Sprache zukommenden symbolischen Bedeutung mehr möglich sein wird. In dieser Hinsicht herrscht noch eine sonderbare Willkür, die ihren Ursprung dem von Einigen gehegten Wahne verdankt, als ob es überhaupt möglich sei, für das Göttliche die Sprache des aufgeklärten Verstandes anzuwenden. So ist es nichts Ungewöhnliches, daß Gott nur mit einem gewissen Widerstreben Vater genannt und ihm Liebe oder Mitleiden zuerkannt werde. Man will sich möglichst ferne halten von jeder Spur des Anthropomorphismus, und findet es darum auch ganz in der Ordnung Gott die Quelle alles Lebens oder, noch ärger, den Grund alles Bestehenden zu nennen, obgleich es an und für sich besser scheint, seine Vergleichungen dem Menschen, anstatt leblosen Gegenständen zu entnehmen.

Nein, Alles ist hier Symbol, heilige Metapher, und es kommt nur darauf an, dieß einmal für immer zu erkennen, so ist in Zukunft die Möglichkeit des Mißverständnisses abgeschnitten. Das Gefühl der Anbetung, welches wir dem höchsten und vollkommnen

Wesen darbringen, wird so unaufhörlich modificirt, nimmt so zahllose Schattirungen an, daß wir, um dieses Gefühl einigermaßen in Worte zu fassen, zu allerlei Vergleichungen unsre Zuflucht nehmen müssen. Wo das unserem Geiste vorschwebende Ideal unsre Schritte auf einen bessern Weg lenkt, als der ist, den unsre Sinnlichkeit gewählt hätte, da nennen wir Gott unwillkürlich unsern Hirten, dessen Leitung wir uns übergeben. Wo wir über die innige Beziehung zwischen unserm nichtigen Ich und dem höchsten Wesen nachdenken, da kommt uns der süße Vatername wie von selbst auf die Lippen. Unmöglich ist es, sich großer Segnungen zu erfreuen und dabei aller Selbstgenügsamkeit und Filzigkeit abgewandt zu bleiben, ohne eine religiöse Empfindung bei sich wahrzunehmen, der wir, vergleichungsweise gesprochen, recht eigentlich den Namen Dankbarkeit geben dürfen. Will nun Einer sagen, das höchste Wesen könne weder ein Hirte noch ein Vater sein, und es gehe nicht an, der höchsten Ursache für ihre Wirkungen zu danken, so verräth er, glaube ich, in trauriger Weise seinen Mangel an feinem Sinn, seine Geschmacklosigkeit, und sein gänzliches Versunkensein im Philisterthum.

Es genüge an diesen kurzen Andeutungen. Auf ihren praktischen Werth aber muß ich noch die Aufmerksamkeit lenken. Dieser kommt hierauf hinaus: sind wir genöthigt unsre Zuflucht zur Poesie zu nehmen, sobald wir unser religiöses Gefühl in Worte fassen wollen, so ist auch die große, an die religiöse Sprache zu stellende Forderung die, daß sie in Wahrheit poetisch sei, in der höchsten Bedeutung des Wortes; daß die von ihr gewählten Bilder mit den Regeln der Schönheitslehre übereinstimmen. Ist diese Forderung eben so billig als wichtig, so geht daraus hervor — und wem entginge die Wichtigkeit dieser Folgerung für das praktische Leben? — daß, um nicht blos religiös zu sein, sondern auch unsre Religion in würdigen Formen darzulegen, unsre ästhetische mit unsrer religiösen Entwicklung gleichen Schritt halten müsse. Die religiöse Sprache soll wahre Poesie sein. Die Geschichte der christlichen Kirche, ihrer Predigt und ihres Cultus, macht leider! diese Bemerkung nicht überflüssig. Steht einmal fest, daß diese Sprache nicht aus einem philosophischen, sondern aus einem poetischen Wörterbuch schöpfen solle,

so liegt zu Tage, daß nur die Aesthetik ihre Gesetzgeberin sein dürfe; und wir leiten daraus furchtlos diesen Grundsatz her, es sei jeder religiöse Ausdruck zu genehmigen, der den Forderungen eines zarten und entwickelten Schönheitsgefühles entspreche und eine reine religiöse Empfindung wiedergebe.

Wir sind so glücklich einen Maßstab für die religiöse Sprache zu besitzen, dessen Autorität und seltene Erhabenheit von Allen anerkannt wird. Es ist die Sprache in der Jesus von Nazareth dem Gedächtniß von nun schon achtzehn Jahrhunderten das eingeprägt hat, was in seinem eigenen Gemüth lebte. Die Sprache Jesu ist unverfälschte und heilige Poesie. Daß diese Sprache einen so tiefen und unauslöschlichen Eindruck gemacht, und noch täglich macht, das ist weder ihrer philosophischen Genauigkeit, noch ihrer logischen Richtigkeit zuzuschreiben. Gerade die unsterblichsten Worte Jesu sind die, deren eigentlichen Sinn zu bestimmen, einer rein grammatischen Exegese am Schwersten fallen muß. Ist er es nicht, der mit dem größten Nachdruck das göttliche und unendliche Wesen „den Vater", „den Vater im Himmel" genannt hat, und von dem Leben nach diesem Leben als von dem „Hause dieses Vaters" spricht, in welchem viele Wohnungen seien? Hat er uns Gottes Fürsorge für seine Geschöpfe nicht beschrieben als ein „Bekleiden der Lilien des Feldes"; und Gottes milde Liebe bewiesen aus dem Umstande, daß „ein irdischer Vater seinen Kindern nicht statt des Brodes einen Stein geben werde". Das Glück derjenigen die reines Herzens sind, nennt er kühn ein „Schauen Gottes"; das zarte Gefühl für Kinder will er wecken durch die Versicherung, daß „ihre Engel allezeit das Angesicht sehen ihres Vaters der im Himmel ist". Das höchste Streben des Menschen ist ihm ein „Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit"; unsre Bestimmung, „das Salz der Erde, das Licht der Welt" zu sein. Die Selbstverläugnung zu der er ermahnt, ist „ein Ausreißen des Auges und ein Abhauen der Hand"; die Sanftmuth, die er empfiehlt, ein „Sehen des Balken im eignen Auge, ehe man des Splitters in des Bruders Auge" gewahr werde. Falsche Propheten heißen ihm „reißende Wölfe in Schafskleidern"; praktische Christen, „Männer die ihr Haus nicht auf einem Sandgrunde gebaut haben." Der neue Geist, der neue Zustände ins Leben ruft,

ist für ihn gleich „neuem Weine", der „neuer Schläuche" bedarf. Seine Lehre ist ein „Joch, das er sanft und eine Last die er leicht" nennt. Der verkehrte Einfluß den er bekämpft, ist der „Sauerteig der Pharisäer"; der Reiche der Seligkeit gegenüber, „ein Kameel vor einem Nadelöhr;" die Scheinheiligkeit ein „Reinigen nur vom Auswendigen des Bechers." Den Satan sieht er „gleich einem Blitz aus dem Himmel herabfahren". Sein eigenes Verhältniß zu seinen Jüngern bezeichnet er mit dem Verhältniß zwischen einem Bräutigam und dessen Freunden. Seine Liebe zu dem unglücklichen Jerusalem kann ihn nicht rühren, ohne daß das Bild „einer Henne die ihre Küchlein unter ihre Flügel versammeln will" vor seinem Geiste erscheint; das Glück einer wahren Bekehrung nennt er „Freude vor den Engeln Gottes". Tröstet er nicht den Schächer mit einem „Paradiese"? Sind es nicht „Vaterhände", denen er sterbend seinen Geist hingibt?

Lauter Sprache in Bildern; wie schön aber, wie erhaben! Maßvolle Einfachheit ist ihr sich niemals verleugnender Karakter; ihre Kraft liegt im Maße. Die christliche Kirche hat Jesu großes Vorbild nur zu bald vernachlässigt, und ihr Heil gesucht bei einer, nicht von rein religiösem und rein poetischem Gefühl, sondern von einer halb philosophischen, halb mystischen Theologie gegebenen Symbolik. Die ersten Spuren davon treffen wir schon in den sogenannten apostolischen Schriften; ob sie gleich in dieser Hinsicht noch weit erhaben sind über das, was der Pietismus späterer Zeiten uns zum Besten gab. Dieser lehrte uns Lieder singen von einem Haupte voll Blut und Wunden, und forderte uns auf, in die Wunden Christi uns zu flüchten, als wäre es nicht schon genug im Blute des Heilands rein gewaschen zu sein. Man denke sich diese Sprache auf Jesu Lippen.

Laßt uns mit unsrer religiösen Sprache zu seinem Vorbilde zurückkehren, als zu einem solchen das wahrhaft bleibende Autorität hat. Laßt uns es nicht verbessern wollen, weder durch gesuchtere und auffallendere Bilder, noch indem wir eine sogenannte philosophische Sprache an seiner Statt einführen. Die Poesie ist dem Menschen gegeben um seine tiefsten Empfindungen, worüber er sonst ein gänzliches Stillschweigen bewahren müßte, in allerlei sinnreichen

Formen auszudrücken, und so die übrigens der menschlichen Natur gesetzten engen Grenzen für eine Weile zu überschreiten. Der am Meisten Uebles von ihr geredet, hat ihr vielleicht am Meisten zu verdanken: was wäre Plato ohne Poesie für die Nachkommenschaft gewesen?

Gefährlich jedoch sind die Hülfstruppen, welche die Poesie uns stellt. Sie kehren die Waffen wider uns, wofern sie nicht unter strenger Disciplin gehalten werden. Solche Disciplin aber muß hier ausschließlich von einem feinen ästhetischen Tact ausgeübt werden. Und dieses führt uns schließlich zu der praktischen Bemerkung zurück, worauf es in diesem Paragraphen vor Allem ankommt. Sollen wir auf die Dauer passende Formen für den Ausdruck unseres religiösen Gefühls finden, so muß unsre ästhetische mit unsrer religiösen Entwicklung gleichen Schritt halten.

Gegen das Wort: ästhetische Entwicklung besteht ein gewisses Vorurtheil, besonders in religiösen Kreisen. Man pflegt dabei an das Entgegengesetzte der Frömmigkeit, an etwas sehr Frivoles und Weltliches zu denken. Der alte semitische Irrthum hat sich in der christlichen Kirche fortgepflanzt. Kunst und Aesthetik sind das Gebiet des Tubal-Kain und der Seinigen, das Erbgut der Kinder dieser Welt geworden. Das Christenthum scheint vielmehr die Verherrlichung des von Gott erwählten Verachteten und Niedrigen zu sein. Was den griechischen Schönheitssinn ärgert, ist hier gerade das Symbol der Gottheit. Welchen Zusammenhang gibt es denn zwischen Christenthum und Aesthetik?

Wenig vielleicht. Daß es aber zwischen der Religion Jesu und einem reinen Schönheitssinne einen unauflöslichen Zusammenhang gebe, das muß, so viel ich sehen kann, über alles Bedenken feststehen. Ich berufe mich nochmals auf Jesu Vorbild. Und mag es auch ungewohnt erscheinen, von seinem Schönheitssinne zu reden, so bin ich doch überzeugt, und glaube es Jedem fühlbar machen zu können, daß der Sieg, den Jesus über die Welt davongetragen, zum großen Theile, vielleicht für die Hälfte, seinem zarten und reinen Gefühle für wahre Schönheit zu verdanken sei. Damit uns dieses klar werde, haben wir uns blos vom letzten Sauerteig des Katholicismus zu befreien, der mit seinen ausgehungerten (d. h. von Außen

künstlich auf allerlei Weise gestützten) gothischen Kathedralen, seiner unziemlichen Vervielfachung von Crucifixen und Marterbildern, seinen von Pfeilen durchbohrten, flammenden Herzen, seinen geputzten, zuweilen sogar mit einer ungefügen Leiche auf dem Schooße dasitzenden Madonnen, den Geschmack verdorben hat. Von diesem Katholicismus aber war nichts in Jesus. Könnte er sich unter die Darstellungen unsrer sogenannten religiösen Malerei und Bildhauerkunst versetzen, vielleicht würde er sagen: thut diese Sachen fort von hier, ihr habt das Haus Gottes zu einer Marterstätte gemacht. Und es fragt sich, ob es mit seinem Geiste übereinkomme, daß wir ihn vorzugsweise unter der Gestalt des Mannes der Schmerzen verewigt haben. Dem sei wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß wir in dem großen Werk des Menschensohnes viel auf Rechnung seines seltenen Schönheitssinnes schreiben dürfen. Wären seine Bilder und metaphorischen Ausdrücke nicht mit so großem Zartsinn gewählt, vielleicht wären sie schon vergessen. Ich würde mich der Gefahr aussetzen, die Lachlust zu erregen, wollte ich in Einzelnheiten zeigen, daß man in seinen Reden an der Stelle der edlen Worte keine unedlen treten lassen kann, ohne daß diese Reden all ihre Kraft und all ihren Zauber einzubüßen scheinen. Läsen wir: Sehet an die Fliegen, sie haben keine Böden, ihren Vorrath aufzuheben und die Vorsehung macht doch daß die Fliegen zu essen finden. Und was sorgst du um einen Ueberrock? bemerke die Pferdeblumen, wie sie wachsen, doch bringen sie nicht das Geringste fertig; — würde diese Sprache dich rühren? Ich bin vielleicht schon zu weit gegangen, und will mit einer so traurigen Uebersetzung der erhabensten Gedanken nicht fortfahren; es genüge zum Beweise, daß die ästhetische Vortrefflichkeit des Unterrichts Jesu eine der Hauptursachen seines dauernden Einflusses ist. Dann aber kann auch ästhetische Entwicklung für unser religiöses Leben nichts Gleichgültiges sein. Im Gegentheil sie ist unentbehrlich, und es ist vielleicht erlaubt, für die religiöse Sprache jene bekannte Regel umzukehren und zu sagen: „Rien n'est vrai que le beau", weil das wahrhaft Schöne allein der einigermaßen angemessene Ausdruck heißen darf für die erhabensten Empfindungen unseres Gemüthes.

Ich glaube daher, die ästhetische Erziehung des Menschen könne

kaum zu früh anfangen, und sei in keinem Falle ungestraft für das religiöse Leben zu vernachlässigen. Ist die Religion nichts weiter als eine dem Gedächtniß eingeprägte Lehre, oder eine gewisse Anzahl überlieferter Formen, so kann man das Schönheitsgefühl ruhig schlummern lassen; denn, zu sehr entwickelt, würde es einer so aufgefaßten Religion eher Schaden bringen. Ist aber die Religion mit unserm zartesten und tiefsten Gefühl verbunden und die herrlichste Frucht unsrer ganzen Bildung, so ist es nicht unmöglich, daß Mangel an Religion in einem späteren Lebensalter die Frucht davon sei, daß in den Kindheits- und Jugendjahren der Schönheitssinn unentwickelt geblieben. Andererseits aber fehlt dem nicht-religiösen Leben eine gewisse Weihe, und schon diese Wahrnehmung allein regt uns an, das religiöse Leben in uns und Andern zu erhalten. Die höhere Lebensfreude, jene Tochter der Frömmigkeit, ist nicht in sinnlichen Formen wiederzugeben oder in Zahlen abzumessen, so daß sie für Jeden gleich zu tasten und zu schauen wäre. Nein, der äußere Unterschied zwischen dem, der Religion hat und dem, dem sie fehlt, ist geringe, namentlich in protestantischen Ländern, wo die religiösen Formen nur selten hervortreten. Fragt man nun, worin der Unterschied nichtsdestoweniger bestehe? In der ganzen Auffassung, in dem ganzen Tone des Lebens, siehe da, die einzige Antwort. Wer aber versteht dieß, wer sonst als nur der, dessen Blick geübt für feine Schattirungen, der ästhetisch gebildet ist? Was eine Anschauung, ein Leben, eine Persönlichkeit religiös mache, ist vielleicht nicht zu beschreiben. Gewiß aber ist, daß Rohheit und Mangel an feinem Gefühl für das Zarte und Schickliche mit wahrer Religiosität vollkommen unvereinbar sind. Niemand wird kraft seines Schönheitsgefühls der Religion verlustig gehen; im Gegentheil, wenn wir uns von der Leidenschaft hinreißen lassen, so schaden wir der Schönheit eben so sehr als der Religiosität unseres Daseins.

Wie sonderbar sieht es in dieser Hinsicht mit der religiösen Erziehung der Meisten aus. Kein Wunder, daß diese Erziehung nicht zu einem besseren Resultat zu führen pflegt. Ließe man seine Kinder nicht taufen, nicht in die Kirche gehen, würden sie in zwölf- oder vierzehnjährigem Lebensalter nicht in den Religionsunterricht geschickt, so würde man sich das als eine unverzeihliche Nachlässigkeit

vorwerfen und meinen, man hätte nichts für die religiöse Entwicklung seiner Kinder gethan. Diese Pflichten werden in gewissen Kreisen mit lobenswerther Gewissenhaftigkeit erfüllt. Ist nun aber damit Alles abgethan? Wenn während dem die Kinder in einer Atmosphäre von philisterhaften Gefühlen und Ideen aufwachsen; wenn ihr junger Geist in der Kirche, im Theater, oder durch Lektüre sich an geschmacklosen Vorstellungen und Gegenständen nährt und sich daran gewöhnt; wenn ein roher oder erkältender Umgang jede Regung des Gefühls als Sentimentalität verurtheilt; wenn eine flache Lebensauffassung der natürlichen Zartheit ihres kindlichen Gemüthes eine tödtliche Wunde versetzt, hat man sich dann etwa nicht über Pflichtversäumniß zu beklagen? Wird daran gedacht und mit dem Ernste, der Beharrlichkeit, die das Wichtige der Sache so dringend erfordert? Gib deinem Kinde eine sogenannt anständige und religiöse Erziehung, und mache es dabei durch Vorbild und Versäumniß zu einem Wesen ohne Zartgefühl, ohne Feinheit, ohne Schönheitssinn; Mann geworden, wird er ein Formalist sein ohne Geist und Leben, oder, ist er bloßem Formalismus abgeneigt, der Religion für immer den Rücken zukehren.

Die ästhetische Erziehung des Kindes sowohl als des Menschen in gefördertem Alter besteht in der Pflege und Entwicklung jener zarten Theile unseres geistigen Wesens, deren normaler Zustand noch nicht damit verbürgt ist, daß wir in irgend einem Fache der Wissenschaft oder praktischen Erfahrung, vielleicht sogar in einer Kunst eine beträchtliche Höhe erreicht haben. Sie findet Statt, zumal im Anfange, vermöge persönlichen Einflusses und wird späterhin ungemein befördert durch ein einsichtsvolles Studium der Klassiker. Wir müssen es uns tief bewußt werden, daß die Aesthetik viel weiter reiche als das eng abgeschlossene Gebiet der Kunst, ja daß es kein Gebiet des Lebens gebe, wo, — sei die Herrschaft ihr auch untersagt, — ihr Einfluß nicht gespürt werden solle. Sie ist das Geheimniß jener höheren Bildung, jener wahren Humanität, an der es uns noch öfter fehlt. Je höher sie geehrt wird, desto stärker wird auch der Mangel an Religion hervortreten, desto tiefer wird die Schönheit des religiösen Lebens empfunden werden, und desto größere Harmonie eintreten hinsichtlich der Formen in denen sich unser religiöses Leben offenbaren soll.

Dazu aber ist es nöthig, daß die rechte, d. h. die vollkommen

ernste Bedeutung der Worte Poesie, Aesthetik zu der Ueberzeugung Aller hindurchdringe. Nein, Poesie ist kein eitles Spiel, unschuldiges Vergnügen für Kinder und Frauen, und ein zartes Gefühl für das Schöne kein selbstsüchtiges sich Versenken in eine ideelle Welt, das uns untüchtig zum Leben machen müßte, oder uns abhielte, innigen Antheil zu nehmen an einer oft wenig schönen Realität. Poesie ist ein Divinationsvermögen, das uns zwar niemals zur Wissenschaft führen wird, das uns aber eine höhere Wahrheit ahnen, zuweilen fassen läßt, höher als unsre beschränkte Wissenschaft uns zu zeigen vermag. Laßt den Dichter in uns nicht sterben! Es ist der Dichter in uns, der uns bewahrt, daß wir über Dissonanzen nicht die Harmonie, über Unordnung nicht die Ordnung vergessen. Es ist der Dichter in uns, der ein Herz hat für die geheimnißvolle Sprache der Natur; der dem Wellenschlag des großen Meeres nicht lauschen kann, ohne daß das Gefühl der Unendlichkeit bei ihm erwache; der das Samenkorn nicht in die Erde fallen sieht, ohne zu träumen von einem Auferstehungsmorgen. Laß sie zerspringen, die Saiten der Poesie in deinem Gemüth, und der gestirnte Himmel wird uns nichts Anderes und nichts mehr sagen als ein Handbuch der Astronomie uns lehrt, und der Lenz hat keine Freude, der Herbst keine Wehmuth mehr. Bedenke was du thust, ehe du diese Quelle des religiösen Lebens in dir vertrocknen lässest. Wenn das große Meer keine Stimme mehr für uns hat, und der Waizenhalm und das Sternenheer schweigen; wenn die Knospen des Lenzes nicht mehr sprechen, und die Blätter fallen, während Keiner da ist, der es bemerke, dann wird — nein es ist wahr — dann wird keine Stille sein; dann werden wir die Räder unsrer Dampfmaschinen und das Schnarren unsrer Modemusik vernehmen. Wer aber dabei nicht leben kann, der denkt vielleicht mit Wehmuth zurück an jene Zeiten, als die ganze arische Familie noch beisammen war, und fragt sich, ob er nicht, hätte die Wahl bei ihm gestanden, lieber als mit Griechen und Germanen nordwärts, mit jenen andern arischen Stämmen südwärts gezogen wäre, über den Schnee des Himalajahgebirges an die Ufer des Indus, um dort dieses irdische Leben zu verachten als einen Schein und einen Traum, und sich zu vertiefen in die Dinge, die man nicht sieht.

Fünftes Kapitel.

Das Reich Gottes ist Gerechtigkeit, und Friede, und Freude in dem heiligen Geist.
Paulus, An die Römer, XIV, 17.

Hat die moderne Richtung etwas ihr Eigenthümliches, so besteht dieß vielleicht zunächst in ihrem ernsten Streben, manches Gute und Schöne, das bis dahin vom Gebiete der Religion und Kirche ausgeschlossen war, innerhalb die Grenzen dieses Gebietes hinüber zu bringen. Ich nenne dieß nicht ihr Verdienst, sondern vielmehr die nothwendige Folge der Gewalt, womit das nicht-kirchliche Leben, einer stets wachsenden Fluth gleich, nun schon seit Jahren gegen die Kirche anschwillt.

Hoch war bis jetzt die Scheidewand zwischen dem was außer- und dem was innerhalb der Kirche galt, zwischen dem geweiheten und dem profanen Leben. Diese Scheidewand ist von dem Katholicismus errichtet, und von dem Protestantismus zwar etwas niedriger gemacht, doch nicht geschleift worden. Werden die Freunde der modernen Denkweise Zerstörer genannt, so dürfen sie sich diesen Namen wohl gefallen lassen, wenn damit ihr beständiger Anfall auf diese Scheidewand gemeint ist. Ihr Bestehen kennen zu lernen und ihre Höhe zu messen, dazu brauchen wir nur die tägliche Erfahrung zu befragen. Noch in unsern Tagen scheint der Name kirchlich ein Freipaß zu sein für allerlei sonderbare Vorstellungen, Gewohnheiten und Bräuche, die man sich unter einer andern Fahne oder in einer andern Umgebung wohl schwerlich erlauben möchte.

Während — nur eines Punktes zu erwähnen — die gesammte menschliche Wissenschaft täglich an ihrer großen Aufgabe arbeitet, mit

der äußersten Behutsamkeit einen Schritt nach dem andern vorwärts thut, und Nichts als was sie im gewöhnlichen Sinne des Wortes beweisen und für Alle verbindend machen kann, für unzweifelhafte Wahrheit ausgiebt, ist die Kirche berechtigt, über allerlei Fragen auf historischem, sprachlichem und kritischem Gebiete sich als im Besitze einer unbestrittenen Gewißheit, die sie Glauben nennt, zu betrachten, in Bezug auf diese Fragen höchst gewagte wissenschaftliche Sätze aufzustellen und diese dann in einem für alle kommenden Geschlechter verbindlichen Glaubensbekenntniß zusammenzufassen.

Während außerhalb der Kirche Niemand sich eine Meinung anmaßen wird über Fragen, die er nie zum Gegenstande seiner besondern Untersuchungen gemacht hat, dürfen Menschen jeglichen Standes und Berufes eine feststehende Ueberzeugung hegen über einzig von der Wissenschaft auszumachende Fragen, sobald diese Fragen mit einem kirchlichen Glaubensbekenntniß zusammenhängen.

Läßt sich schwerlich eine Encyclopedie der Natur- oder Rechtswissenschaften denken, die der Methode, der gemäß eine bestimmte Natur- oder Rechtslehre zu vertheidigen sei, ein besonderes Kapitel widmen würde, so genügt es, daß die Theologie eine von der Kirche unter ihren besondern Schutz genommene Wissenschaft sei, um ihr die sonderbare Freiheit zu gestatten, in ihre Encyclopedie auch die Apologetik zum Behufe des orthodox-christlichen, protestantisch gefärbten Systems aufzunehmen, was um so sonderbarer, als jenes System, zum Unterschiede von allen andern menschlichen Theorien, für die Wahrheit selbst zu gelten pflegt, von der es Einem doch bedünken möchte, sie habe nichts weniger nöthig, als absichtlicher Vertheidigung.

Doch das Wunderliche darf uns hier nicht wundern; das Befremdende ist hier fast Regel. Kein Lehrer, wie reizbar, wie intolerant er auch sei, der nicht, sobald er von der Kanzel spricht, alle seine Mitmenschen als seine geliebten Brüder und Schwestern im Herrn betrachte. Im gewöhnlichen Leben hat es nicht gerade den Anschein, als sei Jedermann von einer so brennenden Sehnsucht nach Gott erfüllt; in einem Kirchengebäude dagegen heben Tausende mit lauter Stimme an: „Wie ein Hirsch am Mittag lechzet nach dem Strom, der frisch und hell: so hat unsre Seel' geächzet nach

dem rechten Lebensquell.“ Die Lebenslust, so sichtbar im täglichen Treiben, scheint wohl in der Kirche zu verschwinden; denn, wird dort ein Kirchenlied angegeben, das den Abscheu vor der Welt und die Herrlichkeit eines herannahenden Heimganges in den lebendigsten Farben malt, (man denke an: „O schöner Tag und noch viel schönre Stund' &c.) so werden in einer zahlreichen Gemeinde kaum Zwei schweigen. Ist es im gewöhnlichen gesellschaftlichen Leben anständig und pflichtmäßig, zu halten was man versprochen, so scheinen in der Kirche darüber andere Ansichten zu walten. In der Erziehung der Kinder hätten wir es doch wahrscheinlich schon etwas weiter gebracht, würden Taufgelübde wirklich ernsthaft abgelegt.

I.

Wir legen hier den Finger auf die wunde Stelle des kirchlichen Lebens. Es leidet vielfach an innerer Unwahrheit, die Folge, wie ich fürchte, eines Mangels an Einfachheit und Natürlichkeit. Viel ist hier zu einer Höhe hinaufgeschraubt worden, die ein Mißverhältniß zu dem gewöhnlichen Höhenmaß der menschlichen Natur darstellt. In unserm Vaterlande, dem von Alters her kirchlichen Boden, macht sich dieser Fehler nicht am wenigsten breit. Einer der seine Mitmenschen besser und religiöser zu machen sucht, innerhalb eines Kreises, der, wenn auch vergleichungsweise umfangreich, doch noch immer sehr bescheiden genannt werden muß, prangt mit dem stattlichen Titel eines Pastors und Lehrers der Gemeinde. Mit nichts Geringerem hat er zu thun, als mit der Gemeinde Gottes, deren Ruf er folgt, deren Heil ihm obliegt. Besucht er seine Mitbürger in ihren Wohnungen, so heißt dieß *pastorale* Thätigkeit, und in allen Weisen wird das Bild eines Hirten mit seiner Heerde ausgebeutet, ob es gleich wenig Menschen gibt, die angesehen werden wollen, als machten sie zusammen einfach eine Heerde aus, und die Leute, namentlich in unsern Tagen, sehr wenig Schafen gleichen, und eben so wenig ein starkes Bedürfniß zu fühlen scheinen, von einem ihrer Mitmenschen gerade gehütet zu werden. Aus dem Eintritt eines solchen Hirten und Lehrers in die Gemeinde wird, zumal in Städten, eine große Feierlichkeit gemacht. Verläßt er seine Gemeinde für eine andere, aus guten Gründen hoffentlich, so kann er dieß nicht thun,

ohne einer „Stimme Gottes“ zu folgen, ohne „segnend“ Abschied zu nehmen oder ein „betendes“ Lebewohl auszusprechen, wobei seine Zuhörer vernehmen müssen, er habe ihnen nicht mehr oder nicht weniger als den „ganzen Rath Gottes“ verkündigt. Laut dem officiellen Wochenblatt einer officiellen Kirche, sind alle Gemeinden mit all ihren Lehrern in der innigsten Weise verbunden. Kein Lehrer legt den Hirtenstab nieder, ohne einer wohlverdienten Ruhe entgegen zu gehen. Namentlich legt er das Haupt nicht zur Ruhe, ohne daß sein Name, so gar in Dörfern, wo er etwa vor vierzig Jahren Pfarrer war, in „gesegnetem Andenken“ bleibe. Wohl behauptet der Pastor und Lehrer eine hohe Stellung in der Gesellschaft. Sein ganzes Thun und Lassen steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Kommen des Reiches Gottes. Daher tragen alle seine Lebensverhältnisse einen ganz außergewöhnlichen Karakter. Die Schwierigkeiten, die er erfährt und die er meistens nur seiner eigenen Person zu verdanken hat, müssen Widerstand und Feindseligkeit wider das Reich Gottes heißen. Unterstützung an Geld oder Geschenke von guten Freunden heißen ihm materielle Beweise der Zuneigung seiner Gemeinde, wofür er dem Gotte seines Lebens Dank darbringt. Er betet öffentlich mit einer Geläufigkeit und Familiarität, als stände er mit dem höchsten Wesen in näherer Beziehung als gewöhnliche Menschen. So weit nur immer möglich breitet er seine Arme aus, die Schaar zu segnen, eine Gebärde, der die neuerdings fast allgemein eingeführte kirchliche Toga besondere Kraft und Feierlichkeit verleiht.

Es kommt mir vor, daß alle diese Dinge Mangel an Wahrheit und Natürlichkeit offenbaren, und unser kirchliches Leben sich in mancher Hinsicht in einem überspannten Zustande befinde. Es liegt etwas nachgemacht-apostolisches in unserm Lehramt, in unsern kirchlichen Sitzungen und synodalen Briefen, und nicht weniger in unsern religiösen Zusammenkünften. Diese letzteren entsprechen nicht immer den billigen Forderungen der Wirklichkeit. Von ihrer unziemlichen Länge will ich nicht reden. Die Aufmerksamkeit einer ganzen Schaar fast volle zwei Stunden, Woche an Woche, mit Erfolg zu fesseln, wie es noch öfter versucht wird, dazu müssen Einem Talente zu Gebote stehen, deren vielleicht Niemand, und sicherlich nicht

die Mehrzahl der Prediger sich erfreut. Allein dieß noch ungerechnet, sind sie evangelisch zu nennen, jene langen Gebete, jene anonymen Fürbitten, jene beständig wiederholten Loblieder, die eine hymnologische Stimmung von längerer Dauer voraussetzen als sie billigerweise möglich ist; endlich, in einigen Kirchen wenigstens, jenes immer wiederkehrende, tiefe Sündenbekenntniß, dessen übertriebene Sprache wenig an das einfache Gebet erinnert, das Jesus auf die Lippen des Zöllners gelegt, sind diese Dinge dem Geiste des Meisters gemäß?

Es ist kaum zu verwundern, daß die Kirche in gewissen Kreisen so wenig Ansehen genießt. In unserm Vaterlande zwar, zumal bei Predigern deren Ueberzeugung nicht gar zu weit von derjenigen der Gemeinde abweicht oder abzuweichen scheint, werden die Kirchen stark besucht. Dennoch lassen wir uns von den vollen Kirchen nicht irre führen. Die Zahl der Kirchgänger ist meistens außer allem Verhältniß zu der Zahl der Einwohnerschaft eines Ortes. Die Gebäude der reformirten Kirchenabtheilung in unsrer Hauptstadt werden, laut befugter Angabe, ungefähr von dem zehnten Theile der dieser Gemeinde Angehörigen besucht. Und an andern Orten stellt sich das Verhältniß nicht günstiger heraus. Auch dieses Zeugniß der Realität ist hart, aber wahr.

Dennoch wäre es ein Irrthum, die Bedeutung der Kirche an der Zahl derjenigen abmessen zu wollen, die ihrem Cultus regelmäßig beiwohnen. Niemand wird leugnen, daß die Kirche, welchen confessionellen Namen sie auch trage, eine Macht sei, entweder zum Bösen oder zum Guten. Was man immer von der Religion halte, Interesse an der Entwicklung unseres Volkes schließt, meines Bedünkens, Interesse an dem allgemeinen Karakter unsrer verschiedenen Kirchengenossenschaften ein. Die Kirche übt, neben andern Mitteln, schon vermöge ihres Bestehens Einfluß aus. Wer irgend ernst denkt, den wird dieser Einfluß nicht unbekümmert lassen.

Wir Protestanten glauben glücklicher Weise nicht an kirchliche Unfehlbarkeit. Somit steht es frei, von einem bestimmten Standpunkt aus, kirchliche Mißbräuche ins Licht zu stellen. Ich beschränke mich dabei auf die protestantischen Kirchenabtheilungen.

Nachdem zuerst unsre religiösen Grundsätze dargelegt worden sind, wird das Besprechen der Erhaltung und Verbreitung des reli-

giösen Lebens vermittelst der Kirche hier nicht unpassend sein. Eine veränderte religiöse Denkweise muß ja eine veränderte Ansicht von der Bedeutung der Kirche zur Folge haben *).

II.

Die Kirche: — vielleicht sollte man, zur Vermeidung aller Mißverständnisse, das Wort nie mehr brauchen. Es wird gebraucht sowohl zur allgemeinen Bezeichnung des Leibes, dessen Haupt Christus genannt wird, als auch um eine bestimmte Kirchenabtheilung anzudeuten. Dieß giebt allerdings Anlaß zu Ideenverwirrung. Man vergißt, den gehörigen Unterschied zwischen dieser Doppelbedeutung zu machen, und wendet fortwährend kühn auf Kirchenabtheilungen an, was nur von dem idealen Leibe Christi gelten kann. Immer wieder hört man bei der Behandlung kirchenrechtlicher Fragen Entscheidungen treffen, deren Motive dem Begriff jenes idealen Leibes entnommen sind. Die Kirche soll frei sein, die Kirche soll ihre Gesetze von Christus allein erhalten. Die Beweiskraft derartiger mit Vorliebe wiederholter Behauptungen würde, gelinde gesprochen, nicht Jedem so unmittelbar einleuchten, hätte man sich gewöhnt, anstatt von der Kirche von der betreffenden Kirchenabtheilung zu reden.

Dieses Identificiren zweier Dinge, die nicht gerade immer identisch sind, ist von römisch-katholischem Standpunkt erlaubt, so auch noch in gewissem Grade auf dem der protestantischen Orthodoxie, obgleich diese schon gezwungen ist, das gute Recht wenigstens zweier nicht unbedeutend von einander abweichender Abtheilungen des Protestantismus anzuerkennen. Bei religiösen Ansichten aber, die keinen Anspruch auf traditionelle Rechtgläubigkeit machen, ist solches Identificiren ganz unzuläßig. Hat man erstens eine unfehlbare Dogmatik und obendrein die Ueberzeugung, die Confession der Kirchenabtheilung, der man angehört, stimme mit dieser unfehlbaren Wahrheit in

---

[1]) Richtig sagt Dr. Strauß: „So viel ist sicher, wenn das Christenthum aufhört ein Wunder zu sein, so können auch die Geistlichen nicht mehr die Wundermänner bleiben, als die sie sich bis dahin gebärdeten. Sie werden nicht mehr Segen sprechen, sondern nur noch Belehrung ertheilen können; davon ist aber bekanntlich das Letztere ein ebenso schweres als das Erstere ein leichtes und lohnendes Geschäft.“

allen Hauptstücken überein, warum sollte man denn seine Kirchenabtheilung nicht für eine göttliche Einsetzung halten, sie nicht kurzweg die Kirche oder den Leib Christi nennen; warum nicht in dem Prediger dieser kirchlichen Confession einen Gottesgesandten erblicken, und dessen Fürbitten und Segensprechungen eine besondere Kraft zuschreiben? Ist dagegen der Glaube an eine in einem bestimmten Buche verfaßte unfehlbare Dogmatik und an eine fast unfehlbare Formulirung der Wahrheit in einer kirchlichen Confession verschwunden, so müssen die verschiedenen Kirchenabtheilungen einfach als rein menschliche, einen praktischen Zweck verfolgende Stiftungen betrachtet werden, die, gleich jeder Stiftung, all ihren Werth ihrer Zweckmäßigkeit zu entlehnen haben.

Jesus, wie wir bereits gesehen haben, hat weder eine Kirche gegründet, noch die Gründung einer Kirche beabsichtigt. Es hat nimmermehr in seinem Plane gelegen, daß man die von ihm mit so großer Kraft und Klarheit zu Tage geförderten Grundsätze vermittelst einer geistlichen Herrschaft oder geistlichen Republik, mit einem gesetzlichen Organismus und einem stehenden Heere Geistlicher in der Welt zu verbreiten trachten sollte. Die Thätigkeit und die Absichten Jesu können wir uns kaum einfach genug vorstellen. Der Wortlaut der evangelischen Berichte würde hin und wieder gegen die Richtigkeit dieser Behauptung zeugen, wenn nicht die Form dieser Berichte, unseres Dafürhaltens, vielfach auf Rechnung einer Zeit käme, wo die irrige Auffassung des Planes Jesu, die späterhin zu allgemeiner Herrschaft gelangen sollte, bereits ihren schädlichen Einfluß auszuüben angefangen. Fragen wir mit wirklich historischem Sinne nach dem Geist Jesu, so ergibt sich aus seiner Wirksamkeit nichts in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes Kirchliches; so ist unsre Kirchlichkeit eine von ihm weder gepriesene noch getadelte Idee, einfach weil sie niemals bei ihm aufgekommen.

Persönlicher Einfluß, Umgang mit Menschen, stille Wirkung des einen Karakters auf den andern; eine Wirkung, um mit seinen Worten zu reden, derjenigen des Lichtes, des Salzes, des Sauerteigs nicht unähnlich, das waren die Waffen, womit er das Reich der Sünde bekämpfen und das Reich Gottes gründen wollte. Die Kirchlichen, die Pharisäer mußten es immer bei ihm entgelten. Er machte

sie lächerlich in den Augen des Volkes, lächerlich ihre langen Gebete, die ihnen einen Vorwand gaben in den Häusern abergläubischer Wittwen zu schmarotzen, lächerlich ihre besondere Tracht, ihr Sitzen vorne an in der Synagoge, ja sogar den Respect, womit sie in den Straßen begrüßt wurden. Ihre Heiligung des Sabbathes entrüstete ihn. Sein Ideal eines Bürgers des Reiches Gottes war — das Kind. Läßt sich nun etwas weniger Officielles, weniger Feierliches denken als ein Kind? Seid frei, seid natürlich, seid einfach und fröhlich wie die Kinder, so rief er den Hochmüthigen seiner Zeit zu, nicht ohne einige Ironie. Köstliche Ironie! Wurde sie etwa nicht verstanden, dann malte Jesus zum Ueberfluße die Procession derer, die in das Reich Gottes eingehen würden. Und welche waren es die den Vortritt hatten? Zöllner und zu schwache Frauen. Unübertroffener Meister, warum bist du nicht mehr in unserer Mitte!

Zu dieser ungezwungenen Auffassung der Weise, wie sein Evangelium allgemeinen Eingang finden sollte, gesellte sich sehr vortheilhaft der ihn karakterisirende Mangel an theologischen oder metaphysischen Bedürfnissen. Sich die Beziehung zwischen Gott und der Welt zu erörtern; zu untersuchen wie der Mensch zu einer sowohl ihrem Ursprunge als ihrem Inhalte nach mit seiner übrigen Wissenschaft zusammenhängenden Kenntniß des Uebersinnlichen gelange, die schönen Regungen seines Gemüthes und die Aussichten seiner Hoffnung vor seinem Verstande zu rechtfertigen, daran dachte er nicht. Die höchst complicirten Forderungen, die ein denkender Sohn des Westens erfüllt sehen will, bis er sich das Recht auf den Besitz einer religiösen Ueberzeugung zuerkennt, blieben ihm eben so fremd als die billigen Ansprüche, die wir Bewohner des Nordens für unser tägliches Leben an einen vernünftigen Luxus machen. Auch auf dem Gebiete des Verstandes galt für ihn unzweifelhaft, daß der Mensch ohne Beutel und Schuhriemen auskommen könne, und daß nichts besitzen zu wollen, keinem nennenswerthen Nachtheil aussetze. Weder eine Landesbesoldung noch eine Bibliothek war ein Theil seines Ideales.

Daß diese Form des Ideals Jesu vorübergehend gewesen, darüber sind Alle einig. Die Zustände sind anders geworden. Das Christenthum, ein Kind des Morgenlandes, ist im Westen adoptirt worden. Gerade Sem hat sich in gewissem Sinne in Japhets Hütten

niedergelassen, und muß sich nun wohl in die Lebensart seines Gastherrn fügen. Es kommt nun also darauf an, Jesu Ideal in eine andere Sprache zu übersetzen.

Somit ist noch nichts zum Vor- oder Nachtheil unsrer Kirchgenossenschaften bewiesen, wenn behauptet wird, daß sie nicht in dem Plane des Propheten von Nazareth aufgenommen waren. Hat er auch nie daran gedacht, so ist es darum noch nicht seinem Geist zuwider, wenn wir daran denken. Wohl aber ist damit behauptet, daß kirchliche Stiftungen rein menschliche Stiftungen seien, die sich niemals auf die Autorität Jesu berufen dürfen, sondern vielmehr seiner zeitlichen Auffassung des Reiches Gottes widerstreiten. Dieser letztere Umstand wird zwar — ich wiederhole es — für Jeden, der einen Augenblick nachdenkt, nichts gegen das Zweckmäßige unsrer Kirchgenossenschaften beweisen. Nur werde nicht vergessen, daß bei ihrer Beurtheilung nunmehr diese eine Frage gilt: sind, so weit wir sehen können, Kirchgenossenschaften in der Regel dem förderlich, was wir, auf Jesu Spur, in der Menschheit befördern wollen?

Das Wort Kirchgenossenschaft aber hat keineswegs einen festen Sinn. Eine Kirchgenossenschaft wird andrer Art, je nach dem Namen den sie trägt. Beschränken wir uns deßhalb auf das was alle Kirchgenossenschaften ohne Unterschied karakterisirt, und was als ihr Wesen betrachtet werden kann. Das Wesen aber einer Kirchgenossenschaft liegt darin, daß sie eine Vereinigung zur Beförderung der Religion und Moralität sei.

Die Frage kommt also hierauf hinaus: kann es der Verwirklichung der großen Idee Jesu förderlich sein, wenn man die Religion und Moralität, so wie er beide aufgefaßt, nicht nur durch persönlichen Einfluß, sondern auch vermöge der Thätigkeit einer dazu besonders eingesetzten Vereinigung, in der Welt zu verbreiten sucht; oder ist immer eine solche Vereinigung an sich schon ungeschickt zu diesem Zwecke?

Die Antwort ist nicht so leicht gefunden. In mancher Hinsicht wären wir geneigt ausschließlich persönlicher Thätigkeit den Vorzug zu geben. Wer kennt nicht die Nachtheile, die mit jeder Vereinigung, besonders aber mit jeder religiösen Vereinigung verbunden sind? Das Leben zieht sich leicht aus einer Vereinigung zu-

rück. Gewohnheit und Schlendrian nehmen gar bald die Stelle der Regsamkeit und Energie ein. Auf manchen reellen Schaden haben wir bereits am Schlusse unseres zweiten Kapitels hingewiesen. Eine Vereinigung findet so leicht in ihrem Bestehen, ihrem Ansehen und ihrer Blüthe ein Interesse, das zuerst neben, bald über dem Interesse steht, wofür sie eigentlich zu arbeiten hat. Die Religion Jesu ist nicht um der Kirchgenossenschaft, sondern die Kirchgenossenschaft um der Religion willen da; diese Aussage, deren Wahrheit in abstracto Keiner bestreitet, wird so leicht und so bald vergessen. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß die verschiedenen Kirchgenossenschaften öfter zu Maßregeln gegriffen haben, die sie niemals getroffen hätten, wäre nicht Selbsterhaltung, anstatt Erhaltung der Religion ihre einzige Triebfeder gewesen.

Dazu kommt, daß es für jede Kirchgenossenschaft höchst schwierig ist, zu einer durchgreifenden innern Reform zu gelangen. Hat sie einmal eine Confession, eine festgesetzte Form des Cultus, so bleibt das einmal Vorhandene im Wesen, ob auch Zeiten und Bedürfnisse sich ändern, was meistens ein peinliches Mißverhältniß zur Folge hat. Die holländisch reformirte Kirche hat sich zum Voraus gegen diese Gefahr sichern wollen, und deßwegen zu bestimmten Zeiten wiederkehrende Kirchenversammlungen verordnet, deren Auftrag es ist, zu untersuchen, ob etwa in ihrem Schooße etwas der Reform bedürftig sei, nach dem Maßstabe „der unfehlbaren, in der heiligen Schrift verfaßten Glaubensregel.“ Es gereicht ihr zum Ruhme, daß dieser Gedanke bei ihr aufgekommen: daß es aber nur beim Gedanken bleiben, daß es niemals zur Ausführung kommen würde, das hätte sich mit einiger Menschenkenntniß wohl vorhersagen lassen. Schon der einzelne Mensch gesteht nicht gerne ein, daß er sich geirrt; für eine Genossenschaft aber ist es in den meisten Fällen eine Unmöglichkeit, ganz oder theilweise mit ihrer Vergangenheit zu brechen. Welchen Aufwand an Beredsamkeit hat die englische Parlamentsreform dieses Jahrhunderts nicht erfordert, und noch gehörte sie vielleicht zu den frommen Wünschen, hätte nicht Furcht vor Volksaufruhr jener beredten Sprache eine besondere Kraft verliehen. Mir ist kein Beispiel eines kirchlichen Körpers, der sich auf officiellem Wege verjüngt und erneuert hätte, aus der Geschichte bekannt. Hier

gilt vielmehr die Regel: wer mit der Kirche nicht einverstanden, der soll die Kirche eben nur verlassen. Die langweilige Geschichte eines gewissen Artikels unseres kirchlichen Grundgesetzes, die Vertretung der Kirche und die Wahl ihres Regimentes betreffend, der doch nur ein nicht zu bestreitendes Recht verbürgen soll, ist in dieser Hinsicht nicht sehr ermuthigend. Viele wissen überdieß aus persönlicher Erfahrung, wie schwierig es ist, einen nicht einmal besonders wichtigen Brauch oder Mißbrauch in der Kirche abzuschaffen. Das kirchliche Leben gleicht in mancher Hinsicht einer Wiege, die, sobald sie nicht nach demselben Tacte geschaukelt wird, die Ruhe des darin schlummernden Kindleins stört. Und, wach gerüttelt zu werden, ist, wie es scheint, der Mehrzahl nicht lieb.

Trotz dieser ungünstigen, jeder kirchlichen Vereinigung eigenthümlichen Seiten — und Niemand wird deren Beschreibung übertrieben nennen können — glaube ich dennoch an den Nutzen kirchlicher Vereinigungen.

III.

Meines Dafürhaltens gibt es in abstracto drei Ursachen, weßhalb das Bestehen kirchlicher Vereinigungen als wünschenswerth angesehen werden könnte: 1., um eine für rechtgläubig geltende Lehre als väterliches Erbgut unversehrt im Stand zu erhalten; 2., um geistliche Vormundschaft und Zucht über die große Menge auszuüben, und endlich 3., um Führer in der Religion anstellen zu können, die, der dringendsten Sorgen um ihr tägliches Brod enthoben, sich ungetheilt der Betrachtung und Beförderung der höchsten Interessen der Menschheit zu widmen im Stande seien.

Indessen, gäbe es Jemand, für den die beiden erst genannten Zwecke etwa noch Werth hätten, so wäre dieser ein sehr wenig folgsamer Zögling der Erfahrung. Eine Lehre, die sich nicht aus eigner Kraft zu behaupten vermag, kann nicht von einer protestantischen Kirchgenossenschaft am Leben erhalten werden. Es müßte dieß geschehen vermittelst der Kirchenverwaltung. Diese Verwaltung aber ist aus Personen zusammengesetzt, welche entweder Unwissenheit oder Ungeschicklichkeit an den Tag legen und daher ihre moralische Autorität einbüßen, oder auch selber von dem der überlieferten Lehre

nicht günstigen Lufthauch der Zeit mit ergriffen werden können. In beiden Fällen wird es um die Behauptung jener Lehre schlimm stehen. Außerhalb der römischen Kirche ist noch kein Mittel erfunden worden, kirchliche Verwaltungen hermetisch zu verschließen vor eben den kirchlichen Irrungen, die sie in der gegebenen Voraussetzung zu bestreiten oder zu wehren berufen sind.

Bischof Colenso ist hier aufs Neue ein lehrreiches Beispiel. Gesetzt überdieß, die reformirte Kirchenverwaltung z. B. behauptete mit Herz und Seele die kirchliche Confessiion eines vergangenen Jahrhunderts, wem, der nicht ganz unbewandert in der Theologie, namentlich in der Theologie der Reformation, wäre in unsrer Zeit damit gedient? Wollte man von rein juristischem Standpunkte aus, dem Recht der reformirten Kirchenabtheilung auf ihre Confession die volle Ehre angedeihen lassen, so dürfte nicht ein Lehrer in der reformirten Kirche bleiben, und Keiner, der irgend Anspruch auf Wissenschaft macht, könnte Lehrer in ihrem Schooße werden. Man würde so Zeuge des an sich nicht unbelustigenden Schauspiels werden, daß eine Kirche aus allzu großer Gewissenhaftigkeit sich selbst vernichtete. Gerade als ob jemand sich die Haut abzöge, in Folge gewaltsamer Reinigung. — Es ist keins der geringsten Verdienste des Professors Scholten die kirchliche Unrechtgläubigkeit der Rechtgläubigen in das hellste Licht gestellt zu haben [1]). Die Sache verhält sich so: Orthodoxie gibt es immer, und deshalb meint man, die Orthodoxie bleibe immer dieselbe. Sie verändert sich mit, trotz ihrer selbst. Das größte Glück für jede Orthodoxie einer bestimmten Epoche besteht darin, daß die vor etwa hundert Jahren herrschende Orthodoxie von Niemand mehr vertreten wird. Denn, lebte die Orthodoxie von gestern noch, die Orthodoxie von heute würde ihre äußerste Linke bilden. Sonderbar genug! Orthodoxie im Allgemeinen bleibt nur auf die Bedingung hin am Leben, daß die Orthodoxie einer bestimmten Epoche bei Zeiten zu Grabe getragen werde. Sogar gilt dieß für den Katholicismus. Er durfte, unbeschadet seiner Rechtgläubigkeit Pelagius Luthern gegenüber huldigen, weil Augustinus unter der Mehrzahl der Gläubigen keine Anbeter mehr zählte. Er durfte 55

---

[1]) Siehe: De leer der Hervormde kerk von Prof. Scholten.

das Dogma der unbefleckten Empfängniß der Mutter Gottes proclamiren, weil die Widerrede einst, im zwölften Jahrhundert von der Seite der Orthodoxie gegen die Domherren von Lyon erhoben, nun von der katholischen Welt nicht länger zu befürchten war.

Wohl mag es sonderbar heißen, daß die Auffassung einer kirchlichen Vereinigung als einer solchen, die bestimmt sei, ihre einmal angenommene Lehre für immer zu behaupten, jemals ernsten Beifall gefunden. Wo die Kirche diese Bestimmung erfüllt, da muß wenigstens die Möglichkeit anerkannt werden, daß sie ihr eigenes Todesurtheil unterschreibe. Denn gesetzt, was nichts weniger als unannehmbar ist, eine Kirche befinde sich auf einer falschen Spur, so wird das Festhalten an ihrer Confession einfach ein hartnäckiges Verharren beim Irrthum. Warum nun von einer Kirche, d. h. von einer Vereinigung von Menschen, unbedingt fordern, was bei jedem einzelnen Menschen nur mit großem Vorbehalt zu loben ist, nämlich das Verharren bei der einmal bekannten Ueberzeugung?

Verzeihlich jedoch ist das Traumbild unsrer Confessionalisten, die in der Regel aus Kirchen- und Dogmengeschichte kein vorsätzliches Studium gemacht. Leute, die niemals in Britisch-Indien gewesen, werden nicht zaudern, Jemand der nach Bombay reist, die herzlichsten Grüße an einen in Calcutta wohnhaften Bekannten mitzugeben. Der Begriff der Entfernung ist ihnen nicht klar. Indien ist Indien. So hätte es für unsre vaterländischen Confessionalisten keine Schwierigkeit gehabt, Vinet, bei seinem Verscheiden, einen gleichen Auftrag für Calvin mitzugeben. Orthodoxie ist ja Orthodoxie.

Ueberflüssig ist es, gegen diejenigen das Schwert zu gürten, die den Nutzen der Kirchgenossenschaften in ihrem Rechte der Vormundschaft und Zucht über die große Menge finden wollen. Man ist auf diesem Punkte entnüchtert worden. Der unevangelische Karakter der Kirchenzucht ist offenbar. Jesus hat keine Zucht ausgeübt. Auf seine Handlungen soll man hier achten. Die Ehebrecherin wäre vor einem kirchlichen Collegium nicht so davongekommen. Petrus wäre bestimmt nach seiner Verleugnung eine Zeitlang in den Bann gethan. Was aber Alles entscheidet, ist, daß der Glaube an den Einfluß und die Macht der Kirchenzucht auf Einbildung beruht. Die

Erfahrung lehrt keineswegs, daß die Menschheit mit dem Abnehmen der Kirchenzucht unzüchtiger geworden sei. Oeffentliche Aergernisse, gerade die einzigen der Kirchenzucht anheim fallenden, kommen weit weniger als früher vor. Es wäre freilich auch schön ausführbar, wollte z. B. eine Kirchenverwaltung von 60 Mitgliedern über eine Gemeinde von 60,000 Seelen Zucht ausüben! Die Handlanger dieser kirchlichen Polizei müßten dann bedeutend zahlreicher sein. Bei der allgemeinen Verachtung, zu der die Kirchenzucht gelangt, was sie am ersten sich selbst zu verdanken hat, da sie — und zwar kraft ihrer Natur — zu allerlei Nichtigkeiten herabgesunken ist, bleibt es zu bedauern, daß bei der Anstellung von Aeltesten und Diakonen noch öfter Ausdrücke angewandt werden, die, aus einem früheren Zustande herrührend, heutigen Tages ihre Bedeutung und ihren Werth größten Theils verloren haben.

So bleibt nun in unsern Tagen nur eine Ursache übrig, die das Bestehen von Kirchgenossenschaften als wünschenswerth erscheinen lassen kann. Nur eine Kirchgenossenschaft macht es möglich Personen anzustellen, die bei einer bestimmten finanziellen Entschädigung im Stande sind, alle ihre Zeit und Kräfte den Dingen zu widmen, die als dem Interesse der Religion und Moralität förderlich betrachtet werden dürfen. Der Begriff, den ich von einer Kirchgenossenschaft geben möchte, kommt also hierauf hinaus: Eine Kirchgenossenschaft ist eine Vereinigung, gestiftet oder wenigstens im Stande erhalten zu dem Zwecke um, es sei aus eigenen, es sei aus dazu vom Staat verliehenen Mitteln solche Personen zu besolden, die in allerlei Weise dem religiösen und moralischen Leben der Gesellschaft voranleuchten sollen. Dieser Begriff läßt Raum auch für die israelitische Kirchgenossenschaft.

Daß eine solche Vereinigung sich in genau demselben Verhältniß zum Staat befinde, als worin jede andere Vereinigung kraft ihrer Natur steht, das braucht kaum gesagt zu werden. Nach absoluter Selbstständigkeit kann sie nicht streben, ob ihr auch die höchst mögliche Freiheit gesichert werden müsse. Eine solche kirchliche Vereinigung kann natürlich nicht ohne Programm und Verordnungen bestehen. Die Erfahrung aber hat gelehrt, daß dieses Programm nicht allgemein, nicht umfassend sein kann, und nicht minder, daß

diesen Verordnungen eine um so größere Achtung zu Theil wird, je einfacher und freier von aller Weitschweifigkeit sie sind, je rascher es Jedem fühlbar wird, daß sie nur einer verständig erkannten Nothwendigkeit ihr Dasein verdanken.

Ist das Programm, oder um das übliche Wort anzuwenden, ist das Bekenntniß einer Kirchgenossenschaft nicht in sehr allgemeinen, großen Verschiedenheiten religiöser Denkweise Raum lassenden Ausdrücken verfaßt, so wird ein solches Programm sehr bald zum todten Buchstaben, den man in Folge schweigender Uebereinkunft bei Seite läßt, und der Niemands Gewissen mehr zu binden vermag. Dieselbe einfache Regel muß hier gelten, welche beim Ausfertigen von Staatsgesetzen nicht ungestraft vergessen werden kann. So oft der Staat ein Gesetz erläßt, das seine Stütze nicht im moralischen Bewußtsein der Nation findet, ja dieses Bewußtsein vielmehr verletzt, so befördert der Staat selbst die Abstumpfung des Gewissens, da am Ende Jeder, wo er nur kann, das ungerechte Gesetz umgehen wird. Ein genau umschriebenes Glaubensbekenntniß wird nicht zum todten Buchstaben, solange es mit der äußersten Strenge behauptet wird; doch in diesem Falle wird es die fruchtbare Urheberin von Formalismus und Heuchelei werden.

Bleiben wir deßhalb unsrer holländisch reformirten Kirche dankbar, welche durch die Einführung der Formel, die ihre zukünftigen Lehrer nach abgelegtem Candidatenexamen zu unterschreiben haben, factisch nur ein durchaus allgemein gehaltenes Bekenntniß für das ihrige anerkennt, ein Bekenntniß welches das Wesen der christlichen Religion mit großer Unbestimmtheit des Ausdrucks andeutet, und zu sehr verschiedenen Auffassungsweisen die vollste Freiheit gewährt oder läßt [1]).

Was nun die Verordnungen einer Kirchgenossenschaft betrifft, so sollen sie sich besonders deßwegen durch Kürze und Einfachheit

---

[1]) Die angehenden Prediger werden angenommen einfach auf ihre Unterzeichnung hin einer, auf Vorschlag des Professors Scholten, von der Synode genehmigten Formel des Inhaltes: „daß man verspreche und von Herzen gesinnt sei, das Wesen des reformirten Bekenntnisses zu predigen, wie solches in den Büchern des A. u. N. Testamentes gelehrt werde, und man folglich verkündigen werde die in Jesus geoffenbarte Gnade Gottes.“

auszeichnen, weil es eben die Verordnungen einer Kirchgenossenschaft sind, d. h. einer Vereinigung die ihren Zweck am Liebsten kraft der freien und selbstständigen Wirksamkeit ihrer Mitglieder und Vertreter erreichen will. Es muß solchen Verordnungen immer anzusehen sein, daß sie von Niemand als Hauptsache, sondern von Allen gewissermaßen als ein nothwendiges Uebel betrachtet werden. Den idealen Karakter der mit dem Zweck der Vereinigung unzertrennlich verbunden ist, vermag sie vielleicht nicht in allen von ihr angewandten Mitteln beizubehalten, doch soll er sich so wenig wie nur immer möglich verleugnen. Die Mittel seien dem Zwecke durchaus untergeordnet. Sie dürfen, mit einem Worte, die freie Geistesthätigkeit niemals hemmen, sie sollen sie im Gegentheil kräftig fördern.

Auf diese allgemeinen Grundsätze müssen wir uns hier beschränken. Es gibt, außer dem Katholicismus, keine einzige religiöse Richtung, die in unmittelbarem und nothwendigem Zusammenhang mit einer bestimmten Kirchenform stünde. Die Frage nach der besten Kirchenform ist eben so ungereimt als die nach der besten Regierungsform. Beides sind Fragen ganz praktischer Art, und lassen sich niemals in abstracto, sondern nur im Hinblick auf bestimmte Zustände und Bedürfnisse ausmachen.

Wir kommen nun zu dem, was hier der meisten Beachtung werth ist. Programme und Verordnungen sind Nebensache. Eine Kirchgenossenschaft findet das Recht ihres Bestehens einzig und allein in den Personen, die sie, dem üblichen Ausdruck nach, als Hirten und Lehrer anstellt; und dem zufolge muß hier zweierlei untersucht werden. Zuerst, unter welchen Bedingungen darf eine solche Anstellung als etwas Zuläßiges gelten? Und ferner, welche Eigenschaften sind in den anzustellenden Personen als unentbehrliche Erfordernisse zu betrachten?

Ich meine, es stehe einer Kirchgenossenschaft vollkommen frei, einen sogenannten geistlichen Stand ins Leben zu rufen, sobald sie dabei jeden Anspruch auf ein Predigt- oder Erbauungsmonopol sorgsam meidet. Niemand darf, nur deßwegen, weil er nicht dem geistlichen Stande angehört, im Namen einer Kirchgenossenschaft gehemmt oder angefeindet werden, wenn er seine Mitmenschen über das was mit ihren höchsten Interessen aufs engste zusammenhängt, belehren

zu müssen glaubt, es sei nun daß diese Belehrung schriftlich und unregelmäßig, es sei daß sie mündlich und zu bestimmten Zeiten Statt finde. Ein fest besoldeter geistlicher Stand ist nur deßwegen statthaft, damit es der menschlichen Gesellschaft niemals an religiösen Vorgängern fehle. Es könnte ja der Fall eintreten, daß längere Zeit Niemand gefunden würde, der die Fähigkeit oder Lust in sich fühlte, seine Mitmenschen über ihr religiöses Leben und das sich darauf Beziehende zu unterhalten. Käme nun ein solcher Fall vor, so würden sehr Viele eine Leere verspüren; bei gar Vielen würde das religiöse Leben einschlummern oder siechen, und um dieser Möglichkeit vorzubeugen, stiftet man eine Vereinigung oder kirchliche Genossenschaft die, ohne auch nur im Geringsten den religiösen Geist in seinen Aeußerungen fesseln zu wollen, eine Uebereinkunft mit einer gewissen Anzahl Personen trifft, in Folge deren diese sich verbindlich machen an dazu anberaumten Tagen und Stunden, in dazu geeigneten Localen, zu Jedem, der ihnen Gehör leihen will, über die Religion zu reden, so wie sie von dieser Kirchgenossenschaft im Allgemeinen aufgefaßt wird, und ferner Alles zu thun, was der Sache der Religion förderlich sein kann.

Die Erfahrung lehrt, daß eine solche Uebereinkunft in der Regel dem damit beabsichtigten Zweck vortrefflich entspricht. Ueberall wo sie zu Stande gekommen, findet die Predigt, der religiöse Unterricht, das Besuchen der Armen und Kranken regelmäßig Statt. Aus diesem Grunde muß sie hochgeschätzt, als im Augenblick noch unentbehrlich betrachtet, und ihre Fortdauer für jetzt noch gewünscht werden.

Die Anstellung eines geistlichen Standes ist eine Maßregel, welche in der Absicht getroffen wird, Ordnung, Beharrlichkeit und Anstand dort einzuführen, wo sie dringender als irgendwo sonst erfordert werden; eine Maßregel, zu der man greift, weil das Ideal für jetzt noch unerreichbar bleibt, die aber schlimm wirken kann, sobald das Ideal aus dem Auge gelassen wird.

Daß eine solche Maßregel sich als ganz und gar überflüssig erwiese, das wäre unstreitig das Ideal. Wer wünschte nicht, das Maß des religiösen Enthusiasmus möchte so groß sein, daß überall fromme und erleuchtete Männer gefunden würden, die voller Liebe und Einsicht, mit ihrer Zeit wuchernd, ihren gewöhnlichen Beschäftigungen

die Stunden abzugewinnen wüßten, um entweder ihre Mitbürger zu gesetzten Zeiten zu erbauen und zu ermahnen, oder Kranken und Armen die vielseitige Hülfe angedeihen zu lassen, worauf ihr trauriger Zustand diesen so großes Recht verleiht? Wer wünschte nicht, daß überall Kaufleute, Juristen, Aerzte, Personen jeden Standes und Berufes mit bescheidenem Muthe aufträten, Jeder in seinem Kreise, so groß oder so klein dieser wäre, um nach ihrem besten Dafürhalten, und von ihrer Ueberzeugung und Menschenliebe getrieben, das zu thun, was jetzt noch zu viel dem Prediger überlassen bleibt? Wohl ist in dieser Hinsicht, es werde dankbar anerkannt, ein merkwürdiger Fortschritt zu spüren. Das ganze Gebiet der Philanthropie, ehedem und bestimmt vor der Reformation ausschließlich die Sorge der Kirche, wird jetzt, und nicht nur in protestantischen Ländern, von sogenannten Laien angebaut. Vereinigungen, die den Unterricht der Jugend, Krankenpflege, Armenbesuch, die intellectuelle Entwicklung Blinder und Taubstummer oder die Heilung Geisteskranker zum Zwecke haben, tragen in unsrer Zeit glücklicher Weise durchaus keinen kirchlichen Karakter mehr; was hinsichtlich vieler dieser Anstalten früher für unmöglich gegolten hätte. Unsre Hospitäler und Armenhäuser zwar stehen meistens noch auf kirchlichem Boden, doch wird ihr Nutzen einstimmig als um so umfangreicher erkannt, je mehr die Verwaltung dieser Stiftungen dem kirchlichen Schlendrian entzogen und vom Geiste unsrer jetzigen Gesellschaft durchdrungen wird.

Weiter zu gehen jedoch scheint für jetzt noch unmöglich. Ein Arzt der mit seinem Kranken betet, ein Jurist der seine Beredsamkeit zur Vertheidigung der Lehre der Liebe anwendet, ein tüchtiger Gewerbsmann, der den Kreis dem er angehört und dessen Bedürfnisse er durchschaut, auf die Speise weisen will, die da nicht vergehet, das sind Vorstellungen die, dem Reiche der Phantasie entnommen, unwillkürlich ein Lächeln auf unsre Lippen bringen. Dieß muß zwar sehr nachdrücklich, doch nicht ausschließlich dem Mangel an religiösem Leben und religiöser Begeisterung zum Vorwurf gemacht werden. Keineswegs ausschließlich, nein. Gar Manchen fehlt, nebst dem bestimmten kirchlichen Amte, die nöthige Begabung und — mehr noch — die nöthige Freimüthigkeit um Zeugniß abzulegen von den

tiefsten und heiligsten Empfindungen die ihr Herz bewegen. Viele hält eine löbliche Scheu zurück, die Furcht sich sonderbar zu benehmen oder sich vorzudrängen. Es gibt Laien genug, die mit demselben Feuer über Religion zu reden wünschten, womit sie nun wissenschaftliche Probleme mündlich behandeln, böte die öffentliche Meinung ihnen die Gelegenheit dazu dar. Es gibt Laien, die der öffentlichen Meinung Trotz bieten und in dieser Hinsicht thun, was ihr Herz ihnen eingibt. Ich lasse also jeder gültigen Entschuldigung ihr Recht. Dennoch aber meine ich, ohne mich zum Bußprediger aufwerfen zu wollen, den Umstand, daß Erbauung und Ermahnung meistens dem officiellen Prediger überlassen bleibt, dem mangelhaften oder siechenden religiösen Leben Vieler zuschreiben zu müssen. Denn, wo weder Talent noch Muth erfordert wird, zeigt sich nicht auch dort dieselbe Erscheinung? Ist jeder Familienvater ein Priester in der rechten Bedeutung des Wortes? Sind sie zahlreich, die Familien, deren Haupt ein Führer ist im geistigen Leben, in alle dem was Kinder und Untergebene zu höheren Bestrebungen als alltägliche Vergnügungen und alltägliche Beschäftigungen sind, führen kann? In seinem geistreichen Buche: Paris en Amérique, hat Laboulaye einen Pariser geschildert, der, mit all seinen Vorurtheilen wie durch einen Zauberschlag nach Nord-Amerika versetzt, im Augenblick, da seine älteste Tochter ihre Hand zum ersten Male in die ihres Verlobten legt, von seiner inzwischen ganz zur Amerikanerin gewordenen Gattin vergebens aufgefordert wird, dem jungen Paare seinen Segen zu geben. Meinen Segen? ruft er aus, ich habe den Pabst auf dem Vatican und den Priester am Altare segnen sehen, und das war sehr feierlich, aber .... „Der Gott Isaacs und der Rebecca,“ so unterbricht ihn plötzlich die Dienstmagd, „der Gott Jacobs und der Rahel segne und behüte euch, im Glück und Unglück, im Leben und im Tode.“

Ich habe hier nichts weiter hinzuzufügen, als daß ich das Buch in Vieler Hände wünsche.

Dem sei indeß wie ihm wolle, das Ideal bleibt für's Erste unerreichbar. Und dann natürlich besser ein geistlicher Stand mit dem ganzen clericalen Wesen und allen Mißbräuchen wohin dieses führt, als daß keine Stimme mehr vernommen würde, die den ge-

wöhnlichen Lebensverhältnissen eine höhere Weihe verleihe und das Medium einer erhabeneren Lebensauffassung werde. Daß ein geistlicher Stand aus keinen andern als in Allem gewöhnlichen Menschen bestehe, braucht nicht erst gesagt zu werden. Die Träger dieses Standes stehen in keiner besonderen Beziehung zur Gottheit, haben keinerlei Auftrag, der nicht jedem Nachfolger Jesu gälte. Daß sie an einer Universität sich einige Kenntniß betreffend semitischer Sprachen, Kirchengeschichte, Homiletik und Exegese erworben haben, das gewährt, wie sich von selbst versteht, nicht die mindeste Sicherheit dafür, daß sie nun auch besondere Gaben besitzen werden um Führer des religiösen Lebens der Gesellschaft zu sein. Auch läßt sich keine wissenschaftliche Vorbereitung ersinnen, die für alle kommenden Geschlechter, für Hunderte der verschiedensten Herkunft und der verschiedensten Anlagen berechnet wäre, und zu gleicher Zeit eine solche Sicherheit bieten könnte [1]). Nichts unterscheidet deßhalb

[1]) Hiemit soll nichts gesagt sein zum Nachtheile der academischen Erziehung, welche angehenden Religionslehrern in unserm Vaterlande zu Theil wird. Daß für Solche der Aufenthalt an einer Academie bei Weitem einer Abschließung in einem Seminarium vorzuziehen sei, läßt sich kaum in Zweifel ziehen; eben so gewiß aber ist, daß eine academisch-theologische Bildung nicht darauf angelegt sein könne, gerade Religionslehrer zu bilden. Ja, wenn eine theologische Facultät sich die religiöse Entwicklung ihrer Zöglinge in besonderer Weise angelegen sein ließe, so würde sie sich der Gefahr aussetzen, ihren eigentlichen Beruf zu vergessen, den Forderungen des Gemüthes den wissenschaftlichen Sinn zum Opfer zu bringen, und einen pietistischen Geist zu befördern, der gar leicht Anlaß zu Heuchelei oder Formalismus gäbe. Eine theologische Facultät kann nur dann für das religiöse Leben ihrer Zöglinge von Bedeutung sein, wenn sie Lehrer in ihrer Mitte zählt, die mit umfangreicher Wissenschaft eine religiöse Persönlichkeit vereinigen. In unserm Vaterlande fehlt es glücklicher Weise nicht an Solchen. Wo, nur einen Namen zu nennen, einem Manne wie Professor Scholten der theologische Unterricht übertragen ist, wird der angehende Prediger, falls er selber Herz und Blick für das Religiöse hat, nicht nur theologische Kenntniß, sondern auch Kraft finden zur Erfüllung des eigenthümlichen Berufes, der seiner wartet. Denn wer dürfte sich des Umganges mit dieser Persönlichkeit erfreuen, ohne zu fühlen, daß wissenschaftliche Untersuchungen noch etwas Anderes und Ernsteres seien, als ein Spiel des Verstandes; daß ein anhaltendes Verweilen in den höchsten Sphären des speculativen Denkens einen Einfluß ausübe, der den Geist stärkt und das Herz bessert; ohne sich bewußt zu werden endlich, daß das Streben eines Denkers ein vorzugsweise religiöses Streben sei? Und nicht der einzige Lehrer ist dieser, dem mancher Student auch für seine religiöse Entwicklung viel zu verdanken hat.

die Träger des geistlichen Standes von ihren Mitmenschen als nur de Umstand, daß sie einem bestimmten Stande angehören, daß ihnen in Folge gemeinschaftlicher Uebereinkunft ein bestimmtes Amt übertragen ist, kraft dessen, wie wir es bereits ausdrückten, das mit Ordnung, Beharrlichkeit und Anstand verrichtet werden soll, was sonst entweder gar nicht, oder unregelmäßig und öfter in unziemlicher Weise Statt finden würde.

Sorgsam aber sei man dabei auf seiner Hut gegen die Mißbräuche, wozu diese Einrichtung, der Erfahrung gemäß, fortwährend Anlaß gibt, Mißbräuche, die sich unter den gemeinschaftlichen Namen Clericalismus begreifen lassen. Das einzig gültige Mittel dagegen ist, das Ideal niemals aus den Augen zu verlieren. Ein Axiom ist es, und dennoch nicht überflüssig zu wiederholen, daß, nach Analogie des tiefsinnigen Ausdrucks Jesu, die Gesellschaft nicht um des geistlichen Standes willen, sondern der geistliche Stand um der Gesellschaft willen da ist. Factisch wird dies noch zu oft übersehen. Hauptsache scheint, nicht daß das religiöse Leben befördert werde, sondern daß es durch den officiellen Prediger befördert werde. Was ohne seine Mitwirkung geschieht, wird öfter schon allein deßwegen mit leidiger, ja zuweilen mit feindseliger Miene von ihm betrachtet. „Kirchlein spielen" so heißt ihm gar bald jede Religionsübung, die seiner Leitung entbehren kann, mögen auch Hunderte sich d..an erbauen. „Separatismus" tauft er gern jede Lebensäußerung, die z..r eine kirchliche Farbe, doch keinen kirchlichen Karakter trägt, möge sie ..ch deutlich den Bedürfnissen Vieler entsprechen. Wenn sein Amtsbru.. auf der Kanzel Ansichten vorträgt, die den seinigen schnurgerade entg... laufen, so wird er die Stirne in weniger bedenkliche Falten ziehen, .. wenn ein Separatist, er sei so lauter in der Lehre als er wolle, d.. Menge zu sich zu locken weiß.

Das Geschlecht der prote...ischen Clericalen ist im Aussterben begriffen. Es war Zeit. Das A.. ist ein Vorrecht für den der es bekleidet. Allein, im Namen der g...en Vernunft: dem, der ohne Amt auskommen kann, werde daraus .. Verbrechen gemacht. Ich begreife, daß Einer froh ist, in seiner Jug... vielmehr der ein Bäcker noch ein Schuster gewesen zu sein, sondern vielmehr .. akademische Bildung erhalten zu haben. Ist aber ein Bäcker oder .cademische ...uster

im Stande die religiösen Bedürfnisse seiner Mitmenschen zu befrie- digen oder anzuregen, so wäre derjenige ein Thor, der ihm dieses im Namen seiner Vergangenheit verübeln oder verbieten wolle. Priester und Leviten sind schon gut, zuweilen aber ist ein barmher- ziger Samariter recht willkommen.

Es ist weit entfernt, daß der Geist des Clericalismus blos un- ter officiellen Predigern herrschen sollte. Er ist ein allgemein mensch- licher, wenn auch nichts weniger als rein-menschlicher Geist. Er ist einfach die Identificirung unseres eignen Ichs mit dem Zweck, den wir zu erreichen trachten. Dieser ungereimten Identificirung begegnet man in allen Ständen der Gesellschaft wieder. Es ist der alte Zunftgeist, der noch seinen Spuk unter uns treibt, den aber die moderne Freiheit kräftig bannen soll, kraft dieser Losung: was gut ist, muß zu Stande kommen, einerlei durch wen.

Auf welchem Gebiete dem Geiste des Monopolisirens eine scho- nende Beurtheilung zu Theil werden möge, sicherlich nicht auf dem der Religion. Erstens, weil das geistige Ziel, das man sich setzt, auch so viel nur möglich mit rein geistigen Mitteln erstrebt werden soll, sodann aber auch und wahrlich nicht minder, weil er, der das große Vorbild jedes Predigers sein soll, das Opfer eben dieses cle- ricalen Geistes geworden ist. Es versteht sich wohl von selbst, daß wir uns vor der Beförderung einer Gesinnung zu hüten haben, die Jesus an das Kreuz geschlagen. Und dieß ist nicht zu viel ge- sagt. Hätte es damals unter den geistlichen Führern des Volkes lauter Männer wie Gamaliel gegeben, so hätte Jesus seine Tage in Frieden beendigt. Doch nein; eben dieses Nicht-officielle in der Thätigkeit Jesu war das Unerträgliche. Es ...te zu oft den An- schein, als könnte er zum Erreichen sei... Zweckes die bestehende Ordnung gar wohl entbehren. Es ...an Niemand in den Sinn, bescheiden zu untersuchen, ob ... der großen Begeisterung des Volkes für diesen ihren Le... nicht etwas für das religiöse Leben der Nation zu erwar... ...t. Niemand frug, ob denn die von ihm gebildeten Jün... besonders schlechte Menschen seien, ob das Volk, wo ... folgte, sich zu Missethaten hinreißen lasse. Man war ... ...al dazu verurtheilt, die jüdische Kirche im Stande zu er... Dieses theure Kleinod der Väter durfte ja nicht Preis

gegeben werden. Jeder, dem die gesegnete Autorität der Priester und die standhafte Behauptung der alten, erprobten jüdischen Confession am Herzen lag, mußte ja den unkirchlichen Mann auf die wirksamste Weise zum Schweigen zu bringen suchen.

Clericalismus ist der Name eines der Henker des Menschensohnes. Darum sei Clericalismus dem Lehrer des Christenthums ein Greuel und ein Aergerniß.

Ist es überdieß nicht eine Thorheit, Kräfte zu vernachlässigen oder zu vernichten, die jedenfalls auf eben das Ziel hin arbeiten, das Prediger sich setzen? Hat ein Prediger irgend Begriff von dem Umfang der auf seinen Schultern lastenden Aufgabe, von der Macht des Widersachers gegen den sein ganzes Leben ein fortgesetzter Kampf ist, so muß er mit geistlicher Blindheit geschlagen sein, um sich gewöhnlichen Mitgliedern der Gemeinde zu widersetzen, wo diese, ihren Gaben und Einsichten gemäß, wie mangelhaft und beschränkt solche zuweilen auch sein mögen, denselben Widersacher angreifen, dessen allgemeiner Name Gottlosigkeit oder Sünde heißt. Oefter ist es der schärfste Dorn in dem übrigens nicht sehr gepeinigten Fleisch eines Predigers, wenn eine unkirchliche Person eine Kirche gerade neben der seinigen baut. Wie ist es nur möglich? Ich meines Theils wünschte, daß zehn andere Kirchen neben der meinigen sich erhöben, und daß alle zehn zu klein erfunden würden, die Zahl der Zuhörer zu fassen. Ist das sociale Leben bereits so vortrefflich, ist die Zahl der officiellen Prediger bereits so genügend, daß man gar keiner Hülfstruppen, wenn auch ungeübter, mehr bedarf?

Eine religiöse Zusammenkunft aber, die zur officiellen Kirchenzeit sich versammelt, welch eine Quelle der Plagen! — Wirklich? ei warum doch? Wer lieber den angestellten Prediger hört, wird nicht hingehen, und wer ihn lieber nicht hört, wird doch nicht, als Strafe für dieses Verbrechen, aller Religionsübung beraubt bleiben müssen? Allein, so heißt es, was außerhalb der bestehenden Kirche geschehe, sei öfter so unziemlich, die dort ertönende Sprache so ungebildet, so fanatisch; es seien keine lauteren religiösen Ideen, die in solcher Weise verbreitet würden. Wie aber? Sind wir, angestellte Prediger, in diesen Dingen unfehlbare Schiedsrichter? Sollen wir die Lehrfreiheit ersticken, von der wir selbst leben? Hat die

Kirche allein das Privilegium immer nur Wahrheit vermischt mit Irrthum zu besitzen? Giebt es denn gar nicht gewisse Balken, die uns verhindern sollten, gewisse Splitter zu sehen?

Reißen wir uns doch die Binde von den Augen. Ein geistlicher Stand ist einfach eine Nützlichkeitsmaßregel. Bilden wir uns nicht ein, daß wir, weil wir dazu gehören, das Monopol einer Pflichterfüllung besäßen, zu der nicht Jeder, sobald es ihm gut dünkt, sich berufen fühlen dürfte. Unser besonderer, unser officieller Karakter ist durchaus menschlichen Ursprunges. Oder glauben wir etwa an einen Statthalter Christi, der uns angestellt hätte? Hat ein Bischof, ein Nachfolger Petri in gerader Linie uns die Hände aufgelegt? Die Vortrefflichkeit einer Kirche kann und soll nur aus ihrer Vortrefflichkeit offenbar werden. Sie darf nur so lange eine bestehende Kirche sein, als sie den Bedürfnissen des religiösen Theiles der Bevölkerung entspricht. Gesetzt, sie thäte dieß nicht mehr, ihre Gebäude stünden leer, von ihren Pfarrern würde kein religiöser Unterricht mehr verlangt, so könnte die bestehende Kirche nicht länger die Besoldung des Staates genießen, ohne eines Diebstahls schuldig zu werden. Wer möchte die Schande über sein Haupt bringen, welche die Episcopalkirche in Irland erlebt?

Der Werth des geistlichen Standes wird in der Schätzung Aller zunehmen, je mehr dieser Stand an Bescheidenheit gewinnt. Es ist der thörichte Stolz einer Garnison, der sie in den Augen des Volkes gehässig macht. Niemand verachtet den Krieger, der ausschließlich in treuer Pflichterfüllung seine Ehre sucht. Der geistliche Stand heutigen Tages hat in mancher Hinsicht die Fehler der Väter gut zu machen, und für diese Fehler zu büßen. Herrschsucht, die Neigung sich in Alles zu mischen, politischer Parteigeist, Intoleranz, Weitschweifigkeit, Stumpfheit den Zeichen der Zeit gegenüber, ist nicht dieß

. . . . die große Brüderkrankheit,
Das tausendjährige Familienübel,
Die aus dem Nil-Thal mitgeschleppte Plage,
Der altägyptisch ungesunde Glauben . . . .?

Daher kommt es, daß wir uns von allerlei Aemtern ausgeschlossen sehen; daher, daß ein Freund, der uns die ungeschminkte Wahrheit zu zeigen pflegt, (Busken Huët) Geistliche die Parias der Ge-

sellschaft genannt hat. Unsre frühere Uebermacht ist die Ursache unsrer jetzigen Ohnmacht. Diese Ohnmacht aber wird nur scheinbar sein, sobald wir uns bewußt werden, wo unsre wahre Macht zu suchen sei. Ein Pio Nono mag noch, einem Kinde gleich, unbedeutende weltliche Macht abtrotzen wollen; wir folgen seinem Beispiele nicht. Als die Geringsten werden wir die Vornehmsten, als Dienende Herrscher sein.

IV.

Dieß führt uns zur Beantwortung der zweiten Frage: Was ist das Haupterforderniß für die von einer Kirchgenossenschaft als ihre Wortführer anzustellenden Personen? Wir beziehen uns hier allein auf christliche und zwar auf protestantische Kirchgenossenschaften. Wie die Kirchgenossenschaft selbst, so muß auch der Prediger seine Empfehlung und die Apologie seiner Wirksamkeit in sich selber tragen. Nicht einer göttlichen Einsetzung, nicht einem sogenannten Ruf der Gemeinde verdankt er das Recht seines Daseins. Dieses Recht muß ausschließlich aus dem im Leben der Gesellschaft von ihm gestifteten Nutzen hervorgehen. Seinem Wirken allein liegt es ob, zu beweisen daß er nicht das fünfte Rad an dem Triumfwagen sei, auf welchem die menschliche Gesellschaft ihrer Zukunft entgegen eilt.

Wir wollen versuchen einige Züge zusammenzutragen zur Schilderung des uns von dem Kirchenlehrer vorschwebenden Ideals. Es ist dieß freilich nicht die leichteste Aufgabe die man sich stellen könnte, doch fühlt man sich doppelt zu ihrer Lösung angeregt, wenn man die geringe Begeisterung angehender Theologen für ihren zukünftigen Beruf bemerkt, ein Mangel der sich in unsern Tagen bei Vielen im Verlassen der einst beschworenen Fahne offenbart.

Ich werde hier eine einfache Eintheilung machen, und in meiner Schilderung nach einander den Prediger, den Catecheten und den Pastor vorführen.

V.

Geläut im Thal! Hinab zu schauen
Noch diesen Berg hinan im Flug!
O Gott! durch abendrothe Auen
Dort unten zieht ein Leichenzug!
Wohl giebt des Sarges Kranz mir Kunde:
Ein Mädchen war es, eine Braut!
Sie starb vor der ersehnten Stunde,
Die sie dem Liebsten angetraut.
Dort geht ihr Schatz. Die Thränen rollen
Ihm von dem braunen Angesicht.
Die Mädchen singen, doch es wollen
Die Noten aus der Kehle nicht.
Ich schloß dem Zug mich an. Sie lenkten
Zum Grab — ich dacht' an dich, mein Lieb;
Wenn so sie dich zur Ruhe senkten,
Was mir auf Erden dann noch blieb?
Auch meine heißen Thränen flossen,
Andächtig sang ich mit den Chor,
Rings war ein tief Gefühl ergossen:
Da trat der schwarze Pfarrer vor.
Er wüthete in heil'gen Sprüchen,
Und senkte auf den Todtenschrein,
Sammt den Gefühlewohlgerüchen,
Verwelkte Redeblümelein.
Er sprach so salbungsvoll langweilig,
So orthodox, so ganz verdorrt —
Mir trockneten die Thränen eilig,
Und pfeifend zog ich weiter fort.

Kinkel. Vom Friedhofe.

Liegt nicht etwas Schwerfälliges in den Ausdrücken, welche die Thätigkeit desjenigen andeuten sollen, der seine Mitmenschen zu höherer Moralität und innigerer Frömmigkeit nach Vermögen zu erheben trachtet? So heißt z. B. seine wöchentliche Arbeit eine Predigt, und dieser Name ist schon auf jede Rede die sich nicht gerade durch Kürze oder Anmuth auszeichnet, übertragen worden. Eine Predigt zu machen ist denn auch der Gegenstand des Staunens Vieler, und für den, der dazu „berufen," gar oft ein kaum zu übersteigender Berg. Würde nicht dieses Schreckensbild größten Theils weichen, wenn man

sich vorstellte, nicht daß Einer eine Predigt zu machen berufen sei, sondern daß Einige sich des angenehmen Vorrechtes erfreuen, unter den günstigsten Umständen eine Zuhörerschaft, deren Andacht man nicht erst zu beschwören nöthig hat, zu bestimmten Zeiten, eine gute halbe Stunde lang unterhalten zu dürfen über Dinge die in nächster Beziehung zu unsern höchsten Interessen stehen?

Ein Vorrecht ist es in der That, besonders wenn man es als angestellter Prediger thun darf. Denkt ja doch in diesem Falle Niemand an Anmaßung. Ein Prediger soll nun einmal predigen. Er stellt sich nicht in den Vordergrund, er wird dahin berufen. Man läßt ihm gerne das Wort; und er nimmt es als ein Recht, das er sich nicht erst zu erkämpfen hat. Gewisse Anlässe ausgenommen, wo einer sehr thörichten Gewohnheit gemäß, die Predigten sich häufen, ist eine Predigt niemals eine Last, nein, immer eine Lust. Man müßte ein sehr kaltes Herz haben, oder mit den wirklichen Zuständen gar wenig vertraut sein, fühlte man sich nicht angeregt, während man noch obendrein dazu berufen ist, wöchentlich ein- oder zweimal ein religiöses Wort zu reden, den Bedürfnissen Solcher angemessen, deren man Einige sehr von Nahem kennt, ein Wort der Hoffnung, der Liebe, der Warnung, je nachdem es Noth thut. Und muß diese auf das Gemüth gerichtete Seite der Predigt mit einer gewissen Zurückhaltung behandelt werden, nun, der Kopf müßte sehr leer, die Lektüre sehr beschränkt sein desjenigen, der nicht alle sieben Tage einige religiöse oder moralische Ideen fände, worüber es der Mühe werth wäre, drei Viertelstunden lang zu reden, um so mehr, als es, einer ehrwürdigen Gewohnheit gemäß, jedes Mal nach Anlaß eines Wortes aus einem an sinnreichen treffenden Aussprüchen überreichen Buche sein darf.

Der Nutzen der Predigt kann nur von demjenigen in Zweifel gezogen werden, dem die Macht des menschlichen Wortes unbekannt ist. „Predigt das Evangelium aller Creatur," — ob nun dieses Wort von Jesu herrühre oder nicht, immer zeugt es von Weisheit und Einsicht, und schließt das Geheimniß der raschen Fortpflanzung des Christenthums in sich. Wo es auf das Verbreiten oder Erhalten von Ueberzeugungen ankommt, da geht keine Macht über die des mündlichen Vortrags. Sogar nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, sogar in unsrer Zeit des athemlosen Lebens, gilt diese Wahr-

heit noch in ihrem ganzen Umfange. Vergleichungsweise wird immer wenig gelesen werden, und die große Mehrzahl stets des gesprochenen Wortes bedürftig bleiben. Allein auch der, welcher gerne liest, erkennt eben so gerne an, daß die menschliche Stimme ihm ein willkommenes und zuweilen unentbehrliches Medium der ihm liebsten Empfindungen sei.

Die Predigt kann ihre Anziehungskraft sowohl als ihren Nutzen einzig durch den Prediger einbüßen. Ob es gut und angenehm sei, eine Predigt anzuhören? Diese Frage steht natürlich der anderen vollkommen gleich: ob es gut und angenehm sei, einem literarischen oder wissenschaftlichen Vortrag beizuwohnen? Keine dieser beiden Fragen läßt sich in abstracto beantworten. Von dem Inhalte und der Form dessen was der Redner seinem Auditorium zum Besten gibt, hängt hier Alles ab. Kann dieser Inhalt Interesse einflößen, ist diese Form nicht widerlich, sondern geeignet dem Worte Eingang zu verschaffen, so wird die Stunde in der Kirche für Niemand verloren sein.

Wie soll gepredigt werden, was und warum? Das ist es, was zunächst unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Auf das Wie lautet die Antwort einfach. Man soll so predigen, daß zugehört werde. Das Andachtsvermögen des Menschen ist festen Gesetzen unterworfen. Vielleicht kann man auch einer langweiligen Rede freiwillig Gehör schenken, doch gewiß ist, daß Jedermann zuhören muß, wenn das was gesprochen wird, wirklich die Andacht fesselt. Ein Redner braucht nicht seine Zuhörer um geneigtes Gehör zu bitten. Er soll Andacht fordern, er soll gebieten, daß Andacht sei, Niemand erlauben einen Ton an seiner Stelle von sich zu geben. Andacht ist eine Stimmung, so gut wie Liebe und Verehrung, eine Stimmung in die Niemand sich willkürlich versetzen kann, sondern in die wir mit unwiderstehlicher Gewalt gebracht werden. Andacht wird uns, wie Liebe und Verehrung eingeflößt, und ein Redner, der im Ernst seine Zuhörer höflich ersucht, ihm ihre Andacht schenken zu wollen, steht nicht höher als ein Krämer, der nicht von der Solidität seiner Waare, sondern von einer um Gunst und Empfehlung bettelnden Zeitungsannonce die Blüthe seines Geschäftes erwartet.

Auch ist es kein Geheimniß, was wirklich Andacht gebietet, und um diese Kunst zu verstehen, braucht man nicht im Besitze einer

Beredsamkeit ersten Ranges zu sein. Dazu sind einzelne einfache, nicht ungestraft zu versäumende Regeln anzugeben, wenn auch hierin ganz besonderem Sinne der Spruch gelten soll: keine Regel ohne Ausnahme.

Die Andacht zu fesseln, muß mehr unterlassen als gethan werden. Wer Einförmigkeit und Weitschweifigkeit vermeidet, wer alle thörichte Wichtigkeit, alles manierirte Wesen läßt, wer so viel nur möglich Alles scheut, was ihn auf der Kanzel sich selber ungleich erscheinen läßt, der wird früher oder später die Früchte dieses Beschneidens und Hauens ernten. Ich bin geneigt zu glauben, daß jeder Redner in seiner eignen Stimme ausreichende Mittel besitze, die Andacht rege zu erhalten, wenn er sich nur die Mühe gibt, sich jeder erlernten oder angenommenen Art des Redens zu entäußern, und eifrig dem nachzuspüren trachtet, was *seine* Natur, *seine* Anlage, die ganze Eigenthümlichkeit *seiner* Person für die Kanzel in sich schließe. Manche Prediger aber sind von dem Nutzen dieser Bemerkung so wenig überzeugt, daß sie, anstatt auf der Kanzel wie im Leben, vielmehr im Leben wie auf der Kanzel zu reden anfangen.

Vielleicht kommt Manchem diese Vorschrift gar zu einfach vor; vielleicht hat man erwartet, ich würde den Weg zur wahren Beredsamkeit zeigen. Gesetzt auch, ich wäre dazu im Stande, so würde ich es doch nicht versuchen wollen. Ich betrachte es gerade als die größte Plage für Jeden, der öffentlich zu reden hat, wenn ihm ein bestimmtes Ideal der Beredsamkeit vorschwebt, das zu erstreben er mit unwandelbarem Muthe sich abmüht. Weit verständiger scheint mir, daß man sich wohl von der Ueberzeugung durchdringe, Beredsamkeit sei diejenige Gabe, welche die Natur vielleicht am kärglichsten spendet. Daß z. B. an unsern vaterländischen Universitäten drei hundert junge Männer im Ernst Anspruch machen dürften auf Eloquenz im eigentlichen Sinne des Wortes, das ist eine Vorstellung, die uns, statt der Sympathie, wir wissen nicht, ob ein Lächeln oder einen Seufzer abnöthigen soll. Es ist die Frage, ob in diesem Momente fünf wirklich beredte Prediger in unserm Vaterlande gefunden werden. Sind ein Adolphe Monod, ein Lacordaire oder ein Theremin zu Grabe getragen, so währt es lange, bis andere Könige in Israel aufstehen. Das Alterthum ist nicht reich an großen Rednern. Der

Präsident des englischen Parlamentes, und möge er noch so weit zurückgehen, kann sie vielleicht an den Fingern herzählen.

Die Beredsamkeit kommt also nur wenn sie will und zu wem sie will, so gut wie die Muse der Poesie. Läßt man ihr diese Freiheit nicht, so ist die Folge, nicht daß man sie zu sich locke, sondern daß sie zur Strafe unserer Unbescheidenheit, uns ihre eigene Karikatur schickt mit der Illusion dazu, diese Karikatur sei ihr Wesen. Es gibt deren wirklich nicht Viele, die sich des Predigtamtes befleißigen, ohne demosthenische Anwandlungen in sich zu spüren. Sehr bald nun wird man einiger überlieferter Formen der Beredsamkeit habhaft, in der Erwartung, die geheimnißvolle Muse werde diese Formen früher oder später schon einmal beseelen. Dieses aber findet in der Regel nicht Statt, und siehe da unsern armen Redner sein Leben lang verurtheilt, sich in Allem, in Tonfall, Gesticulation und Wahl der Ausdrücke zu gebärden, gerade als wäre er beredt. Beneidenswerthes Loos!

Eine ruhigere, eine bescheidenere Auffassung der kirchlichen Predigt kann nicht schaden. Daß Einer bei einer Gemeinde angestellt ist und eine kirchliche Toga trägt, verwandelt ihn nicht mit einem Male aus einem gewöhnlichen Studenten in einen Gottesgesandten, in einen mit göttlichem Auftrag ausgerüsteten Propheten. Hat man seinen Mitmenschen ein gutes Wort zu sagen, so überlege man zu allererst, was man eigentlich sagen wolle, und wie es sich am Einfachsten und Natürlichsten sagen lasse. Dazu aber wird die größte Sorgfalt und eine fortwährende Anstrengung erfordert. Einfache Sachen einfach auszudrücken und einfach vorzutragen ist eine zwar Jedem erreichbare, doch nur auf die Bedingung großer und anhaltender Uebung hin zu erlangende Kunst, einer Uebung die nicht nur auf Kunstfertigkeit, sondern auch auf die Entwicklung des moralischen Karakters gerichtet sein muß. Denn es giebt auf dem Gebiete der Kunst keine Vollkommenheit, die nicht mit gewissen moralischen Eigenschaften zusammenhinge. Wofern wir bei gewissen Fehlern verharren, und die Höhe, zu der unsre Anlage uns zu berechtigen schien, nicht erreichen, so liegt dieß nur zu oft daran, daß wir zu eitel waren, uns offener und strenger Kritik auszusetzen und ihr zu gehorchen, oder zu träge eine Zeitlang alle unsre verfügbaren Stunden einer bestimmten Sache zu widmen.

Es ist hier nicht der Ort zur näheren Auseinandersetzung aller praktischen, mit der Bildung eines Kirchenredners zusammenhängenden Einzelnheiten. Ich beschränke mich darauf, dasjenige anzudeuten, was vom Standpunkt der modernen Denkweise als wünschenswerth einleuchten muß.

Wir sind zwei Extremen anheim gegeben: der Schwülstigkeit und dem Haschen nach einer gewissen Trivialität, die verkehrter Weise für Popularität gelten soll. Einfachheit und Zartgefühl sind die Waffen wider diese beiden Feinde. Deine Predigt sei geschmückt wie deine Tochter, weder zu prächtig, noch unter ihrem Stande. Müßte ich wählen, so würde ich einer schwülstigen Predigt noch den Vorzug geben vor einer solchen, die sich triviale Ausdrücke erlaubt; erstere zeugt jedenfalls für das Streben des Predigers, die Würde seines Gegenstandes nicht aus den Augen zu verlieren. Eine schwülstige Predigt rührt zwar Niemand, und stiftet also keinen Nutzen, doch ist sie wenigstens unschädlich. Eine Predigt hingegen, die das Zartgefühl verletzt, thut gewiß Schaden, indem sie die Zuhörer in der ihr Leben vielleicht ohnehin schon bezeichnenden Unfeinheit bestärkt. Wir sollen uns des Urtheils über unsern Nächsten enthalten, doch kann ich mich bei einer sogenannt populären Predigt, deren witzige Einfälle nicht immer die Probe eines feinen Tactes bestehen können, der Vermuthung nicht erwehren, der Prediger opfere zu viel auf dem Altare der Eitelkeit. Diese witzigen Einfälle lenken die Aufmerksamkeit von dem Gegenstande ab und auf den Prediger hin. Der Prediger aber soll sich so viel wie möglich hinter seinen Gegenstand zurückziehen, und die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer nicht fortwährend in gespannter Erwartung dieser oder jener zu äußernden Sonderbarkeit erhalten. Populär zu sein, im Sinne einer zu großen Familiarität, ist keineswegs eine sehr schwere Kunst. Hat man sich einmal auf den Fuß gesetzt, auf der Kanzel die Sprache des gemeinen Lebens zu führen, so erlangt man gar bald den beneidenswerthen Muth eines Solchen, der das Volk vor einer Schaubude belustigt. Dieser Muth möchte nur dann einen weniger schönen Namen tragen.

Einfach und fein, das sind, so weit es die Form betrifft, die beiden Haupteigenschaften einer guten religiösen Rede. Man rede in der geläuterten Sprache des täglichen Lebens, und wende sich

vorzugsweise an das Herz und an die Phantasie. Abstracte Beweisführungen sind gut zum Lesen, doch nicht zum Vortragen vor einer bunt zusammengewürfelten Schaar. Die scharfsinnigsten und gelehrtesten Auseinandersetzungen gehen auf der Kanzel verloren. Man sorge mehr für die Bedeutsamkeit als für die Anzahl seiner Ideen. Eine gute Predigt wird durch zu großen Ideenreichthum verunstaltet. Den Meister kennt man nicht an der Zahl, sondern an der Entwicklung seiner Ideen. Ruhe herrsche im Entwicklungsgang, Ruhe im Vortrag, nicht die Ruhe der Indifferenz, sondern die Ruhe der Selbstbeherrschung, die Ruhe des überzeugtesten Glaubens an das Interesse dessen, was man vorträgt.

Auf unsre Bildung zu Predigern der Religion kann in den ersten Jahren unsrer kirchlichen Laufbahn nicht genug Zeit und Sorgfalt verwandt werden. Hernach ist die Zeit der Vorbereitung natürlich zu Ende. Dieser Vorbereitungszeit aber komme Alles zu Gute. Keine Mühe werde gespart beim Entwerfen, Corrigiren, Schreiben, beim Memoriren der Predigt; und Alles dieses nicht, wie selbstverständlich, zur Erlangung eines Ruhmes, der unsrer Eitelkeit schmeichle, oder uns bei unserm wolbegründeten Ruf erhalte, sondern deßwegen, weil weder Zeit noch Mühe, wie wichtig beide auch seien, verloren sind, so lange sie angewandt werden, uns zu einem Predigen zu befähigen, das, richtig aufgefaßt, von ausgezeichneter Wirkung sein kann. So unendlich viel Verkehrtes muß abgelegt werden, bis wir würdige Verkünder der in Jesu geoffenbarten Liebe Gottes sein dürfen. Volle Kirchen zu bekommen, die Zuhörer in stummes Staunen zu versetzen, ach, dazu gehört nicht viel; dazu hat man sich blos geschickt und klug nach der großen Menge zu richten; dazu bedarf es neben einer gewissen Behendigkeit einer großen Verachtung des Publikums; um aber in der vollen Bedeutung des Wortes Nutzen zu stiften, dazu sind Jahre unermüdeter Anstrengung nicht zu viel.

Ein unentbehrlicher Bestandtheil unsrer Bildung zu Kirchenlehrern ist das fortschreitende Studium der neueren, besonders der französischen Litteratur. Es ist dieß der einzige Weg eine gewisse Schwerfälligkeit des Styles los zu werden, die dem Holländer wie angeboren ist. Wir besitzen in der neueren Litteratur namentlich

Frankreichs, eine Schule, die Niemand ohne Schaden für seine ästhetische Ausbildung und für die Form, worin er seine Ideen kleidet, vernachlässigen darf. In dieser Schule werde auch der Sinn geschärft für das was die Lachlust des Zuhörers zum Nachtheile des Redners reizen kann. Es gibt Vielerlei, das nicht vom moralischen oder religiösen, sondern nur von diesem Sinne verurtheilt und mit Recht verurtheilt wird. Wenn ein Prediger uns im Gebete vorgeht mit einem: „o Barmherziger Samariter", wenn er uns verspricht, für uns in die Tiefen des Textwortes hinabzusteigen und Perlen herauf zu bringen, während wir, seine Zuhörer, am Ufer auf- und abwandeln, oder wenn ein Lehrer seinem Auditorium eine halbe Stunde lang haarfein vordemonstrirt, daß wir im Grunde maskirte Pharisäer seien, so mag dieß merkwürdig und erbaulich sein — vielleicht! gewiß aber ist es ergötzlich, und dieß ist doch nicht gerade der erste Eindruck, den eine Predigt machen soll [1]).

Diese Winke geben nur in didaktischer Form die in unsern Tagen immer mehr zur Anwendung gelangenden Ideen wieder. Die Predigtkunst hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht. Merkwürdig genug, haben wir diese vielleicht größten Theils einer religiösen Richtung zu verdanken, die im Uebrigen allen Neuerungen abhold ist. Niemand kann, glaube ich, leugnen, daß der Methodismus zuerst die traditionellen, spröden homiletischen Formen zerbrochen und aus der religiösen Sprache ein lebendiges Wort gemacht habe. Die Auffassung der Predigt, nicht als Abhandlung, sondern als ein Wort aus dem Herzen zum Herzen, nicht als eine zierliche Stylübung, gehörig eingetheilt mit allerlei dogmatischen und exegetischen Feinheiten bereichert, oder mit blumenreichen Phrasen ausgeschmückt und mit der üblichen Anwendung am Schlusse, sondern als ein Anfall, ein Sturm auf Alles was mit dem Reich der Finsterniß zusammenhängt, diese Auffassung, diese Reform, diese Neuigkeit haben seitdem alle protestantischen Richtungen vom Methodismus übernommen. So tragen wir Alle einen Stein herbei zum großen Gebäude

---

[1]) Wer sich dafür interessirt, vergleiche mit Obigem mein: Elementen eener homiletiek voor onzen tijd 1857. Godgel. en Wijsg. Opstellen, blz. 395—423.

der Zukunft, der Eine in seiner Einfalt, der Andere mit Wissen und Willen, Niemand aber kommt um seinen Lohn.

Herrscht in unsern Tagen eine fast allgemeine Uebereinstimmung in Betreff der Predigtform und wird hier der Geist sogar fortwährender Neuerung nicht gemieden, so wird dagegen die Frage: was den Inhalt der Predigt ausmachen solle, in sehr verschiedenem Sinne beantwortet.

Für mich ist die Antwort enthalten in der schönen und einfachen Formel, die jeder angehende Lehrer der holländisch-reformirten Kirchgenossenschaft beim Antreten seines Amtes unterschreibt. „Die in Jesus geoffenbarte Gnade Gottes", d. h. die göttliche Liebe, sofern mir diese durch Jesus, durch seine Person, seinen Unterricht und seine Lebensgeschichte deutlich und fühlbar geworden, siehe da den Hauptinhalt, wie mir vorkommt, jeder christlich-religiösen Predigt. Diese ist demnach eine Predigt der Religion Jesu, die ganz und gar aufgeht in dem durch Thaten sich fruchtbar zeigenden Glauben an Gottes heilige Liebe [1]).

Die Religion Jesu. Wie ist dieser einfache Ausdruck noch wenig allgemein. Lessing und Herder haben ihn doch schon seit Langem eingeführt, allein bis heute noch immer vergebens. Mich zieht er ganz besonders an, weil schon das Wort allein uns in Gedanken in das innere Heiligthum jenes liebenden und tiefen Gemüthes versetzt, dem die Menschheit ihre edelsten Regungen verdankt.

Die Religion Jesu, sie führt uns nicht eine Reihe spitzfindiger Lehrsätze oder geheimnißvoller Feierlichkeiten vor, sondern etwas so Schönes, so Sanftes, so Mildes, daß ich mir wirklich einbilde, alle Menschen hätten sie blos zu kennen, um sie zu lieben und anzunehmen.

Nur bedarf es hier einer Erläuterung. Nicht zunächst die von Jesus gepredigte Religion, sondern die welche er selbst hatte und in Ausübung brachte, ist es, die ich mit dem eben gebrauchten Ausdruck bezeichnet sehen möchte. Zwar natürlich hat er keine andere Religion gepredigt als die er selber hatte; wir machen aber diese Unterscheidung aus dem Grunde, weil die Bedeutsamkeit und die

---

[1]) Den Ausdruck: heilige Liebe gebrauche ich um allem Mißverständniß vorzubeugen; für mich aber enthält er einen Pleonasmus. Eine unheilige Liebe ist ihres Namens nicht werth.

Kraft der Persönlichkeit kaum genug hervorgehoben werden kann. Sonderbar darf es heißen, daß einer der berühmtesten Autoren unsrer Zeit auch nur einen Augenblick daran gedacht haben kann, eine Geschichte von dem Ursprunge des Christenthums zu geben, worin der Name Jesu kaum eine Stelle gefunden hätte. Die Persönlichkeit, worunter ich einfach den bestimmten Modus des Daseins eines Organismus geistiger Kräfte verstehe, die Persönlichkeit ist die höchste Macht. Nicht was Einer sagt, denkt oder thut, sondern was er ist, das ist es was ihm seine Stelle in der Geschichte unseres Geschlechtes anweist. Wenn Zweie dasselbe thun oder sagen, thun und sagen sie dennoch nicht dasselbe, wenn sie nicht dieselben sind.

Die Religion Jesu zu predigen, ist also nicht, dem Volke einige abstracte, religiöse oder moralische Vorschriften vorzuhalten, die mit Recht oder mit Unrecht als von Jesu herrührend gelten, nein, sondern es ist die Persönlichkeit Jesu nach unserm besten Vermögen vor den Augen der Gemeinde abzumalen, auf daß Alles was gut und fromm ist, in ihm geliebet werde. Wie wir Schönheit und Tugend zuweilen verkörpert nennen, so ist es nicht unstatthaft, das Einssein, die Gemeinschaft mit Gott in Jesus personificirt zu sehen. Wir dürfen also nicht einmal von seiner religiösen Persönlichkeit reden, sondern nur von seiner Persönlichkeit im Allgemeinen, ohne irgend ein Attribut. Was wir nur an historischem Tacte, an Einbildungskraft, an Plastik unser nennen können, das werde Alles zur Wiederbelebung dieser Persönlichkeit angewandt. Wir lernen sie am Besten aus dem von ihr ausgegangenen Eindruck kennen, so wie sich dieser zunächst in den evangelischen Erzählungen, dann aber auch in den Karakteren ausgeprägt findet, die sich in den frühesten Anfängen unsrer Zeitrechnung sichtlich unter dem Einflusse Jesu gebildet haben.

Halten wir uns ausschließlich an diese Quellen für die Kenntniß der Persönlichkeit Jesu, so haben wir davon den großen Gewinn, daß wir uns mit Fragen historischer Kritik kaum einzulassen haben. Denn sobald das hohe Alter der evangelischen Erzählungen feststeht, wird es überflüssig, der Glaubwürdigkeit der Einzelnheiten genau nachzuforschen. Die Erzählungen geben ja, ob sie nun buchstäblich zu verstehen seien oder nicht, den von Jesus hinterlassenen Eindruck

zurück. An Wundern sind sie überreich. Gesetzt nun, diese Wunt derberichte bilden nichts weiter als einen Legendenkreis, sind wir dann nicht berechtigt zu fragen: wer ist die Person, die solchen Legenden das Dasein gegeben, Legenden, die alle die zarteste Liebe und einen Geist unerschöpflicher Milde athmen? Vernehme ich von Jemand, dessen Angesicht ich niemals gesehen, nach seinem Hinscheiden, er habe Tauben das Gehör, Blinden das Gesicht, Todten das Leben wiedergegeben; daß man es für genügend gehalten, den Saum seines Kleides anzurühren, um sogleich zu genesen; daß ganze Scharen in seiner Gegenwart bei wenig Broden und Fischen keinen Hunger mehr gespürt, so kann ich diese Berichte im Ganzen ohne Weiteres annehmen; ich kann aber auch an unwillkürliche Uebertreibung glauben. Thue ich nun auch dieß Letztere, so wird doch dadurch meine hohe Meinung von der betreffenden Person durchaus nicht abnehmen. Wie groß mag wohl die Zahl derjenigen sein, um deren Namen, nach ihrem Verscheiden, die Sage auch in ihren kühnsten Uebertreibungen, solche freundliche Scenen gruppiren wird?

So bleibt uns in den evangelischen Wunderberichten, wie man sie auch vom Standpunkt der historischen Kritik aus beurtheilen möge, immer eine unschätzbare Quelle für die Kenntniß der Persönlichkeit Jesu, und nicht minder in der aufmerksamen Betrachtung der ganz neuen Karaktere, die sich durch Jesu Einfluß gebildet haben. Eine kräftige Persönlichkeit thut immer in ihrem Maße das, was von dem Jehovah des alten Bundes geschrieben steht: sie macht die Menschen nach ihrem Bilde und Gleichniß. Die Landschaft ist verschieden, je nach dem Lichte, das sie beleuchtet. Der Mensch ist ein Anderer, je nach der Natur, die ihn umgibt. Ohne sich der Heuchelei schuldig zu machen, ist er ebenfalls ein Anderer, je nach der Persönlichkeit, deren Einfluß er erfährt. Wenn Göthe sein Gretchen zu Faust sagen läßt:

„Mir wird's so wohl in deinem Arm,
So frei, so hingegeben warm,
Und seine Gegenwart schnürt mir das Inn're zu."

welche letztere Zeile auf Mefistofeles geht, so verräth er damit nur seine gewöhnliche Menschenkenntniß. Der Aufrichtigste bleibt nicht derselbe in Jedermann's Nähe. Die Verbindung mit einem be-

stimmten Karakter läßt bestimmte Eigenschaften bei uns hervortreten, während die übrigen dann ein Präcipitat bilden.

Jesum aber lernen wir kennen aus seiner Umgebung, so wie überhaupt aus den Karakteren, die da bezeugen, seinen Einfluß erfahren zu haben. So bleibt er uns keine unbekannte Person, kein anonymer Sittenlehrer, mit dessen Aussprüchen wir uns begnügen müßten; so schwebt er nicht länger, einem mythologischen Wesen gleich, in den Wolken. Nein, die religiöse Wahrheit ist in ihm zur Gestalt geworden, und fruchtbar kann nur die Predigt sein, die eine Predigt Jesu ist. Beneidenswerth derjenige, dem eine große Seele und große Gaben zu Theil geworden, womit es ihm gelingen darf, diese in ihrer Art einzige Persönlichkeit der Phantasie und dem Herzen seiner Mitmenschen näher zu führen, der vermöge anschaulicher Vorstellung und feiner Beobachtungsgabe Augen öffnen und Gemüther erschließen darf zur Auffassung jenes Freundes von Sündern und Verirrten, jenes milden Seelenarztes, jenes großen Dulders. Er erweist seinen Brüdern einen unschätzbaren Dienst.

Ist, so aufgefaßt, die Predigt nicht ein anziehendes Werk? Wenn wir es auch nicht alle gleich weit bringen im Photographiren jener herrlichen Gestalt, auch so lange wir noch ungeübte Künstler sind, wird doch die Aehnlichkeit sich nicht verkennen lassen. Anders aufgefaßt, scheint mir die Predigt eine schwere und undankbare Aufgabe. Ich kann es nicht verhehlen:

Wenn ich, in dieser Zeit des Zweifels und des Unglaubens, wo alle Grundlagen neu geprüft werden, wo die Mehrzahl der Menschen zwischen furchtsamem Aberglauben und ängstlichem Skepticismus hin- und hergetrieben wird, einmal für immer ausmachen müßte, was absolute Wahrheit sei; wenn ich, inmitten der metaphysischen Streitigkeiten über das Verhältniß zwischen Gott und Welt, meinen Mitmenschen den einzig wahren und einzig rationellen Gottesbegriff anzeigen müßte; wenn ich heute — da alle Lehrsätze eine Beute geworden jenes kritischen Geistes, der — Gott weiß es — die Geißel oder der Segen? jedenfalls aber der Stempel unsrer sonderbaren Epoche ist — wenn ich nun die allein seligmachende Lehre, das einzige Symbol das die Pforten des Himmels aufzuschließen vermag, festzustellen hätte, — ich würde solch thörichtes

und unglückseliges Unternehmen fahren lassen, ich würde das kirchliche Gewand in Stücke reißen, das mir alsdann ein wahrer Nessusmantel wäre, dessen verhängnißvollen Einfluß zu bekämpfen sogar herculische Kräfte sich verzehren würden. Und wer das Werk der Predigt solchermaßen auffaßt, den beklage ich aus Herzensgrund. Nein, solche Pflichten kennen wir nicht. Der Sauerteig des Katholicismus sei für immer verbannt. Die letzten Ordenszeichen des katholischen Priesters werfen wir von uns. Als Prediger des Evangeliums wollen wir einfach Menschen sein, Menschen Jesu. So wenig sein Beruf es war, ist der unsrige dogmatisch oder clerical. Gott hat uns nicht gesandt, Schiedsrichter über theologische Streitigkeiten zu sein, oder unabänderliche Religionsformen vorzuschreiben. Die Braminen haben ihre Ceremonien und die katholischen Priester ihr Dogma, der protestantische Prediger aber des neunzehnten Jahrhunderts hat nicht wo er die Stirne zur Ruhe lege, deren Furchen die Zeugen sind seines Nachdenkens über Dinge, die er, wie alle Menschen, nicht durchschaut, sondern nur von Weitem zu ahnen vermag. Doch er beklagt sich nicht. Eine edlere und bessere ist seine Aufgabe. Der von den Formalisten verachteten, von den Sittenlehrern eingeschüchterten, von den Pharisäern verurtheilten Menschheit führt er seines Theils das Bild dessen vor, der zu ihr geredet, nicht von ihrer Schuld, sondern von ihrer Krankheit; nicht von einem Richter, sondern von geöffneten Vaterarmen; nicht von Untergang, sondern von Wiedergeburt.

Von einem solchen Prediger geht kein Anathema aus über Ketzer oder Ungläubige. Er kommt zu suchen und zu retten. Prediger heißt er nur darum, daß er der Zeuge eines Alles und Alle umfassenden Mitleidens sei. Das Rednergewand legt er um die Schultern, damit es mit seinen weiten Falten das Symbol einer Liebe sei, die alle Dinge bedecket. Seine Entrüstung bleibe der Heuchelei vorbehalten. Seinen hohen Standpunkt nimmt er nur dazu ein, um auf den Trümmern unseres Lebensglückes, unsrer Tugend, ja auch des Glaubens unsrer Kinderjahre, das Kreuz zu pflanzen als unvergängliches Symbol eines Erbarmens, das Niemand verurtheilt, einer Hoffnung, die auch in das am tiefsten verwüstete Gemüth noch einen Lichtstrahl wirft.

Nicht nur bleiben Wärme und Lebenskraft der Predigt verbürgt, wenn sie nichts anderes als eine Predigt der Religion Jesu ist, sondern sie hat dabei zu gleicher Zeit einen durchaus unabhängigen Standpunkt erobert. Es ist leider! nicht anders. In unsrer Zeit und in unserm Vaterlande läßt sich die Religion nicht immer von der Sancta Theologia trennen. Auch auf der Kanzel muß man sich zuweilen mit ihr abgeben. Wieviel und in wiefern? Die Religion der Kirchgänger hängt mit bestimmten theologischen Meinungen zusammen. Diese Meinungen bedürfen einer gewissen Schonung. Sie sollen niemals im Namen eines willkürlichen Rationalismus angefallen, niemals als unvernünftiger Aberglaube von der vermeinten höheren Weisheit des Lehrers an den Pranger gestellt werden. So soll man seine Zuhörer in Meinungen verharren lassen, die man selber als irrige verwirft? soll seine unrechtgläubigen Meinungen verhehlen oder die Schatzkammern der Sprache erschöpfen, um seine Ketzereien verdeckt einzuführen?

Wer die Religion Jesu predigt, bleibt die Antwort nicht schuldig. Denn diese Predigt hat von selbst ihre positive und ihre negative Seite. Sie ist berufen anzuzeigen, womit die Religion Jesu wohl, womit sie nicht zusammenhänge. Sobald ein solcher Prediger sich die Frage stellt: woraus hat die innere Persönlichkeit Jesu während seines Wandelns auf Erden ihre Lebenskraft gezogen, wird für ihn das religiöse Leben von Vielem befreit, worauf sonst Fromme großen Werth zu legen pflegen. Ihre Nichtigkeit ins Licht zu stellen, wird nun die kühne Aufgabe des Predigers, die er nicht zufolge eigener, so leicht willkürlicher Einsicht unternimmt und vollführt, sondern mit beständiger Berufung auf jenes religiöse Leben, das maßgebend ist für Alle. Es verleiht ein Gefühl großer Unabhängigkeit und darum unbesiegbaren Muthes, wenn man die bestehenden Religionsformen ausschließlich im Namen dessen angreifen darf, was von jedem Mitchristen als das höchste religiöse Leben anerkannt wird. Sobald es heißt, die Religion hänge mit gewissen Ueberzeugungen und gewissen Formen unverbrüchlich zusammen, so fragen wir einfach: hing sie denn bei Jesus damit zusammen? Ist er zur Beichte oder zur Messe gegangen? Hat er noch anderswo als dem Satan gegenüber, bei einem: „es stehet geschrieben" Kraft

gesucht? Hat er um zwölf Glaubensartikel oder ein sogenanntes athanasianisches Symbol sich gekümmert? Hat er einer körperlichen Auferstehung aus den Todten bedurft, ehe er an das ewige Leben glauben konnte? Hat er die Stütze einer bestehenden Orthodoxie nöthig gehabt, um ruhig sterben zu können? Nun denn, hat der Prophet aus Nazareth ohne diese und dergleichen Dinge leben können, warum sollte sein Jünger sie verlangen wollen? Hat er der Stimme seines Herzens geglaubt, sollen wir äußerer Autorität unser Vertrauen schenken? War seine Religion die Einfachheit selber, soll die unsere complicirt sein? War er sich einer unmittelbaren Gemeinschaft mit dem Vater bewußt, soll unser inneres Leben in seinem Verhältniß zu Gott der Mittler brauchen? Zwar, den uns von ihm trennenden Abstand verlieren wir nicht aus den Augen; uns aber seine Nachfolger zu nennen, wird doch wohl nicht vermessen sein.

Zu Jesu zurück! Das sei die Losung unsrer Predigt. Das ist unsre Kühnheit, unsre Vermessenheit, unsre scheinbare Willkür. Im Bewußtsein dieser aufrichtig gehegten und mit Behutsamkeit in Ausübung gebrachten Absicht, ist der Prediger stark, mag auch eine Jahrhunderte zählende Tradition sich wider ihn erheben, mögen auch zahllose Fromme ihm gegenüber stehen. Er kann, er darf nicht anders! Oder nein, er kann seiner Fahne untreu werden, die Religion des Katholicismus, die Religion Calvins, die Religion der Dordrechter Synode predigen, und dann wird er keinem Kirchgänger Anstoß geben. So lange er aber die Religion Jesu verkündigt, weigert er sich standhaft, die Religion, nach dem Belieben der Menge, zu identificiren mit dem, was, nach seinem besten Wissen und Gewissen, in dem Gemüthe Jesu selbst der Religion vollkommen fremd geblieben, oder was nur zufällig mit seinem innern Leben verbunden war [1]).

Niemand aber wähne, daß man in unsrer Zeit mit der Predigt der Religion Jesu keinen Anstoß geben oder erleiden sollte. Und das Peinliche des uns begegnenden Widerstandes liegt gerade darin, daß er seinen Ursprung nicht in Priesterherrschaft oder Heuchelei, sondern

---

[1]) Man vergleiche mein: Oorsprong der Moderne Rigting blz. 56—59. tweede druk. 1862.

in wahrer, unglücklicher Weise aber immer noch von Apriorismus und Dogmatismus geblendeter Frömmigkeit findet. Diese Sachlage macht Behutsamkeit, Toleranz, Bescheidenheit immer zur nothwendigen, oft zur leichten Pflicht. Wir dürfen niemals vergessen, daß, nach der gewöhnlichen Auffassung Paulus erklärt hat, froh sein zu wollen, auch wenn Christus unter einer Decke verkündigt werde. Man sei doch wenigstens eben so liberal als er war.

Die Frage nach dem Warum der Predigt ist hiermit schon beantwortet. Man soll predigen, damit die Religion Jesu immer mehr Eingang finde; damit die gegen sie bestehenden Vorurtheile schwinden, damit sie von alle dem befreit werde, was ihre Schönheit trüben, was ihre Anziehungskraft hemmen kann; damit ihre Fahne sich hoch erhebe über Indifferenz und Aberglauben. Denn, wird diese Religion die Religion der Menschheit, so wird der Fanatismus nicht mehr genannt werden, und die einseitige Verstandesrichtung ihren Tod gefunden haben; so ist die Freiheit und Unabhängigkeit des menschlichen Geistes verbürgt, und dabei der edelsten Mystik ihr gutes und unvergängliches Recht gesichert; so wird die Betrachtung nicht in klösterlicher Gefühlsschwärmerei von den guten und nützlichen Dingen, die diese Erde zu thun und zu genießen gibt, abgezogen werden, während zu gleicher Zeit der Blick einem besseren Vaterlande zugewendet bleibt und die müde Seele eine Ruhestätte findet in dem Einen was Noth ist. Dann wird allgemeine Bruderliebe die Atmosphäre sein, in der wir athmen, ohne daß diese Atmosphäre ungünstig auf die schönste Entwicklung der persönlichen Gaben und Kräfte jedes Einzelnen wirkt. Dann wird der Wolf mit dem Lamme verkehren, und der scharfe Dogmatiker mit dem Kinde, und Beide werden neben einander niederknieen. Denn diese gesegnete Religion wird dem Einen Stoff liefern zu den erhabensten Betrachtungen, und den Andern Gott schauen lassen im Spiegel des kindlichen Gemüthes.

Die Vereinigung der Contraste wird hier Niemand entgangen sein: so aufgefaßt, ist die Religion Jesu die Religion der Versöhnung.

Jeder von einer bestimmten Kirchgenossenschaft angestellte Diener des Evangeliums darf es als ein Glück schätzen, daß die pastorale Wirksamkeit mit seinem Amte verbunden ist. Der Name mag an-

maßend sein, die Sache aber ist gut; folgen wir dem einmal angenommenen Sprachgebrauch. Hat der Diener des Evangeliums somit zweierlei, sehr verschiedene Gaben erfordernde Aemter zu versehen, so darf er beinahe gewiß sein, daß seine Arbeit immer auf diesem oder jenem Wege Nutzen tragen werde. Wer als Prediger keinen Erfolg hat, kann sich über die geringe Anzahl seiner Zuhörer mit den vielen Armen und Kranken trösten, die seine Hülfe und seine aufrichtenden Worte gerne empfangen werden. In großen Städten findet er Säle voll der Letztern.

Wer sich aber auch nicht in diesem immer ungünstigen Falle befindet, der wird doch zugeben müssen, daß die pastorale Thätigkeit der beste Theil des Predigers sei, daß seine Kraft und der von ihm zu stiftende Nutzen hauptsächlich hier liege. Zu dieser pastoralen Thätigkeit gehört zu allererst die religiöse Erziehung der Jugend. Da kommen sie, die Lämmer, unbeholfen und ungeübt, und noch zu schüchtern, das Wenige was sie etwa wissen, mitzutheilen. Allmählig aber weicht die Schüchternheit vor der Lust des zutraulichen Umganges. Und endlich, je nachdem es gelingen mag, die schönen Erzählungen alten und neuen Bundes in die Sprache der Kinder zu übertragen, öffnen sich die jungen Herzen und wird das Band, das sie mit dem Lehrer verbindet, enger geknüpft.

Ein Religionsunterricht ist entweder ein sehr prosaisches Ding ohne Geist und Leben, oder eine der angenehmsten Stunden im Menschen- und Kinderleben, je nachdem er eingerichtet wird. Das Letztere zu werden darf er nicht zu zahlreich besetzt sein. Wirklich führen Prediger sich selbst und die Eltern ihrer Pflegbefohlenen irre, wenn sie mehrere zwanzig oder dreißig Kinder in einem engen und häßlichen Raum zusammenquetschen, um sie dort Woche an Woche einige Fragen und Sprüche auffagen zu lassen. Ist in großen Städten die Zahl der Prediger zu geringe, so ist dies in keinem Falle die Schuld der Prediger. Jeder Einzelne soll also, meiner Ueberzeugung nach, den Muth haben, selber die Zahl der Kinder, denen er nützlich sein könne, zu bestimmen, und diese Grenze unter keiner Bedingung überschreiten. Hält man sich daran, so wird es einen unwahren Zustand in der Welt weniger geben. So wie es jetzt ist, tritt der Fall immer wieder ein, daß der eine Prediger fast keine, und der

andere einige hundert Zöglinge hat, je nachdem die Mode es will; denn, mischten sich hier ernstere Gründe ein, so würden Eltern ihre Kinder nicht zu einem Prediger schicken, welcher der Lehrlinge bereits zu viele hat.

Der religiöse Unterricht der Jugend, so wie er meistens Statt findet, ist nicht viel Anderes als eine gegenseitige Mystification. Und tadelnswerth ist dabei nur jener fatale Geist, der den Menschen verhindert, der Realität muthig ins Angesicht zu sehen. Eine Kirchgenossenschaft ist der gewöhnlichen Vorstellung gemäß, so ungefähr eine Vereinigung von Menschen, ausgerüstet mit einem beträchtlichen Vorrath an theologischer Kenntniß. Angehende Mitglieder einer Kirchgenossenschaft müssen demnach zu jungen Theologen in Miniatur herangebildet werden. Dieser Nothwendigkeit zufolge, sollen alle Kinder von ihrem dreizehnten bis achtzehnten Jahre einen theologischen Cursus im Abriß durchmachen, der sie mit der Geschichte und Litteratur des jüdischen Volkes, mit der Geschichte der Gründung des Christenthums, nebst einer nach den besondern Ansichten des Lehrers zugeschnittenen Dogmatik bekannt machen soll, welche Dogmatik sie neben allem Uebrigen ihrem Gedächtniß vermittelst etlicher aus dem alten und neuen Testamente zusammengetragener Bibelsprüche einprägen sollen. Ueber diese Methode des religiösen Unterrichts wollen wir im Augenblick nicht disputiren; erhellt aber nicht aufs deutlichste, daß sie nur auf Kosten vieler Zeit von Seiten des Lehrers und großer Anstrengung von Seiten der Lernenden in Ausübung gebracht werden kann? Daß man im Lebensalter von achtzehn Jahren die theologische Kenntniß, deren Umfang wir so eben mit einem Worte andeuteten, wirklich besitze, um zu einer gegebenen Zeit Zeugniß davon abzulegen unter dem schönklingenden Namen des Aussprechens seines Glaubensbekenntnisses, das ist nur erreichbar auf die Bedingung hin, daß, laut dem Sprichworte, alle Segel aufgespannt werden.

Eine solche Bedingung aber läßt sich unmöglich erfüllen. Dieß bedarf keiner Beweisführung; und es ist Niemand, der sich anstrengte sie zu erfüllen. Es bleibt und muß bleiben bei dem einen conventionellen Stündchen wöchentlich. Anstatt nun den thörichten Zweck ehrlich fahren zu lassen, wird er dem Namen nach beibehalten, und

das Gedächtniß der Lernenden mit einigen verworrenen Ideen über jüdische Geschichte und christliche Dogmatik beschwert. Namentlich beim Herannahen der Confirmation wird eifrig auswendig gelernt und viel geschrieben. Ist nun endlich diese Confirmation abgemacht, so ist ein vollständiges Wunder geschehen, so sind unsre armseligen Theologen in Miniatur plötzlich zu Gliedern des Leibes Christi umgewandelt, die bei Allem was heilig und theuer ist, beschworen werden, zu verharren ihr Leben lang bei dem theologischen Lehrbegriff, der ihrem jungen Gedächtniß eingeprägt wurde.

Siehe da die treue Beschreibung dessen, was sich nun schon während einer langen Reihe von Geschlechtern im Schooße der verschiedenen protestantischen Kirchgenossenschaften zugetragen hat, und wahrscheinlich noch Jahre lang so zutragen wird. Auch hier ist man einer großen Illusion Preis gegeben, die durch allerlei sonderbare Kunstgriffe im Stande erhalten werden muß. Alle noch nicht zu Mitgliedern der Gemeinde Aufgenommenen sollen, einerlei welches Alters, ihr Möglichstes thun, etwelcher theologischer Kenntniß habhaft zu werden. Dies gelingt den Meisten natürlicher Weise sehr schlecht. Nichtsdestoweniger kommt der Augenblick heran, wo sie nun einmal in die Gemeinde aufgenommen werden müssen. Die Kenntniß sollte da sein, ist es aber nicht. Mithin muß bei Vielen ein Auge zugedrückt werden, und das Bekenntniß ihres Glaubens beschränkt sich bei Einigen auf die kühne Versicherung, Jesus sei nicht, wie vor Kurzem von einem der ersten Geister Frankreichs behauptet wurde, zu Nazareth, sondern ganz bestimmt zu Bethlehem geboren.

In Folge dieser Illusion wird der katechetische Unterricht für die Mehrzahl der Lehrer, die sich eine Gewissenssache daraus machen, eine Quelle fortwährender Plagen. Was sie sich als Pflicht vorgesetzt, ist nicht erreichbar. Von treuer Pflichterfüllung kann hier nicht die Rede sein. Jahr aus, Jahr ein gehen nun Confirmanden aus ihrem Unterricht hervor, die, mit dem Muster des überlieferten Ideals verglichen, unter aller Kritik stehen. Man zieht das Herz alsbald davon ab, und somit ist, wie wir bereits sagten, der religiöse Unterricht zu einer Form ohne Geist und Leben verknöchert.

Gut, daß in unsern Tagen Viele anderer Ansicht geworden. Auch hier kann die Unterscheidung zwischen Religion Jesu und Chri=

stenthum zu einer heilsamen Reform führen. Ohne im Geringsten einen bis zu gewissem Grade theologischen Unterricht für geistig entwickeltere Kinder tadeln zu wollen, meine ich, im Hinblick auf die allgemeinsten Bedürfnisse, darauf weisen zu müssen, daß auch für den katechetischen Unterricht Jesus unser großes Vorbild bleibt, und der Pastor sich zu allererst befleißigen soll, die Lehrart des großen Meisters mit richtigem Tacte zu übernehmen. Laßt uns nicht weiser sein wollen als er. Sein Lehrbuch war die Natur. Sein Fragenbuch das Menschenherz. Die Schatzkammer seiner theologischen Gelehrtheit war sein eigenes von Gott erfülltes Gemüth. Was brauchen wir mehr? Ich sehe nicht, daß Jesus seine Zuhörer Beweisstellen für Lehrsätze hat auswendig lernen lassen. Ich sehe nicht, daß er seine Magdalena mit der langen Reihe der Könige von Israel und Juda quälte. Der religiöse Unterricht der Jugend sei im Allgemeinen Mittheilung der Religion Jesu, und die Art dieser Mittheilung stehe in genauem Zusammenhang mit unsrer eigenen Persönlichkeit und den Bedürfnissen der Kinder. Daß manche Seiten des alten und neuen Testamentes oder auch der Geschichte der christlichen Kirche, mit praktischem Sinne gelesen, ein ausgezeichnetes Hülfsmittel dabei sein könne, braucht nicht erst gesagt zu werden. Zwei Klippen sind es namentlich, die sorgsam zu meiden sind: daß man einerseits den Duft der biblischen Frömmigkeit dem religiösen Unterricht nicht benehme und doch andrerseits dabei die Kinder nicht zu viel in der vielfach ideellen Welt des alten Testamentes leben lasse, was sie der Gefahr aussetzen würde, die Verhältnisse des Lebens in einem falschen Lichte zu betrachten, wovon sie in unsrer Zeit ja doch früher oder später, niemals aber ohne Gefahr für ihre Religion, zurückkommen müßten.

Das Pflegen eines wahren und reinen religiösen Gefühls bleibe das einzige Ziel des religiösen Jugendunterrichtes; und als Mittel dieses Ziel zu erreichen, werde die Person des Heilands dem kindlichen Gemüthe liebenswerth dargestellt. Auf ihn werde das noch einfache Auge gerichtet, auf daß Liebe geweckt werde für die Gemeinschaft mit Gott, und für demuthsvolle Selbstverleugnung.

Auf die religiöse Bildung der Jugend bleibt die pastorale Wirksamkeit glücklicher Weise nicht beschränkt. Sie umfaßt jedes Le-

bensalter und jeden Stand. Der Religionslehrer ist die angewiesene Person, um überall, wo es Noth thut und wo er es vermag, der Vertreter und Erhalter der auf dem Boden jeder menschlichen Seele schlummernden besseren Keime zu sein. Wem wäre der Gedanke nicht anziehend, absichtlich und vom Staate dazu besoldet zu sein, Gutes zu thun, Arme und Kranke zu trösten, Frieden zu stiften, die Lehre der Liebe überall und in allerlei Formen zu verbreiten? Da ist Mancher, der diesen herrlichen Beruf beneidet, dem aber Zeit und Gelegenheit dazu fehlen; glücklich also derjenige, der weder diese noch jene zu suchen braucht, und keine einzige Pflicht versäumt, wenn er alle seine Lebenstage diesem herrlichen Werke widmet. Der größte Theil davon gebührt den Kranken und Armen. Diese können niemals zu große Ansprüche an ihn stellen. Wohl soll er hinsichtlich der Armen die Lehren einer weisen Philanthropie beobachten, ja sogar die einer sehr kühl berechnenden Staatsöconomie darf er nicht unbeachtet lassen. Dieß aber schadet seiner liebreichen Thätigkeit keineswegs, indem den Armen mit verhältnißmäßig wenigem Gelde geholfen ist, wenn nur viel Scharfsinn, viel Theilnahme, viel guter Rath dazu kommt. Auch soll man nicht aus Sentimentalität liebevoll für die Armen sein, denn diese Quelle ist bald vertrocknet. Armuth verdirbt in der Regel den Karakter. Armuth nährt Betrug aller Art. Man bemerkt gar bald, daß man ihre Beute werde, und dieser harten Erfahrung gegenüber hat Sentimentalität keinen Bestand. Die Armen aber sollen unsre Liebe sein, weil sie meistentheils unglücklich sind; weil so Wenige gefunden werden, die sich an ihrem Schicksal etwas gelegen sein lassen; weil wir in Folge unsrer etwas höheren Entwicklung von selbst allerlei Gaben besitzen, womit wir ihnen nützlich sein können; mit einem Worte, weil der Pauperismus erst dann zu überwinden sein wird, nicht wenn die höheren Stände mit sehr träger Bereitwilligkeit Summen Goldes Unbekannten zufließen lassen, sondern wenn sie ihren wahren Beruf ihren unglücklichen Mitmenschen gegenüber, begreifen lernen. Jetzt ist leider! die Gesellschaft noch in zwei große Abtheilungen getrennt, Arme und Reiche. Die Armen kennen die Reichen, und die Reichen kennen die Armen nicht. Der Diener des Evangeliums, in sofern er Pastor ist, sei die vermittelnde Person, welche die Kluft einiger=

maßen auszufüllen trachte, als lebendige Prophezeiung einer bessern Zukunft. Stets führe er bei den Reichen die Sache der Armen. Nie darf sein Beutel leer sein. Unbescheiden, wenn es Noth thut, beschwere er seine reichen Freunde mit einer immerwährenden Abgabe, deren Einkünfte ihn in Stand setzen, alle zu seiner Erfahrung gelangende wirkliche Noth zu mildern. Jeder Luxus sei ihm Sünde, der ihn in Versuchung brächte, in dieser Hinsicht seiner Aufgabe nicht genug zu thun.

Beim Armenbesuch ist die große Sache die, daß man nicht zuerst den Armen sehe, dem man eine Gunst erzeigt, sondern den Menschen, den man lieb hat. Im Umgange mit Armen läßt man sich leicht zu einer gewissen Art der Familiarität verführen, die von unsrer herablassenden Güte, zuweilen sogar von unsern gutgemeinten Absichten zeugen mag, doch nicht so von unserm Zartgefühl oder unserm feinen Tacte. Immer zu den Armen zu kommen mit materieller Hülfe und geistlichem Rath; diese Leute bei ihrem mancherlei Elend noch regelmäßig mit Predigten zu beschweren, ohne einmal auszusetzen; immerfort die Pflichten der Zufriedenheit und Ergebung vorzuhalten, verräth wenigstens eine harte Liebe, die in ihrem unverständigen Eifer das einfache Wort vergißt: was du nicht willst, daß die Menschen dir thun .... Warum darf ein Armer nicht besucht werden wie ein Reicher, blos des Vergnügens halber, einander einmal zu sehen? Auch mag man wohl zusehen, daß die Armen nicht lediglich Gegenstände unsrer Philanthropie werden, Gegenstände an denen wir unsre philanthropischen Einrichtungen erproben und in Anwendung bringen. Wir sollen sie lieben um ihrer selbst willen, weil sie Menschen sind. Eine Zuflucht der Armen zu sein, in dem nunmehr genügend beschriebenen Sinne, sei also der Ehrgeiz jedes Pastors und Lehrers. Es kann sogar nicht schaden, wenn er sie dabei auch ein wenig verwöhnt. Sie werden es so selten. Sie haben mit allerlei Personen zu thun, die nicht viel mehr für sie sind als leibhaftige Regeln und Fleisch gewordene Verordnungen. Es sei ihnen eine Erquickung zu wissen, daß in jenem Pfarrhaus oder in jener Straße jemand wohnt, dem sie ihr Herz einmal ausschütten dürfen, der mit Geduld und Langmuth all ihre Umständlichkeiten anhört, der ihnen nicht gram wird, wenn sie auch einmal

etwas verstoßen haben, und ihnen keine Vorwürfe macht, wären sie auch, wie man so zu sagen pflegt, verdient. Dem Pastor mit der wahren Lust, wird es an der Zeit dazu nicht fehlen. „Alles zu seiner Zeit," ist auch hier das Geheimniß der Zeit für Alles. Denn, Jesus lieben ist die Armen lieben.

Es ist keineswegs meine Absicht eine Pastoraltheologie zu schreiben. Dieser ganze Abschnitt ist vielmehr dazu bestimmt, anzugeben, und in der Person des Dieners des Evangeliums anschaulich vorzustellen, wie, auf modernem Standpunkte, die Religion Jesu im Stande erhalten und verbreitet werden soll. Bei aller Verschiedenheit der Behandlung ist es immer dasselbe Thema, das schon vor achtzehn hundert Jahren von dem großen Meister gefunden ward, als er das prophetische Wort auf sich anwandte: „Der Geist des Herrn ist bei mir, derhalben er mich gesalbet hat, und gesandt zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen."

Ein holländischer Maler malte, aus dem Auslande heimgekehrt, eine holländische Landschaft; dennoch sagte Jeder, der sie sah: er ist in Italien gewesen. So heiße es von jedem Lehrer des Christenthums: er war in Galiläa; es ist die Farbe Jesu.

Mithin liegt es in der Natur der Sache, daß eine pastorale Thätigkeit, die nicht von einem zarten Gefühle für die leidende Menschheit beseelt ist, sich nicht denken läßt. Die Stelle des Dieners des Evangeliums ist am Krankenlager, an der Leidensstätte. Nicht groß zwar ist die Zahl der Leidenden, denen er zum Trost und zur Stärkung sein darf. Begnügt er sich damit, einige feststehende Formeln und Gebete auszusprechen, so kann er eine unbegrenzte Anzahl Kranker besuchen. Warum denn nicht? Das aber ist ein abscheuliches Werk, das keinem Leidenden Trost bietet, und für den Prediger in einen geistlichen Selbstmord ausartet. Er fange also damit an, sich selbst, seine Kräfte, auch seine physischen Kräfte kennen zu lernen, und thue lieber wenig mit Ernst als viel zum Schein.

Dennoch, auch das Wenige zu thun, wird vielerlei erfordert.

Zeit zu allererst. Flüchtige Krankenbesuche soll man lieber bleiben lassen. Ruhig setze man sich zu dem Kranken hin, trete weder eilig ein, noch gehe eilig fort, damit man den Kranken zur Ruhe kommen lasse, nachdem das Erscheinen des Predigers an seinem Bette ihn vielleicht bei seinem zerrütteten Nervenleben in einen gewissen Zustand der Aufregung versetzt hat. In den Ton seiner Stimme soll der Besuchende den sanftesten Klang legen. Eine sanfte Stimme allein ist schon Balsam. So nicht minder Ruhe beim Reden. Wer in einem Stück fortredet, den Kranken mit einer Fluth von Sprüchen überschüttend, der mag sich selbst ein Genüge thun, dem Leidenden gewiß nicht. Diesem werde fortwährend, in ruhigen Pausen des Stillschweigens von Seiten des Besuchenden die Gelegenheit gegeben, selbst zu reden, wenn er dazu Lust hat. Doch auch nicht zu lange dürfen diese Pausen sein, damit keine peinliche Spannung eintrete und der Kranke nicht den Eindruck bekomme, als ob er anstandshalber verbunden sei, etwas zu sagen. Fängt der Leidende selbst mit seinen Klagen an, so wäre es die höchste Thorheit ihn zu unterbrechen. Laßt ihn klagen, so lange und so viel er mag. Kaum kann Jemandem eine größere Wohlthat erwiesen werden, als wenn er ein geöffnetes Ohr für alle seine Jeremiaden findet. Diese ersticken zu wollen durch voreiliges Ermahnen zur Ergebung und Unterwürfigkeit, ist unbarmherzig. Trösten ist unmöglich ohne wahrhaftes Mitleiden. Sogar dem Kranken in seinen Klagen fortzuhelfen ist Pflicht. Kann man ihn zum Voraus sagen, was ihm am Peinlichsten sei, was ihn am meisten drücke, fühlt man so seine Beschwerden mit, so hat man sie schon für einen Theil gehoben.

Ein Krankenbesuch darf nicht den Anschein eines opus operatum haben. Es ist nicht genug ein= oder zweimal vor dem Krankenlager eines Leidenden zu erscheinen, um einige gesalbte Worte, vielleicht sogar ein förmliches Gebet laut werden zu lassen, und nun für sich zu denken: jetzt, da ich einmal da gewesen, ist Alles in der Ordnung und der Kranke schon halb getröstet. Wiederholt und beständig sollen die Besuche sein. Der Kranke muß sich an seinen Besucher gewöhnen lernen, an dessen Art zu sein und zu reden. Auch ist die Treue, die Pünktlichkeit mit der man kommt, schon ein großer Trost. „Da ist er wieder, er vergißt meiner nicht, es wird

ihm nicht zu viel," erhält der Leidende Eindrücke, die ihn so sprechen lassen, so ist dieß ein Lichtstrahl in seiner Nacht.

Niemand entnehme aus dem Gesagten, daß Trösten, meiner Auffassung nach, nichts weiter als ein weichliches Mitjammern sei. Damit wäre ja nur für einen Augenblick geholfen. Nein, trösten im besten Sinne des Wortes, ist dem Geist des Leidenden Stärkung gewähren. Der Geist allein vermag den Körper aufzurichten, der Geist allein das Kreuz zu tragen. Und eben gerade an Geisteskraft fehlt es dem Leidenden meistens. Die Unterhaltung mit ihm sei also auf Beförderung dieser Geisteskraft gerichtet. Zu dem Ende muß der Geist Nahrung erhalten, damit der Unglückliche sich noch mit etwas Anderem als mit seinem Unglück beschäftigen lerne. Das wäre ein schlechtes Hospital, wo man sich nur um die Arzneien und nicht eben so gut um die Nahrungsmittel kümmerte. Dieselbe Regel gilt für den geistlichen Arzt. Er wird die Nahrung modificiren, je nach der Verstandesentwicklung des Leidenden, und sie in vielen Fällen nicht ausschließlich aus sogenannt eigentlich religiösen Ideen bestehen lassen. Manchem Leidenden fehlt es nicht so sehr an Religion, als an Verstand, namentlich an dem Begriff, daß es wichtigere Dinge gebe, mehr werth seine Aufmerksamkeit zu fesseln, als die eigenen Umstände. Einem Kranken eine Seite aus der Bibel vorzulesen, ist gut, doch zuweilen Seiten aus einer andern Art Bücher vorzulesen, kann auch keineswegs schaden, besonders wo ein schwindendes Uebel ein Gefühl der geistigen Mattheit und Langeweile erregt. Das wird zu gleicher Zeit den Lehrer behüten, unwahr zu werden, und den Eindruck zu machen, als stünde er in einer ausschließlich kirchlichen Beziehung zu seinen Mitmenschen.

Es kommt mir jedoch vor, als ob es noch etwas Anderes bei jedem Leidenden gäbe, das mehr noch als der Geist der Stärkung bedürfe. In der Regel ist nicht nur der Körper, sondern auch die Seele krank. Sie geht in den meisten Fällen unter der Last einer Vergangenheit gebeugt, die ihr die Hoffnung für die Zukunft benimmt. Es kurz zu sagen, trügt mich nicht die Erfahrung, so findet sich, ohnerachtet des nicht zu leugnenden menschlichen Hochmuthes und menschlichen Dünkels, bei gar Manchem ein trauriger Mangel an Selbstachtung. So wie im täglichen Leben ein Ton der Anmaßung

öfter eine gewisse Blödigkeit bedecken soll, so verräth nicht selten unsre große Reizbarkeit in Hinsicht des Tadels der uns von Seiten unsrer Mitmenschen trifft, die allzu geringe Meinung die wir von uns selbst haben. Mangel an Selbstachtung finde ich da, wo sichtlich alle Hoffnung auf die eigene sittliche Entwicklung aufgegeben ist. Es ist die alte noch fortwüthende Kainsqual, welche bald sagt: meine Sünde ist zu groß, daß sie vergeben werden könnte; bald in weniger biblisch gefaßter Sprache seufzt: an mir ist doch nicht mehr viel zu ändern oder zu bessern. Dazu kommt noch, daß man unter dem Einflusse des kirchlichen Lehrsatzes sich öfter in trauriger Gedankenlosigkeit, man möchte fast sagen, anstandshalber, einen großen Sünder nennt. Man glaubt nicht mehr an die eigene Zukunft. Hat man auch schon einmal gekämpft, der Kampf ist nunmehr aufgegeben. Die Arglist des Herzens macht behenden Gebrauch davon, und weiß den Menschen zu überreden, im Hoffnungslosen seines Zustandes habe er ja einen Freibrief, hinfort seinen verkehrten Neigungen zu fröhnen. Eine Sünde mehr oder weniger macht nun nichts mehr aus. Der endliche Bankerott ist ja doch unvermeidlich.

Dieser Unglaube an die eigene Zukunft offenbart sich nicht allein auf moralischem Gebiet. Nein, in sofern der Mensch Träume gehabt hat, Träume der Ehre, des Talentes, nützlicher Thätigkeit, des Lebensglückes, tritt nicht selten in seinem Leben, in Folge der Verkennung Anderer, oder der eigenen Trägheit und Unglücksfälle, ein Augenblick ein, wo diese Träume verflogen sind, und wo der, wie es heißt, nunmehr geheilte Träumer sich mit einer Mittelmäßigkeit begnügt, für die er ursprünglich nicht geschaffen schien.

Ein Arzt pflegt auch bei unheilbaren Uebeln den Kranken nicht von deren Unheilbarkeit zu unterrichten; er müßte sonst befürchten das Ende zu beschleunigen. Mag diese Furcht auch zuweilen übertrieben werden, so ist doch viel daraus zu lernen. Wer sich dem Hirtenamt widmet, muß für Alle die Hoffnung vergegenwärtigen; die Hoffnung in ihren kühnsten Aussichten. Ohne sich vom Schein blenden zu lassen, soll sein Blick jenen Mangel an Glauben an die eigene Zukunft, wo dieser sich findet, sogleich entdecken, und jeden, insbesondere aber den physisch Leidenden, in der eigenen Schätzung heben und wiederherstellen. Er kann solches nicht wirksamer thun,

als dadurch, daß er ihm Achtung erzeige. Bemerkend, er werde von der Person, der er Vertrauen schenkt, nicht für Nichts geachtet, wird er allmählig aufhören sich selbst für Nichts zu achten, sich, so zu sagen, wegzuwerfen. Der schwache Mensch hat Bedürfniß nach der guten Meinung seiner Mitmenschen. Niemand von uns vermag sie auf die Länge zu entbehren. Wer von Allen verachtet wird, der wird zuletzt wirklich verächtlich, wäre er es auch zuvor nicht gewesen. Wer bei einer geachteten Person Achtung findet, der richtet öfter die lässigen Hände und müden Kniee wieder auf und faßt Muth. Das was sich etwa die theatrale Verzweiflung nennen ließe, kommt äußerst selten vor. Allein die stille, schweigende, in sich gekehrte Verzweiflung, die ist, wie ich glaube, allgemeiner verbreitet als man, oberflächlich geurtheilt und nach der menschlichen Eitelkeit zu rechnen, meinen sollte. Sie ist nur durch sehr zarte Behandlung zu heilen. Im Evangelium lesen wir, daß Jesus einen Aussätzigen anrührte. Das wird ihm wohlgethan haben. Wer jetzt noch denjenigen, der in der eigenen Meinung ein Verbannter aus der Gesellschaft der Kinder Gottes ist, mit Liebe anrührt, der errettet oft eine Seele vom Tode. Ob wir auch wissen, so gut wie der schlaueste Pharisäer, „wer und was" die Person sei, die wir vor uns haben, laßt uns nicht nur keine Verachtung an den Tag legen, sondern auch sogar kein Zeichen der Höflichkeit und Freundlichkeit zu geben oder zu empfangen Anstand nehmen. Der erbarmungsvollen Wohlthäter gibt es vielleicht genug; laßt uns einfach Freunde jedes Leidenden sein.

Immer dieselbe Vorschrift, wo es wahre Frömmigkeit und ihre Anwendung im Leben gilt: verständige und mit den Erfordernissen der Zeit in Einklang zu bringende Nachfolge Jesu. In diesem Nachfolgen liegt das Geheimniß unsrer Freiheit in Wort und That. Wer kann ihn zum Muster wählen und noch in eine starre Form das gießen wollen, was dann Allen ohne Unterschied gesagt werden soll? Etlichen zufolge zwar besteht die Treue des Hirten und Lehrers in der unermüdlichen Anpreisung dessen, das man übereingekommen den Weg der Seligkeit zu nennen. Jedem Einzelnen soll dann einfach gesagt werden, er sei ein großer Sünder und könne nur aus Gnaden selig werden. Mit dieser Mittheilung, die der Natur der Sache nach, wenig Abwechslung in der Form zuläßt, hat man dann dem

Nächsten gegenüber seine theuerste Pflicht erfüllt. Vortrefflich; doch laßt uns in aller Einfalt fragen: hat Jesus so gehandelt? Nein. Bei ihm herrscht nur eine Einförmigkeit: die Einförmigkeit der Liebe. Eben so wenig kann ich bemerken, daß er das Land mit einer gewissen methodistischen Hast durchziehe, die Menschen betrachtend und sie beschwörend, als wären sie Wesen, die im Begriff sind ewig verloren zu gehen, und einzig und allein durch den Glauben an sein versöhnendes Leiden und Sterben errettet werden könnten. Wird man jetzt anders selig als in den Tagen des Menschensohnes? In der Apostelgeschichte schon treffen wir die, namentlich vom Pietismus der letzteren Zeiten so stark in den Vordergrund gestellte Formel an; in den drei ersten Evangelien aber, in dem ursprünglichen Unterricht Jesu fehlt sie. Da sind es die Kinder, die das Himmelreich ererben. Da ist bald das Verkaufen alles dessen was man hat, bald wieder das Betrachten des Einen was Noth ist, oder das Spenden der köstlichen Narde aus großer Liebe das wahrhafte Heilsmittel. Da gilt, mit einem Worte, weise, auf Menschenkenntniß gegründete Verschiedenheit im Umgang mit Menschen.

Der Weg zur Seligkeit, der Weg zu Gott läßt sich nicht in einer abstracten Zauberformel zusammenziehen, wie nicht der Meister, wohl aber seine Nachfolger es zu jeder Zeit versucht haben. Alle Wege können zu Gott führen, fehlt nur der rechte Führer nicht. Und ist es solchem Führer um eine untrügliche Richtschnur zu thun, so kann er sie in jenem königlichen Worte des Apostels Paulus finden: „Allen Alles.“ Wer sich dem pastoralen Werke widmet und also mehr absichtlich die Religion Jesu im Leben verbreiten und befördern will, der muß sich selbst ganz hingeben und verleugnen. Jeder Eitelkeit muß er absterben; persönliche Beleidigungen sich nicht kränken lassen; aus dem Wege gehen wo und so oft er kann; so viel an ihm ist, Frieden halten mit allen Menschen; allen Offenbarungen der menschlichen Persönlichkeit Raum lassen, anstatt sie durch einen zu starken Eindruck seiner Ueberlegenheit, — gesetzt er habe eine solche, — zurückzudrängen. Seine Ungeduld soll er beschwören, seinen Zorn bezähmen, seine Herrschsucht verleugnen, seinen Neid abschleifen, seine Trägheit mit dem schärfsten Sporn verwunden. Ihm ziemt es, den linken Backen darzubieten, wenn man ihn auf dem

rechten schlägt; ihm, zu segnen wenn ihm geflucht wird. Jede Neigung, die bei ihm zur Herrschaft gelangen will, soll er tödten. Sein sei der Glaube an die unwiderstehliche Kraft der Sanftmuth. Durch Bescheidenheit mache er fortwährend das gut, was er durch sein unvermeidliches, doch zu oft wiederkehrendes Auftreten leicht verderben könnte. Es sei ihm lieber, daß man seine Kräfte mißbrauche, als Anlaß zu geben daß man — und wäre es ungerechter Weise — Uebles rede von der christlichen Dienstfertigkeit, die zu allererst von ihm vertreten werden soll. Er gebe nicht nur seine Predigten oder seinen Namen oder sein Geld, sondern sich selbst, überall wo man seiner Dienste bedarf und er Nutzen stiften kann: er gebe seine Zeit, seine Ruhe, sein Herz, auf daß sein Gebet zu Gott nicht gehindert werde: Dein Reich komme!

Alles dieses bedarf einer fortwährenden Anstrengung und Selbstbeherrschung. Allein es lohnt der Mühe, mit Wort und That Prediger der Religion Jesu sein zu dürfen, und in diesem Karakter von Edeldenkenden anerkannt zu werden. Ueberdieß warten seiner Belohnungen, welche die schönsten Freuden in sich tragen. Zur Aufnahme in den Schooß der Kirche die reine Stirne des Kindleins zu besprengen mit den Tropfen, die ihn zu einem Bekenner des Gottes Jesu bestimmen; einige seiner Mitmenschen, zu bestimmten Zeiten, in einem einfachen Hause des Gebetes wieder zu treffen, wo Alle eines Wortes des Trostes und der Ermahnung von seinen Lippen harren; an dem stillen Abendmahlstische, in der Mitte einer andachtsvollen Schaar, die Zeichen austheilen zu dürfen eines Sterbens, das das Leben der Menschheit ward; immer und überall in der Mitte der gewöhnlichen Gesellschaft die ideale Seite des Lebens zu vertreten, es sei daß man mit der schüchternen Braut und ihrem erwählten Freunde niederkniee an der Schwelle der unbekannten Zukunft; es sei daß man als Mitglied der Familie gerufen werde der Bahre zum einsamen Friedhof zu folgen, auf daß dort ein gutes Wort erklinge; entboten zu werden in jedes Gemach, in jede Bodenkammer, in jede Hütte, wo gelitten oder mit dem Tode gerungen wird, dort bisweilen einen letzten Händedruck zu empfangen mit einem kindlich gläubigen „auf Wiedersehen", — das ist mehr als man mit Bescheidenheit auf dieser Erde erwarten dürfte, und gibt Kraft, die

Kehrseite dieser kostbaren Münze nicht mit zu großer Unzufriedenheit zu betrachten.

Denn eine Kehrseite gibt es. Eigenes unzähliges Zurückbleiben; körperliche und geistige Ermattung, die uns nicht thun läßt was wir wollen, sondern was wir können; Bewußtsein der Beschränktheit unsres Wirkungskreises; Ohnmacht, gewisse ungünstige Seiten des eigenen Karakters zu überwinden; Ohnmacht, und dieß nicht am wenigsten, so manche wichtige Frage in Betreff der Natur Gottes, der Unsterblichkeit und was sonst noch zu beantworten; Schwankung des eigenen religiösen Lebens; schädlicher Einfluß zu vielen Lobes sowohl als zu großer Verkennung, diese und noch viele andere Namen trägt jene Kehrseite, mit der Niemand verschont bleibt.

Dennoch ist es ein Vorrecht ein Vertreter der Religion Jesu zu sein, in so fern es uns verliehen wurde, diese Religion in uns aufzunehmen. Und schwerlich kann man sich's aufdrängen, damit ohne alle Frucht für Andere zu bleiben.

Ein junger Prediger klagte Luther einmal seine Noth, er glaube nicht immer mit Herz und Seele an das was er Andern zu verkündigen habe. „Gott sei gelobt," antwortete Dr. Martin, „ich glaubte, das sei nur bei mir der Fall." Solch ein Wort ist ermuthigend, wenn man sich der Aufrichtigkeit seines Strebens bewußt ist.

Sechstes Kapitel.

> Wir sind durch Einen Geist, alle zu Einem Leibe getauft.
>
> Paulus, I. Cor. XII, 13.

Mittel und Zweck zu identificiren ist das karakteristische Merkmal jeder conservativen Richtung; stets scharf zu unterscheiden zwischen Mittel und Zweck, das Vorrecht jedes auf den Fortschritt gerichteten Strebens. Für die Pharisäer war Tempel und Religion, für die Katholiken des sechzehnten Jahrhunderts Papst und Christenthum, für die Katholiken von heute ist die weltliche Macht Roms und das Christenthum eins. Jede Orthodoxie — und man trifft solche auf jedem Gebiete der Wissenschaft oder des praktischen Lebens an — betrachtet ein bestimmtes System und die Wahrheit, eine bestimmte Institution und die Sache, welche diese befördern soll, als einerlei. Für Mittel und Zweck wird immer zu gleicher Zeit und mit dem gleichen Enthusiasmus geeifert. Wer sich einem Mittel widersetzt, von dem wird schon deswegen angenommen, er wolle auch den Zweck nicht.

Die Partei des Fortschrittes verfolgt in der Regel keinen andern Zweck als denjenigen, dem auch die conservative Partei huldigt. Es ist bemerkenswerth, wie so selten über Endzwecke gestritten wird. Die Interessen des jüdischen Volkes zu Herzen zu nehmen, war nicht weniger der Zweck des rechtschaffenen Schriftgelehrten als es die Absicht Jesu war. Die sündige Menschheit selig zu machen, war das Streben des frommen Priesters sowohl als das Luthers. Auf politischem Gebiet ist die Wohlfahrt des Volkes, die Blüthe des

Staates das gemeinschaftliche Ziel der Bestrebungen von Conservativen und Liberalen. Das Merkmal der Partei des Fortschrittes liegt also nicht in ihren Absichten, die nicht besser oder edler sind als die der entgegengesetzten Partei, sondern ausschließlich in ihrer Ueberzeugung, daß man leichter in der Wahl der rechten Mittel als in der Bestimmung seiner Absichten irre gehe, und in ihrer daraus folgenden Bereitwilligkeit, alle bestehenden Mittel die zu einem erwünschten Ziele führen sollen, fortwährend einer unerbittlichen Kritik zu unterwerfen.

Bei den Conservativen kommt die Frage: hat dies oder jenes Mittel sich etwa überlebt? kaum in Betracht. Bei ihren Antipoden hingegen erhebt sich diese Frage jeden Tag. Kein Mittel als solches ist ihnen heilig. Sobald es todt ist, wird es entweder verächtlich weggeworfen oder ehrerbietig zu Grabe getragen, je nachdem es während seines Lebens mehr oder weniger Ansehen genossen, — in keinem Falle aber betrauert.

Der Geist des Conservatismus ist bei allem Guten, was er zu Stande bringt, ein Geist, dem man sich widersetzen muß, weil er Abgötterei treiben lehrt mit den Werkzeugen, deren sich die Menschheit in einem gegebenen Momente zur Erreichung ihrer Geschicke bedient. Dieser Geist offenbart sich in verschiedenen Formen. Im Aberglauben, der das Bild anbetet, anstatt sich durch die Anschauung des Bildes zu der von ihm dargestellten Person erheben zu lassen. Im Geiz, der das Geld anbetet, anstatt es mit verständiger Ueberlegung auszugeben. In der Trivialität des Geistes, die am Leben selbst hängt, anstatt das Leben einzig des damit zu stiftenden Nutzens wegen zu schätzen. Die Partei des Fortschrittes zertrümmert das Bild; gibt das Geld, gibt, wird es gefordert, das Leben dahin, weil es ihr nicht um diese Dinge, sondern um etwas Höheres und Besseres zu thun ist.

Das Salz, sobald es dumm geworden, ist, Jesu zufolge, zu nichts Anderem nütze, als daß es von den Leuten zertreten werde.

I.

Diese Bemerkungen sind nicht überflüssig, nach dem im vorigen Kapitel über die Bedeutung der Kirche Verhandelten. Ich habe

dort eine Ansicht vorgetragen, die der näheren Vertheidigung und Beleuchtung bedarf. Was man von Kirchgenossenschaften hält, findet seinen Grund in unserm Urtheil über die Kirche in ihrer Beziehung zum socialen Leben. Keinen Gegenstand gibt es vielleicht, der mit dem praktischen Leben enger verwachsen wäre, keinen, wobei der Standpunkt desjenigen, der ihn zur Sprache bringt, deutlicher zum Vorschein käme, als diesen. Was Schiller von der Welt im Allgemeinen gesagt hat, gilt ebenfalls von der Kirche: ihre Geschichte ist ihr Gericht. So sind es denn auch ihre eigenen Geschicke, an die wir die Frage richten: welchen Dienst hat sie uns erzeigt, und wessen dürfen wir uns für die Zukunft von ihr versehen?

Handelt es sich um die Bedeutung der christlichen Kirche für die Geschichte Europa's, so wäre es unbillig, nicht fast ausschließlich an die römisch-katholische Kirche zu denken. Was die Kirche zu thun vermochte, war größtentheils und jedenfalls im Princip bereits geschehen, ehe man noch je vom Protestantismus vernommen. Daß die römische Kirche die natürliche, geschichtliche Entwicklung der allerersten Gemeinde zu Jerusalem geworden, läßt sich ferner bei einem unparteiischen Studium der Geschichte schwerlich in Zweifel ziehen. Der uns schon aus der christlichen Kirche der drei ersten Jahrhunderte zuströmende Lufthauch stammt keineswegs aus einer germanisch-protestantischen, sondern aus einer römisch-katholischen Atmosphäre; wenn auch die Souveränität des römischen Bischofs vergleichungsweise erst spät zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist.

Die geschichtliche Aufgabe der „christliche Kirche" benannten Institution richtig zu schätzen, ist es nöthig daß jede einseitige Anschauung aufhöre, daß scharfe Linien gezogen werden zwischen dem was zu loben und dem was zu tadeln ist.

Nun ist unwiderlegbar, daß die Kirche uns wenigstens auf vier große Siege weisen darf, und unser Urtheil über den Werth dieser Siege wird von unserm Urtheil über den von der Kirche gestifteten Nutzen bedingt. In vierfacher Weise hat sie die Welt besiegt. Die heidnische Religion hat sie aus Europa verbannt. Die Altäre der griechischen Philosophie hat sie zertrümmert. Die Macht der Cäsare hat sie gebrochen. Das sociale Leben des Alterthums in seiner Armuth und seinem Unvermögen zur Schau gestellt. Auf den Ruinen

der Vergangenheit hat sie einen neuen Cultus, eine neue Philosophie, ein neues politisches, ein neues sociales Leben gegründet.

Sind nun diese Siege alle auch wirklich ihre Ehrentitel? Nein. Wie glänzend sie sein mögen, die Kirche hat sie größtentheils nur kraft eines sonderbaren Nachgebens eignen und fremden Schwächen gegenüber davongetragen. Wie hat sie das Heidenthum als Religion verbannt? Dadurch, daß sie es in ihren eignen Cultus aufgenommen. Wie hat sie die griechische Philosophie entthront? Dadurch, daß sie das dürre Feld dieser Philosophie selber zum Wohnsitz erkoren. Wie hat sie die Macht der Cäsare gebrochen? Dadurch, daß sie deren Tyrannei auf die an Anmaßungen immer weiter um sich greifende päbstliche Macht und ihr ganzes hierarchisches System übertrug.

Ob sie mit diesen Errungenschaften der europäischen Menschheit einen Dienst erzeigt? Die Beantwortung dieser Frage wird von dem Standpunkt, auf den man sich stellt, bedingt; nämlich einzig von dieser andern Frage: welche Anforderung stellt man an den von der Kirche zu leistenden Dienst? Fordert man von ihr die reine und unversehrte Erhaltung der Religion Jesu? Sobald man ihr diese Forderung gestellt hat, kann kein Vorwurf, den man gegen die Kirche erhebt, zu hart sein. Denn, weit entfernt die ursprünglichen Absichten Jesu vor allen fremden Einmischungen rein zu bewahren, ist die Religion Jesu in ihrer Obhut in der traurigsten Weise verunstaltet worden. Diese Religion ist nicht ein heidnisch gefärbter Cultus, sondern eine Anbetung im Geist und in der Wahrheit; nicht eine neo-platonische und spitzfindige Dogmatik, sondern die einfache Verkündigung der Vaterliebe Gottes. Diese Religion endlich ist nicht eine Macht dieser Welt, sondern das Reich des Unsichtbaren, das Reich des Glaubens.

Die drei, zuerst von uns genannten Siege gereichen demnach der christlichen Kirche zu geringer Ehre, sobald wir ihre Thätigkeit an der ursprünglichen Auffassung, die Jesus von der Religion hatte, prüfen. In einem vorigen Kapitel ist dieß bereits ausführlich auseinandergesetzt worden. Ist nun aber mit dieser Aussage die Kirche verurtheilt? Keineswegs. Wer von einer Kirche das treue Bewahren einer Religion wie die Jesu, erwartet, der verräth einen

traurigen Mangel an Menschenkenntniß. Ebenso gut könnte man eine Rose von ihrem Stengel pflücken und sie der Hut eines Schächtelchens anvertrauen.

II.

Der vierte Sieg aber wird Alles gut machen. An die Stelle des socialen Lebens des Alterthums hat die christliche Kirche die Grundlagen der neueren europäischen Gesellschaft gesetzt, die, was ihren Geist und Organismus betrifft, bereits zu einem Grade relativer Vollkommenheit gediehen ist. Und hier, auf dem Gebiete des socialen Lebens, hier erst hat die Kirche ihre unvergänglichen Lorbeeren errungen. Die Kirche ist die wahre Mutter des socialen Lebens. Die Humanität, die man, allerdings sonderbar genug, mit dem griechischen Namen zu taufen pflegt, ist eine Entdeckung, ein Triumf der Kirche. Die Kirche hat die Völker einander näher gerückt und die Staaten unter einander verbunden. Sie hat über die verschiedenen Völkerstämme hinaus die eine untheilbare Menschheit entdeckt. Sie hat die von den Volksreligionen errichteten Scheidewände niedergerissen und den Verkehr der Völker als Brüder kräftig unterstützt. Von ihr hat der Sclave zuerst die Losung der Freiheit vernommen. Ihr Licht hat zuerst in die Wohnung des gemeinen Mannes, nun keines Proletariers mehr, geleuchtet. Sie ist die Pflegerin der neueren Kunst. Die wahre Aristocratie, die der moralischen oder intellectuellen Ueberlegenheit, hat sie im Stande ihrer Priester über Geburt und materiellen Reichthum erhoben, und, vermittelst ihrer zahlreichen Orden, der Pflicht, die Jugend zu unterrichten, die Kranken zu pflegen, die Gefangenen zu besuchen, die Gefallenen aufzurichten, eine bleibende Stelle im Gewissen der Menschheit gesichert. Ihr gebührt die Ehre der wahren, der geistigen Emancipation der Frau und der Heilighaltung der Ehe, jener beiden Grundsäulen womit das neuere sociale Leben steht oder fällt.

Und nun werden alle ihre Sünden eben so viele Tugenden. War es ihre Aufgabe, das neuere sociale Leben ins Dasein zu rufen, diese Aufgabe wäre geradezu unausführbar gewesen, hätte die Kirche nicht mit einer gewissen Einfalt den Feinden, die sie ihrer Herrschaft zu unterwerfen hatte, allerlei kluge Concessionen gemacht. Man denke

sich eine protestantische Missionsgesellschaft, oder eine Vereinigung moderner Theologen berufen, zum Beispiel, um gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts die Angelsachsen zu bekehren![1]) Eben so füglich könnte man Spinoza zum Lehrer an einer Rettungsanstalt für

[1]) Dem Leser, der sich mit dem Studium der Kirchengeschichte nicht näher befaßt, mag es lieb sein zu vernehmen, daß er eine anschauliche Darstellung der römischen Bekehrungsmethode in Aug. Thierry's Histoire de la Conquête de l'Angleterre par les Normands, Tome I. lesen kann. Man findet dort u. A. die eigenthümliche Instruction des Pabstes Gregorius an die zur Fortsetzung des von Augustinus so glücklich begonnenen Werkes ausgezogenen Missionare. Ich kann meinen Lesern die Mittheilung einer die Bekehrungsmethode der römischen Kirche vorzüglich charakterisirenden Probe nicht vorenthalten. Nach dem ersten ruhmreichen Gelingen, gerieth die Kirche in große Schwierigkeit. Ethelbert und Sigebert, die Beförderer des Christenthums, so wie Augustinus selbst, waren zu Grabe getragen. Neue Könige standen auf, die sich dem Heidenthum wieder zuwandten, ohne jedoch die Katholiken noch zu verfolgen. Im Gegentheil, trotzdem sie Heiden blieben, wünschten sie doch hin und wieder die geweihete Hostie zu empfangen. Solches ward ihnen verweigert, und diese Weigerung führte einen Zwist herbei, der bald einen fürstlichen Befehl zur Folge hatte, wobei das Christenthum für immer aus England verbannt wurde. So schien Alles verloren. Einige Bischöfe haben bereits ihre Diöcese verlassen und schicken sich zur Rückfahrt über das Meer an. Nur Einer behält Muth. Dieser ist Laurentius, der einstige Anführer der zweiten Mission aus Rom. Beim Anbruch der Nacht läßt er sein Bett in die Sanct Peterskirche zu Canterbury stellen, und schließt selbst sich in der Kirche ein. Dort, in der Einsamkeit, geißelt er sich aufs grausamste, solchermaßen, daß er am andern Morgen mit Blut und Wunden bedeckt aus der Kirche zum Vorschein treten kann. In diesem Zustande begibt er sich zu König Edbald. Siehe, so spricht er, der Apostel Petrus hat mich so zugerichtet zur Strafe dafür, daß ich es gewagt, an ein Verlassen meiner theuern Sachsen zu denken. — Edbald ist tief erschüttert. — Wie, so antwortet er, wenn der heilige Petrus so mit seinen Freunden handelt, wie wird er nicht Rache üben an mir, der ich sein Feind bin? — Der Befehl, der das Christenthum verbannen sollte, wurde zurückgenommen! — Zweite Probe: Nach Edbalds Tode gelangt dessen Schwester, vermählt mit Edwin, dem heidnischen Fürsten Northumberlands, zur Herrschaft. Diesen für das Christenthum zu gewinnen, sendet der Pabst dem „glorreichen Fürsten" einen schmeichelnden Brief, ein leinenes, goldverbrämtes Hembe und einen feinen wollenen Mantel aus Ancona. Auch seine Gemahlin, Ethelberge, wird nicht übergangen. Sie bekommt vom heiligen Vater einen elfenbeinernen und vergoldeten Kamm und einen silbernen Spiegel.

Was wäre möglicherweise aus dem Christenthum in England geworden, ohne jenen frommen Betrug des Laurentius, ohne den Kamm, das leinene Hembe und alles Weitere?

verwahrloste Kinder anstellen. Nein, die Kirche bedurfte ihrer Heiligenbilder, ihrer mystischen Lehrsätze, ihrer Priester und weltlichen Herrschaft, um in Europa dem Kinde das Dasein zu geben, das dereinst seine Mutter verstoßen sollte.

Hat die christliche Kirche aus der Religion Jesu in mancher Hinsicht eine traurige Karikatur gemacht, und war auch gerade dieses unentbehrlich zur theilweisen Vollendung der Erziehung der europäischen Völker, so führt uns dieses zu dem Schlusse, daß die christliche Kirche im Entwicklungsgang der Geschichte hauptsächlich dazu hat dienen müssen, das neuere sociale Leben ins Dasein zu rufen.

Nicht zum Befremden übrigens. Die katholische oder christliche Kirche steht in gewisser Hinsicht vollkommen gleich mit jeder officiellen, jeder nationalen Religion. Nun ist es ja fast überall die Aufgabe einer nationalen Religion gewesen, das sociale Leben des Volkes heranzubilden. Bei der Wiege eines jeden Volkes hat die Religion gewacht. Sie ist der vorgreifende substanzielle Ausdruck des Ideals, das später im socialen Leben eines Volkes mehr oder weniger vollkommen realisirt werden soll.

Indessen, je nachdem das Kind an Wachsthum zunimmt, wird die mütterliche Sorge überflüssig, und wird auch weniger nach der Mutter umgesehen. Es kommt eine Zeit, wo die Volksreligion ihren Beruf erfüllt hat. Allein auch hier ist die Uebereinstimmung vollkommen. Es kommt eben so eine Zeit, wo die Kirche ihren Beruf erfüllt hat und anstatt unentbehrlich zu bleiben, zum hors d'oeuvre wird. Es ist der Moment, wo die Gesellschaft mündig wird. Dann sagt sie zur Kirche: ich danke dir für das was du gethan, allein ich bedarf deiner nicht mehr.

Für die katholische Kirche ist dieser Moment seit Langem angebrochen. Früher ehrwürdig, ist sie jetzt eine traurige Figur. Man weiß nicht wohin mit ihr, denn leider! überlebt sie sich selbst. Sie arbeitet nicht mehr für die Civilisation, sondern ihr entgegen. Sie ist nicht länger eine Stütze, sondern ein Hemmniß für das sociale Leben. Der Unterricht, die Wissenschaft gelangen erst zu normaler Entwicklung, wenn sie ihrem Einflusse entzogen sind. Unter ihren zahlreichen Priestern gibt es Keinen, der für die Entwicklung der Ideen die geringste Bedeutung hätte, oder durch Styl und Talent

sich irgend auszeichnete. Die katholische Kirche unsrer Zeit müßte sogar als eine hartnäckige alte Frau ganz auf die Seite geschafft werden, wäre sie nicht noch eben so fruchtbar, wie ehedem, in Liebe für Arme und Kranke. Das ist ihre unvergängliche Jugend.

Ihren historischen Beruf aber hat die Kirche überlebt, und ist nun nicht viel mehr als eine Vereinigung des H. Vincentius im Großen. Was aber bleibt uns hiebei zu thun? Sollen wir dem Kinde eine zweite Mutter geben, d. h. Alles anwenden, damit das neue sociale Leben unter die Obhut einer Art protestantischer Kirche gebracht werde, einer Stellvertreterin der alten Kirche? Es ist dieß wirklich versucht worden. Ich kenne kein unglückseligeres Streben. Protestantismus und Kirche sind zwei einander aufhebende Begriffe. Kein Protestantismus ist ja denkbar ohne unbegrenzte Anerkennung des Rechtes jeder religiösen Persönlichkeit; keine Kirche ohne eine umschriebene Katholicität. Kein Protestantismus ohne bleibende Bürgschaft für das Recht der freien Forschung; keine Kirche ohne einen feststehenden Glauben, bei dem alle Forschung überflüssig wird. Kein Protestantismus ohne theologische Wissenschaft die, gleich jeder menschlichen Wissenschaft, täglicher Modification ausgesetzt ist; keine Kirche, die jedem Winde der Lehre oder nur der Veränderung Preis gegeben wäre.

Also entweder zu Rom, dem jetzt ausgelebten Rom zurück, oder alle Träumereien von einer christlichen Kirche ehrlich und mannhaft in den Tod gegeben. Die völlige Trennung zwischen Kirche und Staat ist überdieß das Todesurtheil der ersteren. Was ist eine Kirche, die ihren Beschlüssen keinen Respect zu verschaffen weiß, die zuletzt ihre Strafverfügungen nicht zu vollziehen vermag, die, um nicht vom Geräusch dieser Welt gestört zu werden, die Kundgebung ihrer festlichen oder reuevollen Stimmung innehalten muß, bis der vom Staatsgesetz bestimmte Ruhetag angebrochen ist. Was endlich ist eine Kirche, die in einem gegebenen Momente mitten in einem historischen Proceß entsteht, und ihre Gründung damit anfangen muß, daß sie die geschichtliche Entwicklung von fünfzehn Jahrhunderten leugnet? Der Protestantismus hat nun drei Jahrhunderte Zeit gehabt aus seinem Traume zu erwachen. Jetzt ist es für den Protestantismus Zeit zu begreifen, daß an eine Kirche nicht mehr zu denken sei, sondern einzig

an Kirchgenossenschaften, also an besondere Vereinigungen menschlichen Ursprunges, vermöge menschlicher Ueberlegung im Stande erhalten.

III.

Gut, daß der Protestantismus an nichts Anderes zu denken hat. Die christliche Kirche ist eine Stiftung, die dem heutigen socialen Leben das Dasein gegeben, und damit ist, unsrer Ueberzeugung nach, ihr schönes Werk vollbracht. Kirche und Gemeinde sind in unsrer Schätzung Dinge und Worte, womit heut zu Tage nichts mehr auszurichten ist. Die Geschichte hat sie gerichtet.

Das Einzige, was unsrer Beachtung werth ist, woran wir uns halten und womit wir, als ernste Männer, uns beschäftigen können, das ist das sociale Leben, welches natürlich in Folge der unvermeidlichen Vertheilung seiner Arbeit, Vereinigungen aller Art und also auch religiöse Vereinigungen in seinem Schooße gestattet oder darin aufnimmt.

Ich rede vom socialen Leben, nicht vom Staate. Nicht gerne möchte ich mit einem wohlbekannten deutschen Gelehrten dem Staate die ehedem von der Kirche verrichtete Arbeit übertragen. Keine Vormundschaft des Staates; dann noch lieber kirchliche Vormundschaft. Doch hinsichtlich Vormundschaft überhaupt läßt sich in unsrer Zeit schwerlich die eine der andern vorziehen. Wer an die Macht und den Segen der Freiheit glaubt, der bettelt nicht um Beaufsichtigung. Der Staat ist nur eine Unterabtheilung der menschlichen Gesellschaft; selbst eine Vereinigung, die zu rein praktischem Zwecke im Stande erhalten wird; selbst eins der Mittel, deren das sociale Leben zur Erfüllung seiner großen Aufgabe sich bedient. Der Begriff des Staates geht in dem des socialen Lebens durchaus nicht auf. Dieses ist keineswegs eine willkürliche oder zu einem bestimmten Zweck ins Dasein gerufene Vereinigung. Es ist die Frucht einer Jahrhunderte währenden Entwicklung. Wird nun gefragt, was ich unter dem socialen oder dem Leben der Gesellschaft verstehe, so ließe es sich etwa in folgender Weise nicht allzu unvollständig ausdrücken.

Das sociale Leben ist der langsam sich gestaltende, höchst complicirte Organismus sämmtlicher materiellen und geistigen Kräfte der Menschheit, wodurch diese, mit uneingeschränkter Rücksicht auf die

Eigenthümlichkeit ihrer Unterabtheilungen (Stämme und Völker) ihr Ideal unausgesetzt zu realisiren strebt.

Dieses Ideal verdankt seinen Ursprung dem Geiste Gottes in der Menschheit und ist dessen Reflex; es findet seine Vollendung nicht in irgend einer abstracten Vollkommenheit, sondern in dem geregelten und harmonischen Zusammenwirken aller ächt menschlichen Kräfte.

Wie für jeden Organismus, so ist auch für das sociale Leben Freiheit die erste Lebensbedingung. Kein äußerer Zwang führe es zu einer einseitig aufgefaßten Bestimmung. Der menschlichen Gesellschaft bleibe es anheim gestellt, ihre eigenen Fehler zu überwinden, ihre erstorbenen Theile auszustoßen, ihre Schandflecken zu tilgen, ihre Vorurtheile zu besiegen, ihr begangenes Unrecht zu sühnen, die Krone der Unsterblichkeit auszutheilen oder das Todesurtheil für immer zu sprechen. Sie ist die große Wohlthäterin, die ihre Gesetze mit unumschränkter Macht ausfertigen darf. Bewußtsein der Verpflichtung ihr gegenüber soll die Quelle des ihr gebührenden, vernünftigen Gehorsams Aller sein.

Ich glaube, daß diese Auffassung des socialen Lebens, als dazu berufen, die Stelle der Kirche einzunehmen, eine der legitimsten und unfehlbar aus den Grundsätzen der modernen Denkweise abzuleitenden Consequenzen ist. Irre ich nicht, so ergibt sich daraus für diese Richtung, in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, eine Ethik, die sie ihr Eigenthum nennen darf. Den Beweis für diesen Satz zu liefern, ist das Hauptziel des gegenwärtigen Kapitels.

IV.

Wer vermöchte über das kurze Leben nachzudenken, ohne beständig zu fragen, was wohl dessen Zweck sein möge? Alle werden wir beherrscht von einem Gesetz der Trägheit, das uns ein großes Bedürfniß nach einer bewegenden Kraft empfinden läßt. Diese bewegende Kraft des Lebens kann, meinem Urtheile nach, blos in einer bestimmten Auffassung des Lebens liegen. Welche Auffassung aber soll dieß sein?

Viele sind schnell fertig mit der Antwort. Die Unsterblichkeitslehre gibt ihnen genügende Auskunft über den Zweck des Lebens.

Der Mensch, so heißt es, ist auf der Reise nach der Ewigkeit, nach der himmlischen Heimath. Darf er dort anlangen, so findet er für die Drangsale und Entbehrungen der Wallfahrt reichen Lohn. Man soll leben um sich auf jene Zukunft vorzubereiten. Hienieden liegt des Lebens Ziel nicht; dort oben wird es sein.

Wer Uebles reden möge von der Hoffnung des ewigen Lebens — nicht wir. Daß sie im menschlichen Busen entkeimt, ist ein unschätzbarer Segen, den Niemand gering schätzen darf. Wir wollen mit Jesu glauben an eine Zukunft, auch für den, der als Schächer an einem Kreuze stirbt. „Dieses Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche" — o Psalm der Auferstehung, rausche über unsre Gräber!

Dennoch glaube ich nicht, daß die Unsterblichkeitslehre eine genügende Lösung des Räthsels dieses Lebens biete, und zwar weil sie nicht etwas bedeuten kann, ohne zu viel zu bedeuten, ohne einen großen Theil des menschlichen Lebens seines ganzen Werthes zu berauben. Sagst du mir, die Hoffnung der Unsterblichkeit sei der durchsichtige Engel, ohne feste Umrisse, der zu Zeiten den schweren Stein von den Gräbern wälzt, wo wir unsre Todten beweinen, so werde ich dir recht dankbar sein; es verhindert mich nicht zu leben, denn meine Wohnstätte ist glücklicher Weise nicht an den Pforten des Kirchhofs. Sagst du mir aber, dieses Leben finde seinen einzigen Zweck in der Unsterblichkeit, und Vorbereitung auf die Ewigkeit dürfe das einzige Ziel meines Strebens sein, so werden sieben Achtel des menschlichen Lebens zur traurigen Ueberflüssigkeit; so sind Kunst und Wissenschaft Spielzeug; so ist ein frommer und tugendhafter Mann, ob ihm gleich alle ästhetische und wissenschaftliche Entwicklung im engeren Sinne abgehe, das absolute Ideal des Menschen; so ist jede eifrige, rein irdische Thätigkeit gefährliche Zerstreuung; so ist es Pflicht, die Menschheit von ihrem unermüdlichen Streben nach materiellem Wohlergehen zurückzubringen, während doch dieses Streben ohne Zweifel die Quelle ihrer glänzendsten Siege über die Materie ist; so sind alle Aeußerungen des Naturlebens in uns ganz und gar unstatthaft; so darf nur eine Frage unsre Gedanken und Gefühle beherrschen, die: wie soll ich selig werden? So ist das Alter anziehender als die Jugend und gehört die goldene Hochzeit zu den fröhlichsten Festen im

menschlichen Leben. So ist es sehr wünschenswerth zu sterben auf seiner Mutter Schooß.

Dieß ist keine Uebertreibung. Nur die moralischen und religiösen Seiten des Lebens, und diese obendrein höchst einseitig aufgefaßt, kommen zu ihrem Rechte, wenn der eigentliche Zweck des Lebens jenseits des Grabes liegt. Was z. B. hat Numismatik mit diesem Zweck zu schaffen? In welchem Zusammenhang mit diesem Zweck kann die Kenntniß der Geschichte einer Erde stehen, die ich alsobald verlassen werde? und was in keinem Zusammenhang mit diesem Zwecke steht, ist durchaus nutzlos. Soll jede Stunde meiner Pilgerschaft hienieden der Vorbereitung auf die Ewigkeit gewidmet sein, so habe ich keine Zeit mit hingegebner Andacht mich in ein Bildniß von Titian zu vertiefen, oder einer Ouverture von Mozart zu lauschen. Ich habe in dem Falle ja weit Besseres zu thun.

Ist „bei Zeiten unser Haus zu bestellen" — wie das alte Kirchenlied es lehrt — der Zweck des Lebens, so verlieren Kunst, Wissenschaft, Industrie und natürlicher Lebensgenuß alle ernste Bedeutung und lassen sich einfach entweder auf Zeitverlust oder höchstens auf eben so viele Mittel der Erholung, deren der schwache Mensch nun einmal bedürfe, zurückführen.

Dieser Einwurf ist nicht gering und doch noch nicht der wichtigste. Liegt der Zweck des Lebens ausschließlich jenseits des Grabes, so ist man in der traurigen Nothwendigkeit anzunehmen, dieser Zweck sei für Tausende ganz und gar verfehlt. Gar Vielen ist es unmöglich sich auf die Ewigkeit vorzubereiten. Armuth stumpft ab. Sorge um das tägliche Brod zwingt zahllos Viele, ihr Dasein zu vertheilen zwischen ermattender Arbeit und dumpfer Körperruhe. Uebervölkerung und Mangel an feinem Sinn beim Publicum führen Hunderte zu den allersonderbarsten Gewerben, und, zur Belustigung der Menge, zu einem frühen Tode, über dessen Bedeutung jene unglückseligen Opfer gewiß niemals haben nachdenken können.

Diese verschiedenen Thatsachen führen mich zu einem Schlusse. Ohne im Entferntesten leugnen zu wollen, Gott könne uns nach dem Sterben eine neue Form des Daseins verleihen, in welcher eine neue Bestimmung unsrer wartet, meine ich dennoch, den Zweck des gegenwärtigen Lebens zu allererst innerhalb der Grenzen dieses Lebens

selbst suchen zu sollen. Dieses aber kann auf zweierlei Weise geschehen. Der eigentliche Lebenszweck, auch wenn er auf diese Erde beschränkt bleibt, kann entweder in der individuellen Bestimmung jedes Einzelnen, oder in der Bestimmung der Menschheit liegen. Indessen, wer wird das Erstere zu behaupten wagen? Können wir es der Mühe werth heißen zu leben, wenn wir ausschließlich achten auf das, was jeder Einzelne hienieden persönlich werden kann? Viele mögen berufen sein, wie Wenige aber sind auserwählt etwas zu werden! Auch in den günstigsten Verhältnissen steht der Gewinn selten dem Einsatz gleich. Ein Herder sogar klagt auf seinem Sterbelager: „o mein verfehltes Leben!"

Wenden wir den Blick hinweg von Utopien, um ihn auf die Realität zu richten. Es gibt eine Realität, die im Stande ist, uns mit dem Leben auszusöhnen. Wir haben sie bereits genannt. Es ist das Leben der menschlichen Gesellschaft.

V.

In der erhabenen Aufgabe der menschlichen Gesellschaft, und dort allein findet das Leben jedes einzelnen Menschen seinen Zweck und seine Richtschnur. Wie von selbst wenden sich unsre Blicke zu dieser Aufgabe hin, wenn wir einsehen, daß ein individuelles menschliches Ideal eine Ungereimtheit sei. Wir können uns das menschliche Ideal in seiner ganzen Fülle unmöglich in einem einzelnen Menschen realisirt denken. Versuchen wir uns eine Vorstellung davon zu machen, so nimmt diese alsobald etwas Monströses, Ungeheuerliches an. Leicht ist es allerdings, oberflächliche Worte herzusagen von einem gesunden Geist in einem gesunden Körper. Wer aber weiß, was die vollkommene Entwicklung des Geistes sowohl als des Körpers einschließt, der weiß eben so gut, daß diese doppelte Entwicklung unmöglich zusammen gehen kann. Nur eines Punktes zu erwähnen, keine Geistesentwicklung gibt es ohne Wissenschaft, keine Wissenschaft ohne Studium, kein Studium ohne eine Anstrengung, die immer in irgend einer Weise dem Körper schaden müßte. Ueberdieß, denken wir uns eine Person, die alle menschlichen Eigenschaften in dem vollkommensten Maaße in sich vereinigte, und deren Bildung, dem angenommenen Ausdruck gemäß, allseitig genannt werden dürfte, so verliert sie sogleich das was sie zum Menschen macht,

d. h. sie hat keinen Karakter, keine Farbe mehr. Nein, die menschliche Beschränktheit gehört mit zum Menschen. Sie kann ihm nicht willkürlich gegeben oder genommen werden. Und da nun die menschliche Natur selbst so unendlich reich ist, so läßt sich ihr Reichthum nicht in einer Person vereinigen, ohne daß diese Person dadurch ihre Beschränktheit einbüßen müßte. Mir scheint unwiderlegbar, daß, je ärmer an Eigenschaften die Gattung ist, zu der ein Wesen gehört, das Ideal eines solchen Wesens sich desto leichter denken lasse. Ich kann mir leichter das Ideal eines Müllers denken als das eines Dichters; ich kann mir das Ideal eines Pferdes, nicht das eines Menschen entwerfen.

Die menschliche Natur steht gerade darum so hoch, weil in ihr allerlei sich unter einander widerstreitende Eigenschaften aufgenommen sind. Jeder Mensch kann höchstens in sich selbst ein abgeschlossenes und schönes Ganzes darstellen, doch wird dieses Ganze ausschließlich nach den Grundlagen, worüber er zu verfügen hatte, beurtheilt werden müssen. So denken wir uns einen contemplativen oder einen handelnden, einen duldenden und einen energischen, einen weiblichen und einen männlichen Karakter in seiner besten Entwicklung. Diese verschiedenen Karaktere lassen sich nur im Abstracten, niemals aber in der Realität mit einander vereinigen.

Die menschliche Natur wäre so zu traurigem Stückwerk verurtheilt, wäre ihr nicht im Gesammtleben der gebildeten Menschheit das Mittel zur harmonischen Darlegung ihres Reichthums geboten. Die menschliche Gesellschaft ist einer künstlichen Stickarbeit gleich, zu der jede besondere Person einen Faden oder den Theil eines Fadens liefert. Die Menschheit weiß diese Fäden zu einem schönen Ganzen zu verbinden. Es kommt ihr gerade vorzüglich zu Statten, daß sie einen so großen Reichthum verschiedener, an sich einseitig entwickelter Stämme, Völker und Personen zu ihrer Verfügung hat. Sie erreicht ihre große Bestimmung gerade durch den Streit der in ihrem Schooße wühlenden Elemente. Hat Palästina eine hohe Aufgabe erfüllt, so war dieß nicht am Wenigsten durch den Contrast zwischen ihren beiden Landestheilen, dem Norden und dem Süden; bekleidet Griechenland eine auserwählte Stelle in der Geschichte unseres Geschlechtes, so ist dies nicht am Mindesten in Folge der Spannung

zwischen seinen beiden Kindern, Sparta und Athen. Einer ähnlichen Ursache verdankt auch die Menschheit ihre wesentlichen Verdienste.

Sucht der Mensch seine Bestimmung ausschließlich in der höchsten Entwicklung seiner eigenen Anlagen, so sieht er sich verurtheilt, in dem Maaße worin er diese Bestimmung erreicht, fortwährend beschränkter und einseitiger zu werden. Wem es Ernst ist mit der Entwicklung seiner Anlagen, der weiß, daß er nicht viel, d. h. nicht vielerlei zu leisten vermag. Wir dürfen nur dann hoffen einigen wahren Nutzen zu stiften, wenn wir uns beschränken auf die Ausbildung eines Talentes, auf die Erfüllung einer Aufgabe. In weitaus den meisten Fällen ist dieses eine Talent, diese eine Aufgabe weder glänzend, noch geeignet unsern Bedürfnissen zu genügen. Daher entweder Unzufriedenheit oder Stumpfsinn; Letzteres am meisten. Für keins von Beiden besteht die mindeste Gefahr, sobald wir im socialen Leben und in seinem unaufhörlichen Fortschritte den Zweck unseres Lebens suchen. Denn, in der menschlichen Gesellschaft findet Jeder seine Stelle und mithin seine Bedeutung; Jeder, Niemand ausgenommen. Gar Mancher, seine eigene unvermeidliche Zeitanwendung in Betracht ziehend, dürfte geneigt sein sich zu fragen, ob es der Mühe werth sei, dafür zu leben. Diese Frage hat keinen Sinn, sobald das im socialen Leben zu realisirende Ideal der Menschheit die bewegende Kraft unseres Daseins wird. Dann ist Keiner überflüssig, weder er selbst noch seine Arbeit. Was oder wer könnte entbehrt werden? Wenn im englischen Parlamente fünf hundert Mitglieder dasitzen ohne jemals den Mund aufzuthun, so haben diese dennoch ihren Theil an der Beredsamkeit der Wenigen, die in dieser Versammlung ihre Lorbeeren ernten dürfen. Der Umstand, daß sie dort in großer Anzahl beisammen sind, ist eine der wesentlichsten Bedingungen für das Bestehen des Redners. Seine Sprache könnte nicht die nämliche sein, hätte er vor einigen zehn Zuhörern das Wort zu führen. So ist für das sociale Leben überhaupt schon das Bestehen von Tausenden ein unentbehrliches Erforderniß, bleibe es auch unmöglich nachzuweisen, in welcher directen Verbindung ihre Thätigkeit zum Ideal der Menschheit stehe. Zahllos Viele sind für die menschliche Gesellschaft, was in unsern Sümpfen die verborgenen Pfähle für ein Gebäude sind. Und in diesem Gebäude selbst

ist das kleinste zur Abschließung der Gemächer dienende Gelenk eben so wichtig als der imposanteste Giebel. Oder auch, es verhält sich mit der Menschheit, nach dem schönen, bereits vor achtzehn Jahrhunderten angewandten Gleichnisse, wie mit dem Körper. Es kann das Auge nicht sagen zu dem Fuß: ich bedarf deiner nicht, und die unscheinbarsten Theile sind vielleicht eben darum mit der größten Ehre bekleidet. In gewählter Sprache — auf daß ich ihn in einem Athemzuge mit dem Apostel Paulus citire — ist eben dieses von Dr. J. B. Molewater ausgesprochen worden: „Was wäre dieses kurze Leben für den Menschen, wenn er sich nicht im Geiste dem Vor- und Nachgeschlecht anschließen dürfte? — wenn er fürchten müßte, seine Arbeit sei nutzlos und sein Streben eitel, sobald sie keine Früchte des Wohlseins oder der Ehre für ihn selbst abwerfen; wenn die von ihm zusammengetragene Wissenschaft keine unmittelbare Anwendung findet, und die von ihm ausgeübte Kunst, trotz allem zu ihrer Verfügung stehenden Reichthum an Hülfsmitteln, sich dennoch als zu machtlos erweist um den hochgespannten Traumgebilden seiner Jugend zu entsprechen? Nein, das Individuum ist geringe. Der Mensch, der nur für sich und die Seinigen zu arbeiten wähnt, ist ein armer Betrogener. Bewußt oder unbewußt, mit oder gegen unsern Willen, leben und wirken wir für Andere, leben wir vor Allem für zukünftige Geschlechter, denen das Erbtheil, das wir ihnen hinterlassen, zu Gute kommt. Die Zukunft, wie hart und grausam es scheine, die Zukunft die wir niemals schauen werden, sie ist es für die wir arbeiten, und die Enkel, die uns mit ruhiger Wehmuth und fast unbewegt in die Grube hinabsinken sehen, sie würden unserm Andenken fluchen, hätten wir nicht mit freudiger Selbstverleugnung ihre Interessen zu Herzen genommen und ihr Werk vorbereitet. So reiht sich das eine Geschlecht dem andern an, und Niemand kann oder darf sich dem ihm zum Heil des Ganzen auferlegten Theil der Arbeit entziehen .... Ja, auch der Dulder, der unbewußt auf seinem Schmerzenslager die kostbarste Lehre gibt, besiegelt inmitten seiner Bangigkeit und Schmerzen jenes große Gesetz, daß wir nicht für uns selbst, sondern für Andere zu leben, zu wirken — ja sogar zu leiden haben."

Gerade weil es dessen Zweck ist, darf das Leben der Gesell-

schaft zu gleicher Zeit die Richtschnur unseres Lebens heißen. Für den denkenden Menschen laufen Zweck und Richtschnur stets auf eins hinaus. Unter der Richtschnur unsres Lebens verstehen wir natürlich das Princip der Moralität. Dieses Princip kann uns nicht vermöge äußerer Autorität, eben so wenig allein vermöge gewisser weicher Gemüthsbewegungen mitgetheilt werden, sondern ausschließlich kraft unsrer eignen Auffassung dessen, was wir, als rationelle Wesen, mit unserm Dasein und dem, was wir vermögen, zu erzielen haben. Die Realität haben wir zu befragen, was unsre Bestimmung, unsre Bestimmung, was unsre Pflicht sei. Die Eigenschaften eines Werkzeugs werden von dem Zweck, dem es dienen soll, bestimmt. Wissen wir, wozu der Mensch dienen soll, so wird uns bald klar was der Mensch sein solle.

Der Mensch soll, wie wir sahen, dem socialen Leben dienen, jener ausgebreiteten Werkstätte, wo die Menschheit ihr Ideal der Verwirklichung entgegenführt. Nun ist aber der Mensch keineswegs ein Werkzeug, das sich auf allerlei Weise zu einem bestimmten Zweck abrichten ließe. Nein; ist der Zweck ein gegebener und unveränderlicher, so sind die Elemente, woraus das Werkzeug, der Mensch, zusammengesetzt ist, so wie ihre Haupteigenschaften, ebenfalls gegebene und unveränderliche. Werkzeug und Zweck müssen demnach immer in ihrer gegenseitigen Beziehung zu einander betrachtet werden. D. h. die Quelle, aus der wir unsre moralische Kenntniß schöpfen sollen, ist die Untersuchung, welches die Beziehung sei, worin sich der Mensch zur menschlichen Gesellschaft befinden solle, damit seine Anlagen zu ihrem vollsten Rechte, und die menschliche Gesellschaft zu ihrer schönsten Entwicklung gelange. Auf die Kenntniß dieser Beziehung allein darf sich unsre Ethik gründen, sobald wir uns auf rein empirischen Standpunkt stellen.

Schon mit den Formen des Problems ist die anfängliche Lösung gegeben. Die menschlichen Anlagen werden erst dann zu ihrem vollsten Rechte kommen, wenn sie mit dahin wirken, die menschliche Gesellschaft ihrer schönsten Entwicklung zuzuführen; und diese Entwicklung wird dann die Vollkommenheit erreicht haben, wenn sie keine einzige der menschlichen Anlagen unbenutzt läßt und die Harmonie zwischen allen darzustellen weiß.

VI.

Zwei wichtige Grundsätze sind hiemit gegeben. Findet das Individuum einen Grund und somit einen Zweck seines Daseins einzig in sofern er einen Bestandtheil des socialen Lebens ausmacht, so wird sein Leben nur eine fortwährende Hingabe, und das ihn leitende Princip kein anderes als das der Liebe sein können.

Ferner: ist das im socialen Leben zu realisirende Ideal keineswegs ein von einem Philantropen oder Sittenlehrer entworfenes, abstractes Ideal, sondern liegt es im harmonischen Zusammenwirken aller menschlichen Kräfte, so ist auch die Aufgabe des socialen Lebens heilig in ihrem ganzen Umfange, so muß alles rein-menschliche darin zu seinem Rechte kommen, und mithin jeder Unterschied zwischen dem Geweiheten und dem Profanen hinwegfallen.

Den ersten dieser Grundsätze, den der Liebe, lernen wir aus der Beziehung, welche zwischen dem Individuum und dem socialen Leben bestehen soll, darum kennen, weil das sociale Leben, selbst ein lebendiger Organismus, einzig aus ihm ganz hingegebenen Kräften bestehen kann, und weil das Individuum bei dieser Pflicht der Hingabe erst dann alle seine Kräfte zum Besten zu geben vermag, wenn es sich aus Liebe aufopfert. Das Problem der Moralität ist ein philosophisches Problem, und mithin auf das Problem von der Beziehung zwischen dem Eins und dem Vielen zurückzuführen. Auf welchem Gebiete die Formel zur Bezeichnung dieser Beziehung noch gesucht werden müsse, auf dem Gebiet der Moralität ist sie bestimmt gefunden. Hier heißt sie Liebe. Liebe ist das Geheimniß der Selbstständigkeit sowohl als der vollkommenen Hingabe des Individuums an das Ganze. Liebe fordert daß man viel sei, damit man viel geben könne. Eigne Ausbildung und Entwicklung ist deßhalb die erste Bedingung, woraufhin es dem Menschen verliehen wird, Etwas zur Ausbildung und Entwicklung der menschlichen Gesellschaft beizutragen. So gewinnt Jeder von uns, gerade indem er sich der Verbindung mit der gesammten Menschheit bewußt wird, eine höhere Bedeutung. Dadurch, daß wir in der menschlichen Gesellschaft Zweck und Richtschnur unseres Lebens suchen, verlieren wir uns nicht in einer anonymen Menge. Nein, nun erst erlangen wir, so

zu sagen, uns selbst zurück. Unsre kleine und unbedeutende Persönlichkeit fesselt nun erst unsre Aufmerksamkeit in der rechten Weise und flößt uns das reinste Interesse ein, nun da wir die ihr im großen Ganzen gebührende Stelle kennen; eine Stelle, die diesem Ganzen gewiß niemals gleichgültig sein kann. Die Pflichten gegen uns selbst werden nun aus Liebe zu Andern erfüllt. Es ist immer eine mangelhafte Moral, die, welche neben dem Princip der Nächstenliebe noch ein anderes, das der Selbstliebe aufnehmen muß. Ich sehe nicht ein, daß Selbstliebe besser sei als Eigenliebe; mit dem Namen ändert sich nicht die Sache. Solch ein zweites Princip aber ist auch vollkommen überflüssig. Unsre Menschenliebe schreibt uns Pflichten vor, die wir uns selbst gegenüber treulich zu erfüllen haben, Pflichten die sich auf diese eine Vorschrift zurückführen lassen: Mache dich selbst so gut, so wahrhaft brauchbar für das sociale Leben, als du es nur immer sein kannst.

Sonderbar, daß man mit einer gewissen Verachtung von socialen Tugenden spricht, ihnen ächt christliche Tugenden gegenüberstellend. Es gibt keine Tugend der unser Streben gelten soll, die nicht eine sociale Tugend wäre; das muß Jedem einleuchten, der über die Aufgabe des socialen Lebens nachdenkt. Erst in ihm kann die Menschheit ihren Beruf erfüllen. Indessen, ist vollkommne Brauchbarkeit für das sociale Leben innerhalb des eignen Wirkungskreises das höchste Ziel, das der einzelne Mensch sich für seine Ausbildung setzen kann, so darf dieß nicht so verstanden werden, als müßte immer ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen unsrer Ausbildung und den Forderungen des socialen Lebens Statt finden. Nichts liegt meiner Absicht ferner. Es verhält sich hiemit wie mit der Wissenschaft, von der mit Recht behauptet wird, sie dürfe nicht unpraktisch sein, die aber ganz gewiß vollkommen unfruchtbar wäre, wollte man alle Augenblicke nach ihrem unmittelbaren praktischen Nutzen fragen. Es ist die Bestimmung des Samenkorns uns eine Pflanze zu geben. Unverständig aber wäre der Gärtner, der die Erde beständig mit den Fingern aufwühlte, um sich zu vergewissern, ob diese Bestimmung auch wirklich erreicht werde.

Auf das Princip, nicht auf das unmittelbare Resultat dessen, was wir für unsre eigne Ausbildung thun, soll also zu allererst

geachtet werden. Alles was wir aus Liebe zur menschlichen Gesellschaft und in der Absicht thun, unsre Arbeit in ihren Organismus aufnehmen zu lassen, wird ihr höchst wahrscheinlich früher oder später zu Gute kommen. Diese Liebe aber darf kein unbestimmtes Gefühl sein, das uns zu unverständigen und unfruchtbaren Schwärmern machte. Liebe zur Menschheit ist die Gesinnung, die uns treibt, mit allen uns zu Gebote stehenden, zum höchsten Grade der uns erreichbaren Entwicklung heraufgeführten Kräfte Andern körperlich und geistig wohlzuthun.

Selbstkenntniß, Kenntniß unsrer eignen Tugenden und Schwächen, unsrer Talente und Gebrechen, ist mithin die erste Pflicht der wahren Menschenliebe. Ohne diese Selbstkenntniß bietet uns das Leben Täuschung um Täuschung, die nun ihrerseits wieder unsre besten Kräfte lähmen. Traurig pflegt in dieser Hinsicht unsre Blindheit zu sein, und eine bekannte Wahrheit ist es, daß gar Mancher vorzugsweise das thut was er nicht kann, während er das was er kann, öfter unterläßt.

Die Schuld liegt hauptsächlich an der willkürlichen Schätzung dessen, was als groß und wichtig, oder klein und unwichtig gelten müsse. So jagen wir immerfort vermeinter Größe und Wichtigkeit nach, zu großem Schaden für uns selbst und Andere. Der große Meister, dem wir bereits das schöne Gleichniß von den Pfunden verdanken, hat uns auch hier einen unschätzbaren Wink gegeben, als er das Vorrecht und den hohen Werth, der sogar schon mit dem Geben eines Bechers kalten Wassers an einen Durstigen verbunden sei, rühmte, und dieser unscheinbaren Dienstleistung die höchste Weihe verlieh, dadurch daß er sie für seine Jünger einer ihm selbst erzeigten Wohlthat durchaus gleichstellte. So ist es. Hoch und niedrig, groß und klein, sind in Bezug auf unsern Wirkungskreis Worte, die nur dann Bedeutung haben, wenn es unsre Absicht ist, in der Welt zu glänzen. Sie verlieren jedoch ihre ganze Bedeutung, sobald der Zweck des Lebens im socialen Leben gesucht wird. Alles was die menschliche Gesellschaft wirklich brauchen kann, ist wichtig, und an welcher Seite man auch am Bau dieses großen Ganzen arbeite, darin, daß man überhaupt daran arbeitet, hat man der Ehre genug.

Bauleute sind wir, und, nach dem biblischen Ausdrucke, zu gleicher Zeit lebendige Steine. Selbstkenntniß weist uns auf die zu unsrer Verfügung stehenden Kräfte und lehrt uns zu gleicher Zeit, daß wir uns selbst irre führen, wenn wir für das Ganze Etwas sein wollen, ohne Alles für den uns anvertrauten Theil zu sein. Dieser Täuschung fallen wir immerfort anheim. Treue in dem Verwalten des einen Talentes pflegt nicht nach unserm Geschmack zu sein. Es scheint uns dieß nicht der Mühe werth. In einem sehr bescheidenen Wirkungskreis, mit der Verfügung über sehr wenig Talente, Alles an uns selbst zu wenden, um uns so brauchbar wie nur möglich zur Erfüllung einer sogenannt unwichtigen Aufgabe zu machen, das ist mehr als man von gewöhnlichen Menschen fordern darf. Gar Mancher der ein Märtyrer oder eine Miß Nightingale sein möchte, ist sich selbst zur Plage und den Seinigen kaum weniger. Johannes nachsprechend, könnte man sagen: wenn Jemand seinen Bruder, in eigentlichem Sinne, die Personen seiner nächsten Umgebung, die er täglich sieht, nicht liebet, wie kann er die menschliche Gesellschaft lieben, die er nicht siehet?

Die uns durch das Gesetz der Liebe in Hinsicht auf das sociale Leben vorgeschriebene Thätigkeit ist der Wirkung eines Steines nicht ungleich, im Augenblick, wo derselbe in das Wasser fällt. Um uns herum müssen die Kreise sich allmählig ausbreiten. Sogleich einen weiten Kreis ziehen zu wollen, ist kindisches Trachten nach dem Unmöglichen. Die Erfahrung ist auch hier die Lehrerin, zu deren Füßen wir uns lernbegierig hinsetzen sollen. Sie bestätigt jeden Tag die Weisheit jenes unübertroffenen Meisters, der so lehrte daß, wer im Kleinen treu ist, über das Große gesetzt werden könne, und wer sich dem ersteren entzieht, als durchaus ungeschickt für das letztere gelten müsse. Nicht zu groß kann die Gewissenhaftigkeit sein, womit alltägliche Pflichten und Interessen zu Herzen genommen werden sollen. Die große Menschheit soll beständig in einer bestimmten und verständig dazu ausgewählten Person ein Microcosmos für uns werden, woran wir die Gesinnung unseres Herzens mit Bezug auf das Ganze der Menschheit prüfen. Wer diejenigen nicht herzlich lieben oder ertragen kann, mit denen er durch den Gang der Verhältnisse in beständige Berührung gebracht wird, der wähne nicht, sich

den Ehrenkranz der Philanthropie um die Schläfe winden zu dürfen. Er ist und bleibt, nach dem kernhaften Ausdruck des Apostels Paulus, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Unsre Liebe zu der gerade neben uns stehenden Person sei der Puls, an dem wir beurtheilen, wie kräftig unser Herz für die Menschheit schlage.

So soll der Umkreis unseres Lebens ausschließlich aus einer nahe auf einander folgenden Reihe von Strahlen bestehen, die alle ihre Nahrung aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt ziehen. Es ist die Anwendung jener schönen Lehre Goethe's:

> Willst du ins Unendliche schreiten,
> Geh' ins Endliche nach allen Seiten.

Das Besondere ist die Schule des Allgemeinen; individuelle Entwicklung, ehrliche Beherzigung individueller Interessen die erste Bedingung unsrer Arbeit für die Entwicklung des socialen Lebens; Liebe zu unsrer nächsten Umgebung die Lehrschule unsrer Liebe zur Menschheit; zarte Sorge für unser häusliches Leben der nothwendige Durchgangspunkt der die Geschicke der ganzen menschlichen Gesellschaft auf dem Herzen tragenden Sorge.

Bedingung, Uebungsschule, Durchgangspunkt; bei diesen Worten muß ich die Aufmerksamkeit festhalten. Darf das Individuelle und Besondere niemals verwahrlost werden, so soll es doch eben so wenig unser Endzweck sein, was doch so oft der Fall ist. Mit sonderbarer Härte verstehen es manche Leute alle ihre Liebe und Theilnahme auf den kleinen Kreis, auf die kleine Stadt oder höchstens auf das kleine Land das sie bewohnen, zu beschränken. Eine scharfe Grenzlinie ziehen sie zwischen Freunden und Fremden. Nur eine immer in gewissem Sinne zufällige Blutsverwandtschaft ist im Stande ihre besten Gefühle hervorzurufen. Wo diese Verwandtschaft fehlt, bleibt ihr Herz kalt. Ein trauriger Particularismus beherrscht Viele. Es ist gerade, als gäbe es außerhalb ihres Lebenskreises nichts, das ihres Interesses und ihrer Liebe werth wäre. Bei solchem Particularismus ist wahre Moralität unmöglich. Noch einmal: keine Menschenliebe ohne Liebe für das Individuum, allein Liebe für das Individuum ohne die umfassendste Menschenliebe ist ihres schönen Namens unwerth, und erhebt sich kaum über den Instinct den wir bei gewissen Thieren in so auffallendem Maße wahrnehmen. In unserm Vater-

lande namentlich thut es Noth, gegen diesen Particularismus auf der Hut zu sein. Unser Sinn für Häuslichkeit ist berühmt. Verwandtschaftsverhältnisse werden mit lobenswerther Gewissenhaftigkeit respectirt. In allen Ständen der Gesellschaft lebt das Bewußtsein, man sei allen in irgend einem Grade der Blutsverwandtschaft zu uns Stehenden besondere Verpflichtungen schuldig. Das sind unsre Tugenden. Der damit zusammenhängende Fehler aber ist eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit in Bezug auf das, was uns nicht unmittelbar zu betreffen scheint. Schon den großen europäischen Interessen gegenüber verhalten wir uns lau. Ja sogar die allgemeinen socialen Fragen über das was innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes vorfällt, fesseln unsre Aufmerksamkeit in geringem Maße. Noch schlimmer. Vielen geht der Begriff dessen was Landsmannschaft sei, gänzlich ab. Es gibt Protestanten, die einen Katholiken am Liebsten sich selber überlassen und höchst ungerne Dienste, seien es auch salarirte, von einem Solchen empfangen; es gibt kunstliebende, ja — lache nicht — Menschen liebende Genossenschaften, zu denen ein Jude keinen Zutritt hat.

Unser Gemeingefühl also die wahre Quelle unsrer Moralität! Es muß uns immer mehr zum Bewußtsein kommen, daß nur die menschliche Gesellschaft etwas der Mühe Lohnendes zu Stande bringen könne; an ihrer Blüthe und Größe haben wir Alle Theil, dann aber sollen wir auch Alle uns ihr zum Opfer bringen. Das sociale Leben erringt seine Siege auf religiösem, moralischem, wissenschaftlichem, industriellem, ästhetischem, auf jedem Gebiet wo menschliche Kräfte sich regen. Laßt uns bescheiden in ihrem Heere dienen. Außerhalb ihres Gebietes giebt es keine Größe für den Menschen. Persönliche Berühmtheit ist ein Spielzeug für Kinder. Unsre wahren Verdienste sind alle anonym. Jeder für sich wird es niemals weiter bringen können, als man es bereits vor Hunderten und Tausenden von Jahren gebracht. Keinen religiösen Reformator gibt es, der sich mit Cakya-Mouni messen dürfte. Keinen Sittenlehrer, der an Tragweite des Blickes und Wärme der Sprache den Mann von Tarsus überträfe. Keinen Diener der Wissenschaft, dessen Name den des Aristoteles verdunkelte. Keinen Dichter, der sich über Homer erheben wird. Doch das sociale Leben von Heute steht höher als das sociale Leben von Gestern und wird Morgen wieder höher ste-

hen, gerade weil es immer mehr das Leben der Menschheit wird; weil die alten Scheidewände hinfallen; weil der Begriff der Menschheit mit jedem Tage mehr aufhört blos ein Begriff zu sein, und seiner vollkommnen Realisirung entgegen geht; weil die Zeit nicht mehr ferne sein kann, wo Niemand mehr nur sich selbst, seiner Familie oder seinem Volke lebt, sondern wo Alle zuletzt Allen angehören werden; in einem Worte, weil unsre Größen nicht länger selbstständig neben einander, sondern in stets engerem Zusammenhang mit einander stehen, d. h. einen Organismus bilden, worin Alles zu seinem Rechte kommt und nichts Wesentliches verloren geht.

VII.

Daß Thätigkeit für diesen Organismus des socialen Lebens mehr sei, als eine schwebende, weder zu greifende, noch festzuhaltende Idee, das wird Allen einleuchten, sobald ich hinzufüge, daß das sociale Leben seinen Spiegel sowohl als seinen Hebel in der öffentlichen Meinung findet. Vorurtheilsfreie Beurtheiler werden mir zugeben, daß die öffentliche Meinung keineswegs ein in der Luft schwebendes Wesen sei, oder ein solches, das, wenn schon auf Erden weilend, einem Chamäleon gleiche, auf dessen zufällige Farbe nicht zu rechnen. Die öffentliche Meinung hat allerdings etwas Wetterwendisches, doch eben so etwas Bleibendes. Sie gleicht einem Baume, mit festem, in fortwährendem Wachsen begriffenen Stamme, und mit beweglichen, immer wieder abfallenden Blättern. Die Kraft, den Werth, den ernsten Karakter der öffentlichen Meinung zu erkennen und zu fassen, dazu bedarf es mehr als eines Lebens in den Tag hinein; dazu ist es durchaus nothwendig, daß wir die Geschichte im Großen betrachten und ganze von einander getrennte Perioden mit einander vergleichen lernen. Dann erkennt man ihr Entstehen, ihre Blüthe, ihre Bedeutung. Dann gelangt man zu dem Schlusse, die öffentliche Meinung sei in ihrem Wesen nichts Geringeres als der Ausdruck der von einem Volke in einem gegebenen Moment erreichten geistigen Entwicklungshöhe. So wie ein Sprichwort die allgemeine Erfahrung eines Volkes zurückgibt, so ist die öffentliche Meinung der Spiegel unseres geistigen Lebens in seinem ganzen Umfange. Das Bestehen einer öffentlichen Meinung ist das untrügliche Merk-

mal des Bestehens eines socialen Lebens. Sie beherrscht sogar das Staatsgesetz, die öffentliche Moralität, den Gehalt der Erzeugnisse von Kunst und Wissenschaft, die an Handel und Industrie gestellten Forderungen. Sie ist bestimmt, zu stets allgemeinerer Geltung zu gelangen, und mit dem Umfange ihres Einflusses steigt auch ihre Richtigkeit. Die öffentliche Meinung eines Dorfes kann sich in Hinsicht auf Unfehlbarkeit gewiß nicht mit der öffentlichen Meinung von Europa messen. Zwischen ihr und dem größeren oder kleineren Kreis von Personen, der sie bildet, findet eine Wechselwirkung statt. Sie bildet nämlich ihrerseits diejenigen, von denen sie gebildet wurde.

Besonders dieser Wechselwirkung wegen, darf die öffentliche Meinung das Ziel der individuellen Thätigkeit Aller sein. Denn sie ist nicht nur der Spiegel, sondern auch der Hebel des socialen Lebens. Erst dann hat dieser Fortschritt eine beträchtliche Höhe der Entwicklung erreicht, wenn die öffentliche Meinung bereits im Stande ist, diese Entwicklung treu wiederzugeben. Und auch umgekehrt, erst wenn gewisse Ideen und Gesinnungen in die öffentliche Meinung aufgenommen worden sind, dürfen sie als wesentliche Verbesserungen des geistigen Kapitals betrachtet werden, können mithin Zinsen abwerfen und für die Zukunft günstig wirken.

Eine sich über die ganze bewohnte Welt erstreckende öffentliche Meinung, die so kräftig und festgewurzelt ist, daß sie alles nicht Gute, nicht Wahre, nicht Schöne unmöglich macht, und dafür alles im höchsten Sinn Wahre, Schöne und Gute mit unwiderstehlicher Macht ins Dasein ruft, siehe da, kurz gefaßt, das Ziel, an dessen Verwirklichung wir Alle mit e r h a b e n e r G e d u l d arbeiten sollen.

Am Bau dieses Ideals sind wir Alle thätig, allein weder Alle in gleicher Weise, noch Alle auf einem in gleichem Maße umfassenden Arbeitsfeld. Einigen wird es verliehen diesen Bau von mehr als einer Seite zu befördern, während Andern unscheinbarere, doch darum nicht minder wichtige Dienste anvertraut sind. Tausende, von denen Jeder für sich in sehr bescheidenem und stillem Kreise nach seinem Gewissen und seiner innern Ueberzeugung lebt und handelt, sind zusammen mehr als ihnen jemals bewußt wird, von unnennbar großem Einfluß. Von Niemand darf gesagt oder vermuthet werden, es sei für die öffentliche Meinung einerlei, wer er sei in

seinen Grundsätzen und in seinem Leben. Jeder Einzelne soll sich in dieser Hinsicht verantwortlich fühlen. Dieses darf ohne Uebertreibung behauptet werden. Nicht so, als ob jeder Einzelne zur öffentlichen Meinung, in ihrer größten Allgemeinheit genommen, in unmittelbarer Beziehung stände. Wer dürfte eine so ungereimte Behauptung aufstellen? Unwiderlegbar aber ist, daß jeder Einzelne einem gewissen Kreis von Personen angehört, die zusammen eine gewisse öffentliche Meinung bilden; solch ein Kreis bildet mit andern Kreisen wieder einen größern Kreis; von diesem gilt wieder dasselbe, und so ist der Einfluß Vieler zwar oft unmerkbar und verborgen, darum aber nicht minder wesentlich und wirkungsreich.

Eben so fest aber steht, daß jene prophetischen Karaktere, die der öffentlichen Meinung dienen dadurch, daß sie dieselbe bestreiten, die ihr eine neue Entwicklung geben dadurch, daß sie ihr die empfindlichsten Wunden schlagen, für die öffentliche Meinung vom größten Werthe sind. Ich nenne sie deßhalb prophetisch, weil es ihnen verliehen ist, trotz des Zustandes in welchem die öffentliche Meinung sich in einem gegebenen Momente befindet, die Zukunft, der sie unvermeidlich entgegen geht, zu erkennen, wenngleich diese Zukunft dem Heute oft scheinbar gerade entgegengesetzt ist. Es sind dieß die revolutionären Geister, deren Irrungen zahlreich, deren Fehler zuweilen verhängnißvoll, deren Dasein und Wirken aber nichts destoweniger ein unschätzbarer Segen ist.

Ich erwähne dieses hauptsächlich aus dem Grunde um mich gegen den Schein zu verwahren, als nähme ich irgendwie jene verächtliche, so vielfach mit der öffentlichen Meinung getriebene Abgötterei in Schutz, derzufolge heilige Grundsätze leichtfertig hingeopfert werden. Diese Abgötterei entspringt lediglich der Selbstsucht, und hat nichts zu schaffen mit dem Trieb, die öffentliche Meinung fortwährend zu heben. Nein, ich wiederhole es, die öffentliche Meinung, ihr Werden und Wachsen, soll das Ziel des persönlichen Lebens und Strebens Aller sein, doch so wie das Kunstwerk das Ziel des Künstlers ist. Nicht ihr soll die Menschheit, sie soll der Menschheit dienen, und zwar in dem Sinne, daß sie das von der Menschheit entworfene Ideal verwirkliche. Ja, muß man ihr auch zu Zeiten, wo es ihr an Lenksamkeit gebricht, in das Angesicht schlagen, man bebe nicht

zurück, und sollte man das Opfer seines kühnen Beginnens werden. Glücklich derjenige, der ein solches Opfer sein darf! Es läßt sich kaum berechnen, wie viel unter solchen Umständen ein Mann für die öffentliche Meinung thun kann. Sein Tod wird das Leben der Menschheit, sein Untergang ihr Sieg. Doch eine sehr wichtige Bedingung muß dabei erfüllt werden. Widersetzen wir uns der öffentlichen Meinung in der Absicht uns ihr bleibend entgegen zu stellen, damit wir die Rolle des Sonderlings spielen, so ist unser Streben, werde es von einer noch so kräftigen Persönlichkeit getragen, zur Unfruchtbarkeit verdammt. Widersetzen wir uns ihr dagegen zeitlich in der aufrichtigen Absicht das, was ihr jetzt den Tod zu bringen scheint, solle dereinst ihr Leben werden, so gehören wir in der Regel zu den Wohlthätern der Menschheit, zu den erlösenden Mächten, deren Name in größerem oder kleinerem Kreise lange gesegnet bleiben wird.

So darf das Gefühl unsrer Gemeinschaft mit Allen uns niemals verlassen. Auch wo der Mensch allein steht mit seinen Ueberzeugungen, soll doch das Bewußtsein, daß er nicht für sich stehe, ihn leiten. Der Besitz einer kräftigen Persönlichkeit erscheine ihm nur deßwegen wünschenswerth, damit er jenem untheilbaren Ganzen, in dem er ausschließlich den Grund seines Daseins findet, von desto umfassenderem Nutzen werden könne. Keiner scheue den Namen eines Revolutionären, sobald sein Gewissen, d. h. seine innerste, auf moralischen Gründen sich stützende Ueberzeugung ihm sagt, daß er es sei, in der Absicht, zu erhalten. Grundsätzlich und unter jeder Bedingung anti-revolutionär zu sein, ist im Hinblick auf den Entwicklungsgang der Menschheit, der allersonderbarste Standpunkt. Es ist nicht anders, als wie wenn der mit Herz und Seele der „conservativen" Heilkunde ergebene Wundarzt sich selbst eidlich versprochen hätte, niemals eine Amputation oder Incision wagen zu wollen.

Ist die schönste und allseitige Entwicklung der öffentlichen Meinung das letzte Ziel aller unsrer Bestrebungen, so giebt es allerdings viel, das geeignet wäre uns den Muth zu benehmen. Wie unvollkommen und wie machtlos ist die öffentliche Meinung nicht noch in vieler Hinsicht. Gar oft wäre man genöthigt ihr Dasein

überhaupt in Zweifel zu ziehen, noch öfter sie ihrer Oberflächlichkeit halber zu verachten.

Dergleichen Urtheile aber finden in einer einsichtsvollen Betrachtung der Geschichte keine Stütze. Die öffentliche Meinung hat nicht nur fortwährend an lebendiger und allgemeiner Theilnahme, an unbeschriebener Katholicität und Kraft zugenommen, sondern auch schon große Dinge zu Stande gebracht, auf die sie als auf ihre Siegeszeichen weisen darf. Wie viele Sünden und Mißbräuche der Vergangenheit hat sie nicht schon für die Zukunft unmöglich gemacht. Ihr innerer Werth ist in stetem Wachsen. Sie steht höher als vor einem Jahrhundert, und kaum giebt es einen Zeitpunkt in der Geschichte, von dem nicht die gleiche Behauptung gelten dürfte. Sie bewegt sich in fortwährend aufsteigender Linie. Sie zieht immer neue Gebiete in den Umkreis ihrer Herrschaft. Auf dem Gebiet der Moralität, wenigstens auf einzelnen Punkten dieses Gebietes und in einigen Ländern ist schon jetzt ihr Einfluß entscheidend. Daran läßt sich erkennen, wie siegreich und allmächtig sie das Scepter schwingt, dort wo sie wirklich herrscht. Was sie jetzt ist, hinsichtlich einzelner moralischer Ideen, namentlich der Heuchelei (dem Tartüffismus), einem Leben in öffentlichen Aergernissen oder der religiösen Intoleranz gegenüber; was sie jetzt ist, hinsichtlich gewisser politischer Ideen, wie der Gleichheit Aller vor dem Gesetz, oder der Unentbehrlichkeit der constitutionellen Regierungsform, das wird sie dereinst auf jedem Gebiet der denkenden, fühlenden oder handelnden Menschheit werden müssen. Nur laßt uns, namentlich im Hinblick auf diese Zukunft, nicht vergessen, daß Geduld die höchste Genialität ist.

VIII.

Auf zwei Grundsätze wollten wir die Aufmerksamkeit hinlenken. Der Uebergang von dem einen auf den andern ist bereits gemacht worden. Die Quelle der persönlichen Thätigkeit jedes Einzelnen ist Liebe zum Ganzen; dieses Ganze ist das sociale Leben. Nun soll aber auch dieses sociale Leben ein Ganzes sein. Es ist dies enthalten in der Forderung, die wir an die öffentliche Meinung als an den Spiegel und Hebel des Fortschrittes des socialen Lebens stellten.

Daß aber das sociale Leben eine Einheit werde, dazu ist erste

Bedingung das Aufheben der Trennung zwischen geweihtem und profanem Gebiet. Die Aufgabe der menschlichen Gesellschaft muß in ihrem Ganzen als eine durchaus heilige betrachtet werden. Dem Geist Gottes in der Menschheit, dessen Organ sie darstellt, soll sie die Möglichkeit darbieten, sich in all seiner Fülle, in allerlei Formen zu offenbaren. Das Wahre, das Schöne und das Gute sind meistens nur verschiedene Namen für dieselbe Sache. Was diese Dreieinheit befördert, ist Religion im besten Sinne des Wortes. Beschränkt und schon deßwegen fatal ist der allgemein angenommene Gegensatz zwischen dem Menschen als socialem und dem Menschen als religiösem Wesen; und zwar wird dieser Gegensatz wie um die Wette von Frommen und Nichtfrommen im Dasein erhalten.

Ich fange mit dem Irrthum der Letzteren an. Außerhalb des kirchlichen Lebens scheinen auch sie keine Religion zu kennen. Das Kirchliche zieht sie nicht an, und nun hat die Religion eben so wenig Reiz für sie. Religiös zu sein, ist auch ihnen so ziemlich gleichlaufend mit gewissenhafter Beobachtung religiöser Pflichten. Es gibt unter denen die so denken, Viele, deren Leben eine anhaltende, aus wahrer Herzenshingabe an sehr edle Interessen hervorgehende Pflichterfüllung ist, die aber nichtsdestoweniger für Atheisten und Materialisten gelten, und — was das Sonderbarste — die sich diese Namen wohlgefallen lassen. Ich weiß nicht ob der Heiland, weilte er noch in unsrer Mitte, nicht zuweilen zu den Kirchlichen sprechen würde: Viele Atheisten und Materialisten werden vor euch in das Himmelreich eingehen. So viel ist gewiß, vergleicht man sogenannt Gläubige mit sogenannt Ungläubigen, hinsichtlich der Liebenswürdigkeit des Karakters, der Weitherzigkeit, des bescheidenen Ernstes, der Hingabe an eine Pflicht, so dürfte die Vergleichung nicht gerade immer zum Vortheil der Ersteren gerathen. Doch es ist ja wahr: auf diese Tugenden kommt es weniger an, als auf den Besitz eines kirchlichen Glaubens.

Kirchlichkeit und Frömmigkeit werden beständig mit einander verwechselt. Was innerhalb des kirchlichen Gebietes liegt, gilt als rein, was davon ausgeschlossen bleibt, entweder als unrein, oder als gleichgültig und alltäglich. So wird das Leben in drei große Abtheilungen gespalten. Die Ueberschrift der ersten dieser Abtheilungen lautet

Gut; die der zweiten Verkehrt; die der dritten weder Gut noch Verkehrt; und diese dritte Abtheilung ist ziemlich umfassend. Die Sittenlehre bleibt dabei trauriges Stückwerk, und kann so niemals aus einem allgemeinen Princip abgeleitet werden.

Ein höchst einseitiger Spiritualismus ist Schuld daran. Vom Menschen wird angenommen, er besitze eine Seele, deren wesentliche Interessen von den irdischen Dingen gesondert seien, indem, kraft der Unsterblichkeit der Seele, auch ihre Interessen ausschließlich vom Standpunkt der Ewigkeit zu betrachten seien. Was diese ewigen Interessen befördern könne, sei gut und fromm, was diesen Interessen entgegen wirke, sei schlecht; und alles Uebrige kommt dann in das weite Gebiet der adiaphora, wovon man eigentlich nicht recht weiß, was damit anzufangen. Bildung im umfassendsten Sinne, Wissenschaft und Kunst sind Dinge, denen gegenüber der Fromme sich am Liebsten stellt, als wären sie nicht da. Es fehlt ihm durchaus an einem Princip, das ihm für das Profane eine bestimmte Richtung zu zeigen vermöchte, oder das ihn in Stand setzte, reformatorisch darauf zu wirken.

Das Maß der Achtung, welches der Fromme den verschiedenen Dingen dieser Erde zu widmen pflegt, läßt sich genau bestimmen, wenn man untersucht, welche Dinge es sind, die er mit dem Gedanken an Gott in Verbindung zu bringen sich getraut. In Betreff aller kirchlichen Dinge hat er diesen Muth sogleich, ohne im Geringsten zu zaudern. Er findet es natürlich, Gott Dank zu sagen für einen guten Prediger; hingegen Gott zu danken für einen vortrefflichen Lehrer der Chemie, das fällt ihm nicht ein. Ungern würde er einer Religionsübung beiwohnen, ohne vorher den Höchsten um seinen Segen gebeten zu haben. Doch wird er sich keineswegs zu diesem Acte verpflichtet fühlen, wenn er sich zum Besuch einer berühmten Gemäldegallerie anschickt. Den Leib mit warmer Speise zu erhalten, ohne vorher eine Weile die Hände gefaltet und die Augen geschlossen zu haben, das wäre freilich ein heidnisches und gottloses Beginnen. Zu essen ohne zu beten und zu danken, wäre ein Greuel, gegen den sogar unsre jungen Kinder nicht früh und eifrig genug gewarnt werden können. Ein Septuor von Beethoven aber darf füglich angehört, und ein Apollo von Belvedere sehr wohl betrachtet

werden, ohne daß man sogleich daran zu denken braucht Gott unsre Erkenntlichkeit für den seltenen, uns zu Theil gewordenen Genuß zu bezeugen. Gott gibt freilich Speisen und Getränke; einen Septuor aber und einen Apollo gibt er natürlich nicht. Was wäre angemessener als Gott zu loben dafür, daß er uns die „Apostelgeschichte" gegeben? Hingegen im Besitze der Ilias oder des Shakespeareschen Macbeth einen Beweis von Gottes Liebe zu sehen, wie sonderbar wäre das nicht? Das Besuchen eines Museums, das Hören eines Septuor, das Lesen des Shakespeare ist nun zwar nicht gerade eine Sünde. O nein! Das Alles aber ist für den Frommen Nebensache, Zuthat und macht den Anhang zum Leben aus, das an und für sich in kirchlicher Frömmigkeit und Treue für den täglichen Beruf gänzlich aufgeht. Und wer mehr bestimmt die Religion vertritt, der darf auch nicht nur so das Herz an jedem Kunstgenuß erlaben.

Derartige Willkür, eine Folge des semitischen Ursprungs unsres religiösen Lebens, muß ein Ende nehmen, sobald die Trennung zwischen dem Geweihten und dem Profanen hinwegfällt. Das Princip, ich wiederhole es, wodurch wir zu dieser Befreiung kommen, ist die Ueberzeugung, daß nur durch den Organismus aller materiellen und geistigen Kräfte der Menschheit, das Ideal der Menschheit verwirklicht werden könne. Bei dieser Ueberzeugung kann der Maßstab zur sittlichen Beurtheilung jeder Aeußerung einzig in der Frage beruhen, ob solche direct oder indirect zur Verwirklichung dieses Ideals mitwirke; eine Frage, worauf das Studium der Geschichte und das Zeugniß eines eben dadurch geschärften moralischen Gefühls die Antwort gibt.

Eine freie Kirche, eine freie Kunst, eine freie Wissenschaft, eine freie Industrie in einem freien socialen Leben, siehe da die Losung, kraft welcher die moderne Richtung guten Muthes vorwärts strebt, aller Einseitigkeit und Beschränktheit abgewandt, und beseelt von Liebe für dieses gegenwärtige Dasein und diese gegenwärtige Erde, in sofern sie darin die Werkstätte jenes göttlichen Geistes erblickt, der unser Geschlecht einer immer höheren Entwicklung entgegen führt, einer Entwicklung, die einen an sich zwar kleinen, doch darum nicht weniger unentbehrlichen Bestandtheil jenes unerschöpflichen, im ganzen Universum sich offenbarenden Lebens bildet. Nur das Allge-

meinste was er sich denken kann, ist im Stande dem denkenden Menschen ein bleibendes Interesse einzuflößen. Wenn das Leben beschnitten wird, so daß nicht alle menschlichen Kräfte in gleichem Maße darin zu ihrem Rechte kommen dürfen, wenn im Namen einer Abstraction die man Seele nennt, ein beträchtlicher Theil des menschlichen Strebens als Eitelkeit und Jammer dargestellt und verdammt werden muß, so liegt das: „lasset uns essen und trinken" vor der Thüre, so sind Zerstreuung und Betäubung die einzigen Schutzengel, in deren Arme es uns hin und wieder gelingen mag, das Räthsel des Lebens zu vergessen. In Folge einer einseitigen Auffassung der Religion, wird die Religion selbst unmöglich gemacht. Wer kann einen Gott lieben und anbeten, der uns verurtheilt, kleinliche Anachoreten zu werden, wollen wir nicht unsre ewige Bestimmung verscherzen. In Folge einer einseitigen Auffassung des gesellschaftlichen Lebens, wird dieses Leben selbst nur zur Last. Wer könnte mit anhaltender Lust und Liebe an einem Ziele arbeiten, das einfach eine lästige Ablenkung der Gedanken wäre von einer viel schöneren Aufgabe, der wir eigentlich all unsre Kräfte zu widmen berufen seien?

Ist die Aufgabe des socialen Lebens ein Ganzes, heilig in ihrem ganzen Umfange, so ist auch jede Thätigkeit, die in einem gegebenen Punkte die Erfüllung dieser Aufgabe bezweckt, schon dadurch heilig, ohne noch obendrein einer Art kirchlicher Weihe zu bedürfen; ohne noch nöthig zu haben, sich zur Religion im engeren Sinne in unmittelbare Beziehung zu setzen. Die Ausübung jedes ehrlichen Berufes ist heilig an sich, einerlei was ihr unmittelbarer Zweck sein mag. Der Maurergeselle kann, auch in figürlichem Sinne, gleich hoch stehen, ob er nun an einer Kaserne oder an einer Kirche baue. Dieser Satz findet wenig Einrede, so lange er auf die sogenannt niedrigen Beschäftigungen beschränkt bleibt. Soll aber seine Anwendung sich ebenfalls auf Wissenschaft und Kunst erstrecken, so darf er nicht länger auf die allgemeine Anerkennung rechnen, wenn auch, wir geben es freudig zu, das Widerstreben jetzt weniger stark ist als ehedem.

Die Selbstständigkeit der Wissenschaft und Kunst soll aus eben dem Grunde behauptet werden, weshalb wir früher auf die Nothwendigkeit individueller Entwicklung als erster Bedingung der Ent-

wicklung des socialen Lebens in seinem Ganzen bestanden. Die einfache Wahrheit, daß das Ganze den gleichen Werth hat wie die Summe seiner Theile, braucht hier nur angewandt zu werden, um uns einleuchten zu lassen, daß die Vollkommenheit jedes Theiles, als Theil betrachtet, die beste Bürgschaft für die Vollkommenheit des Ganzen gewähre. Das Ziel wissenschaftlicher Forschung sei also, Wissenschaft zu erhalten in der höchsten Bedeutung des Wortes; das Ziel der Kunst sei das Hervorbringen rein ästhetischer Schönheit. Eine Wissenschaft die erbauen, eine Kunst die dociren oder erziehen will, wird bald vor Dürftigkeit umkommen. Wenn erstere öfter erbaut und letztere nicht selten erzieht, so darf dieß nur unwillkürliche Folge der erhabenen Wirksamkeit Beider sein. Auch dieß ist eine Lehre der Geschichte. Sobald die Wissenschaft bei der Kirche in Dienst treten muß, und eine Spenderin katechetischen Unterrichts wird, ist sie zur Unfruchtbarkeit verdammt, gerade so lange bis wieder ganz unabhängige Männer aufstehen, die sie einzig um ihrer selbst willen pflegen.

Der Lufthauch der Zeit ist dieser Ueberzeugung günstig, was die Wissenschaft betrifft. Sie bedarf nicht mehr vieler anpreisender Worte. Ist sie noch nicht das Eigenthum Aller ohne Ausnahme, so wird sie es doch nach und nach und mit jedem Tage mehr. Das Zeugniß der Realität ist in diesem Punkt zu deutlich, als daß nicht die Kraft des Widerstandes stets mehr daran erlahmen müßte.

Die Kunst hingegen erfreut sich noch bei Weitem nicht desselben Glückes als die Wissenschaft. Im Gegentheil; ihre Unabhängigkeit wird von zwei Mächten, von der Religion und der Philosophie, bedroht, die Beide die Kunst unter ihre Vormundschaft zu bringen sich bemühen. Es mag nicht überflüssig sein, diese Vormundschaft näher zu karakterisiren.

IX.

Zweierlei erregt hier unsre Aufmerksamkeit. Das Interesse für die Kunst nimmt allerdings zu, allein die Freude über diesen Fortschritt wäre eine ungetrübtere, wenn der wahre Zweck und die Bedeutung der Kunst allgemeiner verstanden würde. Vielen soll die Kunst entweder liebliche, und dann namentlich religiöse Empfindungen,

oder philosophische Ideen geben. So wird die Kunst zur Dienerin, weil zur Illustration und Veranschaulichung ergreifender Beschreibungen oder erhabener Gedanken herabgewürdigt. So wird die Kunst zum Widerlichsten wozu sie werden kann, — zur Symbolik.

Ich sage dieß hauptsächlich im Hinblick auf die bildenden Künste, und noch mehr besonders auf die Malerei, weil gerade bei ihren Producten die hier zu bestreitende Tendenz stark hervortritt. Ich nenne sie, der Kürze halber, die symbolische Tendenz und verstehe darunter das Streben Solcher, die an ein Kunstproduct die Forderung stellen, daß es beim Betrachter noch andere Gedanken wecke als solche, die sich in sinnlichen Formen ausdrücken lassen. Diesen zufolge entsteht ein schönes Gemälde etwa in folgender Weise: Man nimmt eine Erzählung aus der geweihten oder profanen Geschichte und verfertigt ein Bild dazu, worauf Alles abgemalt zu schauen ist, was jene Erzählung zu lesen gibt; oder auch, man nimmt eine Idee, wie z. B. Christus, der Tröster aller Unglücklichen; und nun wird eine Schaar Unglücklicher gemalt, mit einem Manne in der Mitte, der so ungefähr aussieht als tröstete er diese Schaar. Und jetzt tönt es von allen Seiten: welch herrliches Gemälde! Warum aber? Sind die Farben so reich, ist die Zeichnung so richtig, die Composition so vortrefflich? Das verstehen wir nicht, lautet die Antwort; es ist aber eine so herrliche Idee: „Christus, der Tröster aller Unglücklichen.“ Allerdings; ich meinte aber, wir sprächen von einem Gemälde und nicht von einer Idee.

Ein Kunstproduct darf seinen Werth weder der Geschichte noch der Religion oder Philosophie, sondern einzig der Kunst entnehmen. Denn die Kunst hat ihr eignes Gebiet, ihre eigene Sprache. Ihr Gebiet ist ausschließlich das der Form, ihre Sprache besteht nur aus sinnlichen Formen. So wenig ein Buch über ein wissenschaftliches Fach seinen Mangel an wissenschaftlichem Verdienst durch einen schönen Styl zu ersetzen vermag, eben so wenig kann ein Kunstproduct, dessen Hauptverdienst nicht die Form ist, sich durch den erhabenen Gedanken, den es reproduciren will, heben. Es wird höchstens dem Verfertiger dieses Zeugniß ausstellen lassen: er ist erfahren in der Geschichte, in der Philosophie, oder — denn wir beziehen uns hier nur auf bildende Künste — er ist ein Dichter; wir werden aber

sogleich hinzufügen: Schade, daß er nicht Künstler ist. Die Kunst ist, so zu sagen, rein materialistisch. Eine Kunst die sich über die Materie erheben, und z. B. eine christliche Kunst heißen will, ist ein Unding. In der Schönheit, d. h. in der Harmonie der Formen die sie ins Dasein ruft, darin allein hat sie ihre sogenannt höhere Weihe zu suchen. Darum muß ich mit ästhetischem Sinne und einem geübten Auge im Stande sein, jedes Product der bildenden Kunst zu schätzen, auch wenn es mir an wissenschaftlicher Kenntniß oder philosophischen Gedanken fehlt. Auf dieser Forderung bestehe ich, sogar historischen Gemälden gegenüber. Ich werde sie mit erhöhtem Genuß betrachten, wenn ich nicht als Unwissender davor stehe, weil in diesem Falle nicht nur der Künstler in mir genießt, sondern eben so z. B. der sich an der Richtigkeit der Trachten und dergleichen Einzelnheiten erfreuende Geschichtskundige. Für den mir von dem Gemälde zu verschaffenden eigentlichen Kunstgenuß aber, muß das größere oder geringere Maß meiner geschichtlichen Kenntniß vollkommen gleichgültig sein.

Dieses klar zu machen, will ich die Aufmerksamkeit in einigen Worten auf die Grundlagen der Kunst hinlenken.

Es ist sonnenklar, daß es keine Kunst gäbe, wenn es kein Schönheitsgefühl gäbe. Aus dem Karakter unsres Schönheitsgefühls dürfen wir also die Aufgabe der Kunst herleiten. Ursprünglich ist unser Schönheitsgefühl einfach die Fähigkeit, lediglich durch den Anblick einer Form, getrennt von allen andern Umständen, eine angenehme oder unangenehme Empfindung zu erhalten. Der Schrecken der sich des kleinen Kindes bemächtigt, wenn es Jemand in sonderbarem Aufzug eintreten sieht, oder das um seine kleinen Lippen spielende Lächeln, sobald es ein bekanntes Gesicht in bestimmten Falten vor sich sieht, zeugt vom ersten Erwachen des Schönheitsgefühles. Denn Niemand hat dem Kinde noch sagen können, daß ein Zusammenhang zwischen jenem sonderbaren Aufzug und etwas Schrecklichem oder zwischen jenen Gesichtszügen und etwas Angenehmem und Fröhlichem bestehe. Das Empfinden dieses Zusammenhangs ist im Anfange nur noch Instinct, und fehlt mithin auch manchen Thieren nicht ganz. Je nachdem nun das Schönheitsgefühl sich entwickelt, nimmt auch das Instinctmäßige dieses Empfindens ab, um dem klaren Bewußt-

sein Raum zu lassen, daß, kraft eines Associationsvermögens unsres Geistes, gewisse angenehme oder unangenehme Empfindungen mit gewissen Formen unzertrennlich verbunden seien. Diese Empfindungen sind entweder höchst allgemeiner Art, oder mehr bestimmt, und lassen sich in diesem Falle auch genauer umschreiben.

Beruht das Wesen unsres Schönheitsgefühls im Bewußtsein dieses Zusammenhangs, so kann die Aufgabe der Kunst keine andere sein, als eben die Formen hervorzubringen, die von selbst einen angenehmen Eindruck gewähren. Und diese Aufgabe zu erfüllen, wird ihre große Pflicht sein, 1) zu untersuchen, welche Empfindungen nicht willkürlich, sondern kraft der die menschliche Natur beherrschenden Gesetze mit dem Wahrnehmen bestimmter Formen zusammenhängen; und 2) welche Empfindungen dem Menschen auf dem höchsten Standpunkt der Entwicklung angenehm seien. Hieraus ergibt sich, daß die Kunst ihr Ideal dann erreicht haben wird, wenn sie ausschließlich vermittelst ihrer eignen sinnlichen Formen bei dem entwickelten Menschen eben die angenehmen Eindrücke hervorruft, die für ihn wirklich mit dem Anschauen jener Formen zusammenhängen.

Ein Beispiel möge diese abstracten Bestimmungen erläutern. Ich führe Jemand vor das Bildniß seiner Mutter. Es sei häßlich gemalt, die Haltung steif, die Farben hart, die Aehnlichkeit aber ziemlich getroffen. Ich bin gespannt zu sehen, welchen Eindruck es auf ihn machen werde. Meine Neugierde bleibt nicht lange unbefriedigt. Er ist entzückt. Himmelhoch erhebt er die Kunst, die uns doch so herrliche Dienste leiste.

Mein Urtheil über den Mann steht natürlich fest. Sein Entzücken zeugt von seiner kindlichen Liebe; von seinem Schönheitsgefühl, von seinem Kunstsinn aber zeugt es nicht. Sonst müßten ihm ja die Formen, die er hier vor sich sieht, eine unangenehme Empfindung erregen, oder seit wann bringt Steifheit einen angenehmen Eindruck hervor? Würde er, falls ich ihm dieses mein Urtheil über seinen Schönheitssinn mittheilte, sich beleidigt wähnen, und behaupten, es fehle ihm keineswegs an Kunstsinn, indem ja die sinnlichen Kunstformen ihm hier die angenehme Empfindung gewähren, womit man seine Mutter zu sehen pflege, so würde ich ihm in aller Bescheidenheit entgegnen: nicht einzig den Formen dieses Bildnisses, sondern

hauptsächlich dem Wissen, daß es deine Mutter vorstelle, verdankst du diesen angenehmen Eindruck: mir fehlte dieses Wissen, und ich kehrte dem Bildniß den Rücken zu.

Diese Vergleichung gibt uns einen Prüfstein an die Hand, vermöge dessen der Werth eines Kunstwerkes beurtheilt werden kann. Die Frage bleibt immer die: Was zieht uns an, das Kunstwerk oder der Gegenstand den es vorstellt? Zu gleicher Zeit aber kann unsre Vergleichung dazu dienen, anzuzeigen, weßhalb wir die Selbstständigkeit der Kunst in dieser Weise behaupten. Leuchtet nun nicht ein, daß die Kunst, wenn sie nicht um ihrer selbst willen geliebt wird, alle Bedeutung, alles Recht des Daseins sogleich verliert? Kehren wir zu unserm Beispiele zurück. War die Kunst dir lieb, weil sie dich an deine Mutter erinnerte, nun, so wirst du ja nichts dagegen einwenden können, wenn ich an die Stelle der Kunst ein anderes Mittel treten lasse, so lange ich nur Sorge trage, daß derselbe Eindruck, in welcher Weise auch, bei dir entstehe. Wir haben diese Bemerkung einfach auf das so eben von mir berührte Problem anzuwenden. Ich rufe mir vor den Geist das große Werk Lessings: Luther die päbstliche Bulle verbrennend. Macht nun dieses Gemälde auf mich allein deßwegen Eindruck, weil es mir das Bild des großen Reformators aufs neue kräftig vorführt, so hätte ja der Maler sich Mühe und Kosten ersparen können, da eine gut geschriebene Geschichte der kirchlichen Revolution des sechszehnten Jahrhunderts ganz dieselbe Wirkung bei mir hervorgebracht hätte. In welchem Falle wird denn dieses historische Gemälde Kunstwerth haben? Im folgenden Falle. Gesetzt, ich wüßte nichts von Luther; von einem Pabste hätte ich niemals vernommen; zwischen einer päbstlichen und einer gewöhnlichen Bulle entginge mir der Unterschied; und ich sehe nun ein Gemälde vor mir, correct gezeichnet, lebendig und breit gemalt, das mir einen kräftigen Mann vorstellt, aus dessen Angesicht der gemischte Ausdruck der Freude, des Muthes und des Entsetzens spricht, umringt von einer Gruppe Menschen, deren Züge hier Bewunderung, da einfältiges Staunen, dort Entrüstung verrathen, und mir nun weiter klar wird, daß jener Mann einen Holzstoß anzündet, auf dem ein Papier ausgebreitet liegt, so werde ich einen angenehmen Eindruck erhalten, nicht kraft meiner historischen Kenntniß, son-

dern einzig und allein dadurch, daß ich mich, einfach mit Schönheitsgefühl und einem geübten Auge bewaffnet, der Betrachtung dieses Gemäldes hingegeben habe. Denn dieses Gemälde, und das allein wird mir geben, nicht: „Luther kräftig wider Rom protestirend", — das kann ich schon in einem Buche finden, — sondern eine Empfindung der Erschütterung und Seelenerhebung, dem Gefühle nicht unähnlich, das sich des Menschen zu bemeistern pflegt bei der Vermuthung, daß etwas Großes und Geheimnißvolles herannahe. Diese Empfindung ließ sich eben in ihrer imposanten Unbestimmtheit, nur durch ein Gemälde hervorrufen, wo nicht nur die menschlichen Gesichtszüge, sondern auch der Ton der Luft und des Lichtes zu ihrem Entstehen mitwirken mußten.

Nicht aus mir selbst, sondern aus den Werken der großen Künstler, meine ich diese Weisheit zu schöpfen. Ich denke z. B. an Titian's Magdalene vor dem Jesuskinde. Aus rein historischem Gesichtspunkt ist diese Darstellung ein chronologischer Verstoß. Magdalene wurde erst der Magdalena-typus, d. h. die reuevolle Sünderin, nachdem Jesus sieben Teufel von ihr ausgetrieben hatte. Magdalena war also entweder eine ganz gleichgültige oder eine sehr unheilige Person während der Kinderjahre Jesu. Hat auch Titian selber diese pfiffige Bemerkung gemacht, so hat er sich glücklicher Weise nicht dadurch stören lassen. Sein Gemälde ist für ihn keine illustrirte Blattseite aus dem Leben Jesu. Magdalena dem Jesuskinde gegenüber, ist ihm einfach eine Schattirung des Schamgefühles, wie es sich der Unschuld eines Kindes gegenüber offenbaren kann. Er zeigt uns eine Frau mit niedergeschlagenen Augen vor einem arglosen Kinde, das seine Umhüllung weggestrampelt hat, auf dem Schooß seiner Mutter. Solche Unschuld kann solche Scham erzeugen. Wenn nun aber derselbe Titian die Ehebrecherin vor Jesus uns vorführt, so sehen wir zwar auch auf ihrem Angesichte die Scham, doch in einer andern Schattirung. Hier, einem erwachsenen Manne mit Ehrfurcht einflößendem Aeußern gegenüber, gesellt sich zu der Scham ein Gefühl der Schüchternheit. Die innere Harmonie ist vollkommen in beiden Gemälden; der Eindruck beider ungetheilt befriedigend, auch wenn meine Bibelkenntniß der eines Hottentotten gleichstünde. Ich habe nur, was meine Augen sahen, auf mich wirken lassen. Bei der Num-

mer im Catalog möchte ich kein anderes Wort als Schüchternheit hinzufügen.

Die bildenden Künste werden niemals ihren Zweck erreichen, wenn sie sich zu Einzelnheiten herablassen wollen. Freude, Schmerz, Hoffnung, Niedergeschlagenheit oder Verzweiflung, Mitleid oder Zorn, dergleichen vermögen sie wiederzugeben, denn nur solche Allgemeinheiten lassen sich in bestimmten Formen ausdrücken, und eignen sich somit dazu, unserm Schönheitsgefühl eine Empfindung mitzutheilen. Indessen, je weniger diese Empfindung zu umschreiben ist, je mehr sie einfach angenehm genannt werden darf, je reiner ist in meiner Schätzung das solche Empfindungen erregende Kunstproduct. Die Kunst gewährt dann das größte Wohlgefühl, wenn es sich zeigt, daß sie gerade die Form getroffen, die ganz unwillkürlich ein Gefühl der Befriedigung verleiht. Jenen natürlichen und nothwendigen Zusammenhang zwischen einer an sich nichts sagenden Form und meinem innern Leben, kann ich nicht entdecken, ohne einer höhern Freude zu genießen, und ich meines Theils finde daher großen Genuß an Kunstproducten, die, von ihrer Form getrennt, aller Bedeutung entbehren. Eine Vase, ein Muster, das Bildniß eines uns völlig Gleichgültigen, Alles was uns nur vermöge seiner Form anzuziehen vermag, und wobei es völlig unmöglich ist, sich etwas zu denken, das ist gewiß nicht die geringste Liebe des in uns lebenden Künstlers.

So hat die klassische Kunst es uns verstehen gelehrt, sie die ihre Wunder verrichtet hatte, ehe man je von philosophischer, christlicher, mit einem Worte von symbolischer Kunst vernommen; und wer wagt die Behauptung, die Werke der rein klassischen Kunst seien von den Werken der späteren Zeiten übertroffen worden?

Guizot hat im zweiten Bande seiner Mémoires der symbolischen Kunstrichtung eine Lobrede zu halten gemeint, während er in der That ihr Urtheil gesprochen, als er Ary Scheffer, ihren begabten Repräsentanten „le peintre des âmes" nannte. Als hätte ein Maler sich um meine Seele zu kümmern. Daß er nur für meine Augen sorge; diese werden zu ihrer Zeit schon meiner Seele etwas sagen.

Man könnte dahin kommen zu wünschen, unsere Künstler hätten keinen einzigen sogenannten Gedanken mehr, damit wir doch endlich erlöst würden von jener tiefsinnigen Symbolik, die der Farben

und Umrisse vortrefflich entbehren kann, und mit ihrem spiritualistischen Pinsel — o der herrlich belohnten Mühe! — es eben so weit bringt wie ein Autor mit seiner Novelle oder mit seiner Predigt. Es läßt sich auch mit ihren Producten immerfort die Probe davon machen. Werden sie schön und in sehr großen Umrissen beschrieben, so machen sie genau denselben Eindruck, den ihre Anschauung hervorbringt. Damit sind sie gerichtet.

Scheffer — es sei mit aller Ehrfurcht vor seinen wesentlichen Verdiensten gesagt, die weit über mein Lob erhaben — Scheffer hat vielleicht die äußerste Grenze dieser symbolischen Kunstrichtung in seinem Augustinus und Monica erreicht. Ist dem Betrachter ein gewisses Blatt aus den Bekenntnissen des genannten Kirchenvaters bekannt, so kann er wenigstens wissen, was dieses Bildchen vorstellt, und vielleicht wird ihn ein Gefühl der Verwunderung anwandeln, das ihn ausrufen läßt: Wirklich, saßen sie so da, wie hat der Maler es so genau gewußt! Kennt der Betrachter dagegen jenes Blatt nicht, was soll er dann anfangen mit jenen zwei hageren Figuren, einem Mann und einer Frau, auf zwei Stühlchen neben einander sitzend, das Auge schwärmerisch gen Himmel gerichtet, todesbleich, während zwei vollkommen parallel laufende Linien das Gemälde in schräger Richtung schneiden *). Sonderbar, hölzern, steif! wird er zwischen den Zähnen murmeln, so lange bis ein Anbeter der symbolischen Kunst ihm ins Ohr donnert: daß dies die Stimmung einer Mutter vorstelle, die nach vielen Gebeten ihren Sohn wiedergefunden; und dazu noch die Sehnsucht nach dem Himmel: das Stücklein Meer im Hintergrund bedeute die Unendlichkeit.

Hat denn Rembrandt seinen Bürgermeister Six, Titian seine Lavinia, van Dyck seine Hausfrau, Rubens seine St. Bega, Murillo sein Blumenmädchen, Verboeckhoven sein einsames Eselein umsonst gemalt? Diese hatten mit ihrem Pinsel etwas zu sagen, was sich in keiner andern Weise sagen ließ. Arme Materialisten! „Peintre des âmes" hätte sich auf ihrer Keinen anwenden lassen.

Was nun hier von der Malerkunst gesagt wurde, das gilt von jeder Kunst. Auf musikalischem Gebiet z. B. ist es nicht uninteres-

[1]) Sie werden, wie jedermann bemerkt hat, vermittelst des Armes und Beines des Sohnes und des Kleides der Mutter gebildet.

sant zu bemerken, wie so wenige Stücke der großen Meister eine Ueberschrift oder einen Titel haben und haben könnten. Da rauscht kein „Perlenregen", klingeln keine „Klosterglöcklein," werden keine „Lieder ohne Worte" vernommen, weder bei Haydn, Mozart noch Beethoven. Sehr wenige Ausnahmen abgerechnet, kennt man die Werke dieser Coryphäen nur — an ihren Nummern. Und viel christlicher Geduld bedürfte es, demjenigen gegenüber, der da versuchen wollte uns zu beschreiben, was ein Haydn eigentlich mit dieser oder jener Sonate gemeint.

X.

Bedarf es noch der ausdrücklichen Erwähnung, warum ich mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft wider die von mir so getaufte symbolische Kunstrichtung zu eifern wünsche, als wider eine solche, die jedes Kunstproduct nach seiner philosophischen, moralischen oder religiösen Tendenz beurtheilen will?

Um die Selbstständigkeit der Kunst ist es mir natürlich zu thun. Und daß ich diese gerade hier kurz zu behaupten gesucht, ist nur deswegen, weil mit der in diesem Abschnitt dargelegten Auffassung der Aufgabe des socialen Lebens eine Knechtung der Kunst durchaus unverträglich ist.

Geht doch jene von uns bestrittene Kunstrichtung jederzeit von der Voraussetzung aus, daß Kunstschönheit an sich unheilig sei, und in etwas Anderm, außerhalb der Kunst Liegendem ihre Weihe erst finden müsse. Hier also ist die Trennung zwischen geweihtem und profanem Gebiet in voller Kraft. Eine dem Christen passende Kunst darf eine Magdalena malen, keine Venus, und hieße sie die Victrix; darf geistliche Lieder componiren, keine Oper, und hieße diese Oper Fidelio. Vielleicht müßte sie eine Landschaft abweisen, wo nicht eine Figur zu sehen wäre, Gott auf den Knieen dankend.

Die Trennung zwischen geweiht und profan befördert die Immoralität. Giebt es ja doch ganze Stände der Gesellschaft, die mit der Zustimmung und schweigenden Genehmigung Aller, was sage ich? unter dem Zujauchzen der Menge, sich dem hingeben, was von eben derselben Menge als nicht-heilig betrachtet wird. Daß Jedermann, der Künstler so gut wie der Religionslehrer, an der heiligen Aufgabe des socialen Lebens mitwirken solle, das klingt der großen Mehr-

zahl ungereimt. Es sieht mit der öffentlichen Meinung in dieser Hinsicht noch traurig aus. Sie beruht auf conventionellen, jeder sittlichen Grundlage entbehrenden Begriffen. So fordert sie zum Beispiel, daß ein Prediger der Religion ein rein moralisches Leben führe. Vortrefflich; die öffentliche Meinung kann nicht strenge genug für Lehrer der Religion sein. Allein was soll es bedeuten, daß eben diese öffentliche Meinung zu gleicher Zeit z. B. den Künstlern einen Freibrief auszutheilen scheint, der ihnen vergönnt es mit der Moralität nicht so genau zu nehmen? Die öffentliche Meinung zwingt nun den Prediger der Religion zu sich selbst zu sprechen: ich muß unbescholtenen Betragens sein, denn ich bin Prediger. Warum aber zwingt sie nicht einen Andern zu sich selbst zu sprechen: mein Wandel muß rein sein, denn ich bin ein Priester der Kunst; ich muß mich selbst achten, denn ich diene der Wissenschaft. Ist es wohl schon ausgemacht, wer von diesen Dreien, erfüllten sie Alle gewissenhaft ihre Pflicht, den größten Einfluß übe?

So wird das Leben jedes Einzelnen und die Aufgabe der menschlichen Gesellschaft in der fatalsten Weise zersplittert, und es bleibt fortwährend bei der alten, in mancher Hinsicht unsinnigen Opposition zwischen Welt und Gottesreich. Den Weltlichen ist die Religion weiter nichts als kirchlicher Aberglaube, dem man sicherheitshalber hin und wieder den Hof macht, und den Kirchlichen ist die Welt weiter nichts als Quelle des Erwerbs und der öffentlichen Vergnügungen. Vom socialen Leben hat unsre gewöhnliche Frömmigkeit nicht den geringsten Begriff. Sie ist immer auf der Reise nach der Ewigkeit. Das Schönste von Allem aber ist, daß die Frömmigkeit fortwährend behauptet, die Welt überwunden zu haben, oder sie doch bestimmt noch zu überwinden, während sie ihr in Wirklichkeit ohnmächtig gegenüber steht, zu nichts Anderm im Stande als zu jammern über die um sich greifende Zerstreuungssucht und den alle Stände durchdringenden Materialismus. Ja, vor ihrer aufgeregten Phantasie erheben sich Visionen einer Zukunft, wo die Häuser des Gebetes leer und die Schaubühnen gefüllt sein werden, wo kirchliche Naturverleugnung der Wiederherstellung des Fleisches den Platz geräumt haben wird, und es wird ihr bange zu Muthe. Die Frommen haben der Welt gegenüber so wenig von dem Alles durchdrin-

genden Sauerteig, daß sie vielmehr nach der Weise unsrer jüdischen Brüder, ihre besondere Speise an besonderem Orte zu sich nehmen. Ich rede von jener Frömmigkeit, die in ihrer Absonderung ihre Kraft sucht und ihre Schwachheit verräth; von jener Frömmigkeit deren Lebensregel das: schmecke nicht und rühre nicht an; von jener Frömmigkeit endlich, der es leider! gelungen, der sonderbarsten Bedeutung des Wortes Ernst allgemeinen Eingang zu verschaffen.

Gewiß, Ernst ziemt uns im höchsten Maße. Das Leben kann nicht ernst genug genommen werden. Leichtsinn ist gewiß die gefährlichste Sünde. Ein Ernst jedoch, der hauptsächlich in beständiger Erweiterung der Kluft zwischen geweihtem und profanem Gebiet besteht, ist eine gewiß in den besten Absichten begangene, doch nichtsdestoweniger verhängnißvolle Selbsttäuschung. Für uns ist wahrer Ernst noch etwas Anderes als die Meinung, mit dem Errichten von Sonntagsschulen und Evangelisationslocalen, mit dem Verbreiten von Bibeln und religiösen Schriften sei dem Kommen des Reiches Gottes genug geschehen. Für uns ist Ernst noch etwas Anderes als eine Gottseligkeit, die, anstatt dem apostolischen Wort zufolge, zu „allen Dingen nütze" zu sein, hauptsächlich dahin führt, die Harmonie des gesellschaftlichen Lebens, ja sogar der Familien zu zerstören, und aus ihren Bekennern Sonderlinge zu machen. Kein besonderer Ernst, wohl aber ein gefährliches Unternehmen erscheint es mir, den kräftigen und lebenslustigen Menschen in einen falschen Zustand zu versetzen, in welchem er entweder fortwährend an den schönsten Forderungen der menschlichen Natur Gewalt üben, oder unaufhörlich einen Vergleich treffen muß mit einer Himmelsgesinnung, die man ihm nun einmal als pflichtmäßig aufdrängen will. Wenn wir diesen Ernst, trotz seiner anerkennenswerthen Absichten, tadeln müssen; wenn wir seinem Princip: Trennung zwischen geweihtem und profanem Gebiet, das, wenn man so will, humanistische Princip entgegenstellen, welches die Aufgabe des socialen Lebens in dem bereits von uns beschriebenen Sinne, als untheilbares und heiliges Ganzes faßt, so geschieht dieß nicht aus willkürlicher Vorliebe für einen Standpunkt, der vielleicht mehr als ein anderer mit unsern persönlichen Neigungen übereinkommt, sondern vielmehr aus Gehorsam dem gegenüber was die Zeichen der Zeit uns unzweideutig zu lehren scheinen.

Mit der kurzen Darlegung dieses Unterrichts, wünsche ich meine Schrift zu beschließen.

XI.

> . . . . Ridentem dicere verum
> Quid vetat? Ut pueris olim dant crustula blandi
> Doctores, ...
> Sed tamen amoto quaeramus seria ludo.
> Horat. Satyr. I, 1.

Unsere Zeit hat zwei Richtungen, wovon die eine nach der andern bestimmt schien, das Problem des menschlichen Lebens in höchst einfacher Weise zu lösen, eine schlagende Täuschung erfahren lassen. Ich meine — mich der üblichen Kunstausdrücke bedienend — die materialistische und die pietistische Richtung.

Der Materialismus, zu Ende des vorigen Jahrhunderts das letzte Wort der menschlichen Weisheit, und in unsern Tagen bemüht sich wissenschaftliche Grundlagen zu geben, deren er allerdings bedurfte, besitzt nicht wenig, kraft dessen er versprechen durfte, die frohe Botschaft für unser Geschlecht zu werden. Stoffwechsel heißt, dieser Richtung zufolge, das Geheimniß, das all unser Streben und all unser Leiden erklären, und uns für Beides die richtige Ansicht geben soll. Unser körperlicher Zustand sei die wahre Quelle unseres Glücks oder Unglücks, dessen was wir Tugend und Laster nennen. Recht besehen, brauchen wir uns über nichts zu grämen. Sorgen wir nur für ein gesundes kräftiges Nervenleben. Gemüthsleiden gibt es nicht, wenn nur der Darmkanal in Ordnung ist. Gewissensbisse seien verschwunden; unsre Leidenschaften und Triebe, unsre Liebe und unser Haß kommen auf Rechnung ähnlicher Ursachen wie Unpäßlichkeit des Magens oder ein Geschwür. Religiösen Bedürfnissen werde in der fortwährend verbesserten Anwendung der Naturwissenschaften ihr Genüge gethan; philosophischen Speculationen werde von selbst der Abschied gegeben, oder sie lassen sich vermittelst einer Badecur vertreiben, seitdem sie zum ersten Grade des Gehirnleidens reducirt worden. Die Furcht vor dem Tode wird unschuldig, wie jedes instinctmäßige Gefühl; die vor der Ewigkeit sei ein Hirngespinnst aus der finstern Zeit der Scholastik. Jetzt sei das Licht aufgegangen, der Morgen angebrochen, und Hygiëene heiße der Abgesandte des neuen Gottes, der selber den Namen Lebensgenuß trage und der, vermöge Alles

dessen was die Erde und der sogenannte Geist des Menschen darbieten, alle seine Anbeter reichlich lohnen werde.

Die gebildete Menschheit wird ja nicht ablassen, dem Worte dieser Richtung Gehör zu schenken, und seinen wohllautenden Klängen zu lauschen. Warum sollte sie ihm nicht trauen und es künftig für ausgemacht halten, man habe bloß materiellem Wohlsein nachzujagen, um einem irdischen Paradiese entgegen zu gehen? Sittlichkeit und Religion, jene lästigen Dinge, von nun an unter die Herrschaft einer vernünftigen Gesundheitslehre gebracht; die metaphysischen Bedürfnisse mit all dem Gezänke, all der Intoleranz wohin sie führen, in ihrer Eitelkeit zur Schau gestellt; Gewissen und Unsterblichkeitsglaube, lästigen Zügeln gleich, sich vom Halse geworfen, — eine Lehre, die solche Dinge predigt, die zum Beweise ihrer Wahrheit sich auf so unwiderlegliche Erscheinungen beruft und so beredter Vertheidigung sich erfreut, muß ja die Menschheit mit fortreißen und die Gedanken für immer jener von der materialistischen Weisheit als eitle Träumerei dargestellten Dinge entwöhnen?

Ein solches Resultat war allerdings zu erwarten. Und der Prophet, der bei der Geburtsstunde des neunzehnten Jahrhunderts über dessen Bestimmung befragt worden wäre, hätte auf sehr triftige Gründe hin erklärt: dieses Jahrhundert wird das entgegengesetzte des sechzehnten sein. War dieses die Zeit der religiösen Fragen, das neunzehnte Jahrhundert wird höchstens die Religion der Vernunft in Ehren halten, übrigens aber, in seinen Naturforschungen vertieft, die Zeit nicht vergeuden an Mährchen, deren Lösung zu versuchen die gesunde Vernunft es als eitles Beginnen zu betrachten gelehrt.

Wir wissen jedoch, daß jener Wahrsager keine Wahrheit gesprochen hätte. Die gebildete Menschheit hat sich so wenig von der materialistischen Richtung belehren lassen, daß sie, zum Erstaunen Aller, von dem ihr vom Materialismus schon bereiteten weichen Ruhelager erschrocken sich erhoben hat, wie einst der Knabe Samuel in der Schlafkammer des alten Eli, weil sie eine geheimnißvolle Stimme vernommen hatte, der auch sie antworten mußte: Rede Herr, deine Magd hört.

Die religiösen Fragen, wie allgemein bekannt, haben ein neues

Interesse erlangt, beherrschen aufs neue das Schicksal der Völker und Familien. Und die gebildete Menschheit, ob man ihr schon versprach, die Steine ihrer Wüste in Brod zu verwandeln, hat — ja sie auch! — geantwortet: Und ob du mir Brod die Fülle reichtest für mich und meine Kinder, wir können nicht vom Brod allein leben, wir hungern nach einem Worte von Gott.

Das vernahm die pietistische Richtung und ließ es sich nicht zweimal sagen. Es war auf ihre Mühle, die eine Zeitlang still gestanden, höchst willkommnes Korn. Nein, so sprach sie zu uns, vom Brod könnt ihr nicht leben, denn dieses Brod ist vergänglich wie die Erde, die es hervorbringt. Eure Unruhe trügt euch nicht. Alles in der Welt ist eitel. Eins ist Noth: der Glaube an den Schmerzensmann. Pflücket in diesem Lande der Pilgrimschaft keine verwelklichen Rosen. Erfaßt den Pilgerstab, legt das Kreuz auf die Schultern und schreibt auf die Fahne, die eurer Wallfahrt voranleuchtet: Ruhe dort oben! Betrachtet dieses irdische Leben wie ein dunkles Thal, wo nur das Glaubensauge es wagt empor zu schauen zu den Bergen, woher die Hülfe kommen wird. Wie es euch hier unten ergeht, ist völlig gleichgültig, wird nur eure Seele gerettet. Die Krone harret desjenigen, der den guten Kampf gekämpft.

Wie begierig mußte nicht die Menschheit der Sprache dieses neuen Kreuzzugs horchen. Das war das wahre Evangelium, das Leugnen jedes Leidens, die Verherrlichung der Armuth und des Elends. Ein Gott, der da züchtiget, den Er lieb hat: das ist die Lösung aller Räthsel. Zu diesem Evangelium würden Alle sich bekehren, und so sich über die Drangsale dieses kurzen Lebens trösten lernen. Die Zeit der Vergeltung, das ist Morgen. Und dann alle Thränen abgewischt, ein ewiges Hallelujah.

War auch die Erwartung des Pietismus auf wiederum sehr annehmbare Gründe gebaut, auch sie ist nicht in Erfüllung gegangen. Unser Jahrhundert, möge es auch zu Zeiten ängstlich und unter tiefem Erröthen an jene Thüre pochen, hinter der es die Welt des Unendlichen ahnt, hat doch nicht seines Bleibens dort gefunden. Es hat sich die trüben Wolken von der Stirne hinweggescheucht, mit frischer Kraft, mit neuer Liebe sich auf die Dinge werfend, die gesehen und vielleicht begriffen werden. Und sonderbar ist es der

pietistischen Richtung zu Muthe, jetzt, da all ihre Pilger dieses dunkeln Thränenthales auf bequemen Eisenbahnen und in üppigen Booten beim Genusse der fröhlichsten Musik, von den Lüften des fernen Westens aufs angenehmste betäubt, gesund und frisch an ihr vorübereilen, ihr ein herzliches Lebewohl zuwinkend, keineswegs der Meinung, daß dieses Thal des Lebens noch anders dunkel sei, als vom Rausch der Industrie. Hat doch jeder Berg jetzt seinen Tunnel.

Da steht nun der Materialismus. Und die pietistische Richtung steht daneben, Beide zur Unthätigkeit verurtheilt, Beide achselzuckend über die sonderbare Menschheit, von der Beide nicht mehr das Geringste begreifen. Der Materialismus grübelt: ich hatte ihr gesagt, sie sollte bloß genießen. Und die pietistische Richtung grübelt: ich hatte ihr gesagt, sie solle bloß hoffen. Sie klagen einander gegenseitig ihr Leid, und was bleibt ihnen übrig als Trost bei einander zu suchen? Die Ehe des Materialismus mit der pietistischen Richtung — aufdaß wir mit der Mittheilung dieser Begebenheit diese kurze Erzählung beschließen — ist noch nicht lange her vollzogen worden und ward bereits gesegnet mit einem lieben Sprößling, einem Mädchen; es muß eine Orthodoxie sehr eigenthümlicher Art sein. Das Kind soll in den anständigsten Kreisen aufgenommen sein und wird — so heißt es — in der vornehmen Welt seinen Weg sehr gut finden.

„Sed tamen amoto quaeramus seria ludo."

Die Zeichen der Zeit weisen uns also auf die Nothwendigkeit hin, eine Richtung zu suchen, die weder die religiöse noch die sociale Seite des Lebens außer Rechnung läßt, die allen legitimen Bedürfnissen der menschlichen Natur Erfüllung verspricht, die allen Kräften der Menschheit ihre freie Entwicklung sichert. Wollte Jemand behaupten, er habe diese Richtung gefunden, und sei nun im Stande sie in allen ihren Theilen zu beschreiben und anzupreisen, so würde dieser sich der Großsprecherei schuldig machen. Wir dürfen zufrieden sein, wenn uns das Lob nicht entgeht, mit dem Finger nach jener Seite hingewiesen zu haben [1]). Dort irgendwo muß sie liegen, wo das sociale Leben als der große Lebenszweck des einzelnen Men-

[1]) Trösten wir uns indessen mit der alten Lehre des Horatius (Ep. I, 1):
Non possis oculo quantum contendere Lynceus,
Non tamen idcirco contemnas lippus inungi;

schen aufgefaßt wird; wo die Heiligkeit der Aufgabe des Lebens der menschlichen Gesellschaft in ihrem ganzen Umfange erkannt wird; wo Alles Sünde heißt, was nicht in der ernsten Absicht geschieht, daß es der Menschheit zu Gute komme; wo aber auch umgekehrt Alles Gerechtigkeit heißt, was diese Absicht zur wahrhaften Grundlage hat. Dort irgendwo muß diese unserm Geschlechte unentbehrliche Richtung gefunden werden, wo die Selbstständigkeit aller menschlichen Kräfte behauptet wird; wo die Religion nicht von Weitem verehrt wird, wie ein aus mythologischen Regionen herabgestiegener Heros, sondern mit inniger Hingabe gepflegt, gleich einer Blume, die dem Boden der Menschheit entsprossen, heilige Liebe heißt; wo Wissenschaft und Kunst von der Vormundschaft der Kirche befreit werden; und wo der große Führer auf religiösem Gebiet, nun nicht mehr der unverstandene Verkündiger eines übernatürlichen Systems, geliebt wird und zum Vorbilde gewählt als die anziehendste Offenbarung des wahrhaft natürlichen Menschen.

XII.

Ich kann nicht Abschied nehmen von diesem Buche, dessen Inhalt für mich fast ganz in dem letzten Capitel aufgeht, ohne eben aus der hier gelieferten Beweisführung Anlaß zu nehmen zu einer Bemerkung, in die auch Solche einstimmen werden, die sich übrigens am wenigsten mit dieser Schrift einverstanden fühlen dürften.

Wenn wir Acht geben auf die Schwachheit des Menschen, auf die ihm jeder Zeit drohende Gefahr des Irrens, und andrerseits auf die Arbeit, die der Zweck des socialen Lebens von ihm heischt, so fällt uns das Mißverhältniß, zwischen dem was wir thun möchten und bisweilen thun zu können meinen, und dem was wir wirklich auf dieser Erde verrichten, peinlich auf. Daß Jeder von uns nicht Alles vermag, ist eine von Niemand bestrittene Wahrheit, die aber auch Niemand Trost gewähren kann, der so gerne — nicht Alles, wir denken nicht daran — aber doch etwas mehr vermöchte. Wem unter uns wird es vergönnt, das Bewußtsein in sich zu tragen, daß

Nec, quia desperes invicti membra Glyconis,
Nodosa corpus nolis prohibere chiragra.
Est quodam prodire tenus, si non datur ultra.

er alle seine Kräfte und Gaben anzuwenden vermöge; all den Nutzen stifte, den er unter den günstigsten Umständen stiften könnte? Müssen wir auch annehmen, daß jeder Einzelne seine Stelle im großen Ganzen finden könne, und daß jedes gute Samenkorn, das wir ausgestreut, dereinst Früchte tragen werde; ist es uns zwar wohlthuend für die Zukunft der Menschheit zu arbeiten, ob auch unsre Augen sie niemals schauen werden, so ist doch das Verlangen nach einer etwas reineren Harmonie zwischen den Verhältnissen und unsern Anlagen und Bestrebungen kein vermessenes. Diese Verhältnisse sind verschiedener Art. Bald finden sie ihren Grund außer uns, bald auch in uns. Allein dieser Unterschied ist von geringer Bedeutung. Das Unvollkommene in uns und in der Welt ist immer eine fatale, in den meisten Fällen nicht zu brechende Macht, was auch eine abstracte Moral davon predigen möge. Es schlummern Kräfte in uns, die niemals zu ihrem Rechte kommen; Talente im allgemeinsten Sinn, die keine Zinsen abwerfen können. In mehr als einer Hinsicht ist die Menschheit der kinderlosen Frau gleich. Ihr Herz könnte lieben mit der ganzen Wärme der mütterlichen Liebe; allein, wo ist das Kind?

Wird sie es niemals an das Herz drücken? Werden wir niemals das Mißverhältniß zwischen unsern Anlagen und unsrer Entwicklung, unsern Kräften und unserm Wirkungskreis aufhören sehen? Niemals arbeiten ohne Ermattung, denken ohne Wehmuth; fühlen, ohne daß die Schwungkraft unsres Gefühles allmählig erlahme? Und, werden wir niemals lieben ohne Täuschung; ohne daß die Fessel unsrer Selbstsucht sich immer wieder um die Flügel unsrer Liebe schlinge?

Es ist nicht wahrscheinlich. Weniger noch, sollte man meinen, weniger noch als von der Materie, könne etwas vom Edelsten in uns verloren gehen. Die Hoffnung der Unsterblichkeit ist nur ein anderer Name für unsre Sehnsucht nach der Vollkommenheit, für unser Dürsten nach Gott.

Selig die da hungern und dürsten.

Diese Glaubenssprache Jesu bleibe die unsere; Stütze und Weihe, hier auf Erden, einer unverdrossenen Thätigkeit; heiliger Trost, in jener geheimnißvollen Stunde, wenn die Nacht kommt, in der Niemand wirken kann.